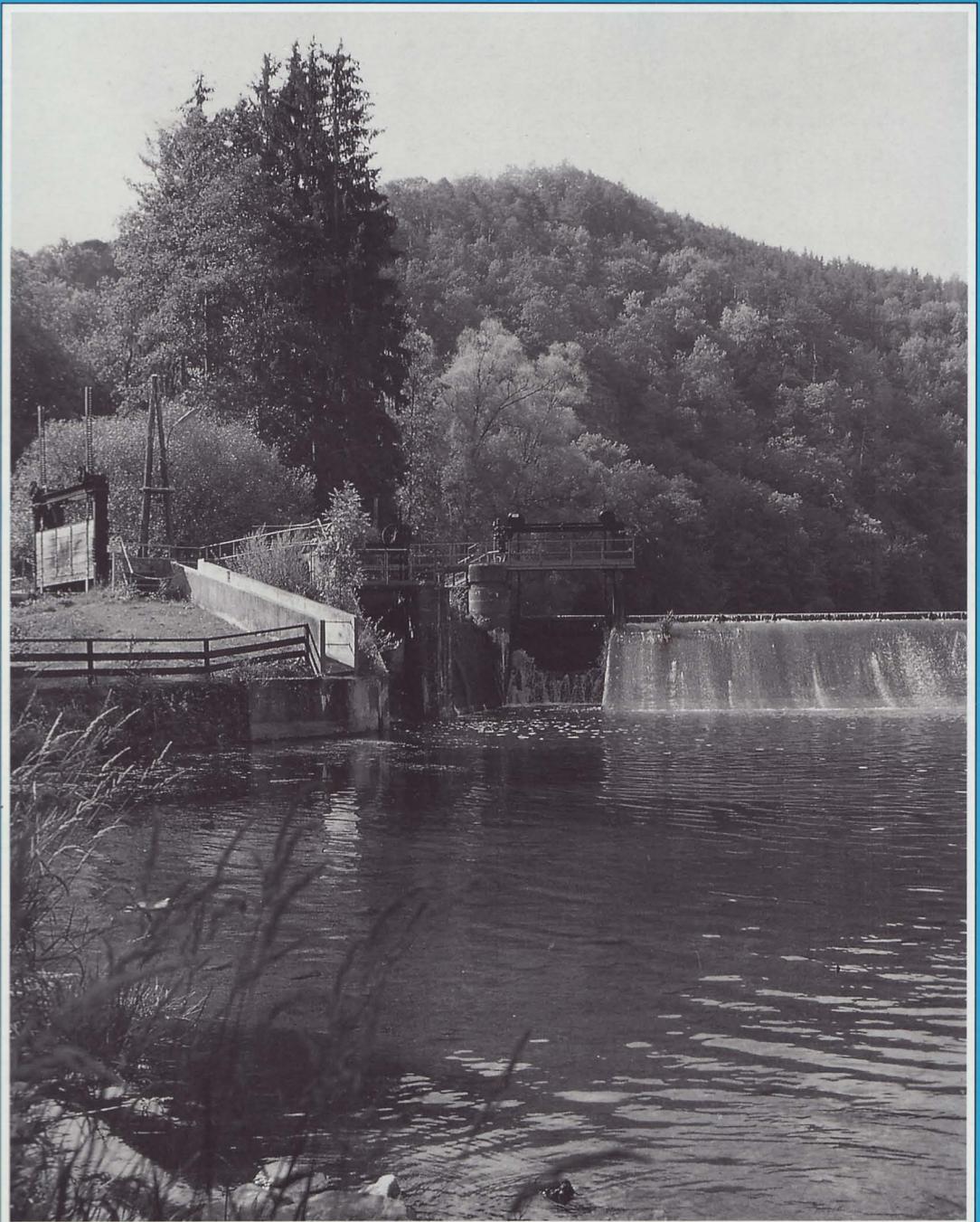


Das Waldviertel

44. Jahrgang

1995

Heft 3



INHALT

Erich Steiner: Versunkene Landschaften — Ein Beitrag zur Geschichte des Kraftwerkbaues im Kamptal	217
Ernst Pleßl: Die Weiterentwicklung des Grabendorfes zum Angerdorf im Waldviertel (2. Teil)	226
Karl Hulka: Die Rudolf-Fischer-Siedlung in Horn	237
Ilse Wais: Die Ernährungs- und Versorgungsprobleme im Bezirk Waidhofen an der Thaya nach Kriegsende 1945	250
Friedel Moll: Brauchtum im Bezirk Zwettl. 3. Teil: Brauchtum zur Jahreswende	259
Johann Lang: Prokop Diviš (Diviš), der Erfinder des Blitzableiters	266
Waldviertler und Wachauer Kulturberichte	270
Buchbesprechungen	287
Mitteilungen des Waldviertler Heimatbundes	315
Jahreshauptversammlung des Waldviertler Heimatbundes	315

TITELBILD:

Wehr für E-Werk nahe dem Umlaufberg bei Rosenberg

(Foto: Johann Fenz, Horn)

WALDVIERTEL INTERN

Die einzelnen „Waldviertel“-Hefte umfassen derzeit ca. 100 Seiten. Es ist nicht immer leicht, den Umfang der eingelangten Manuskripte auf das Heft umzulegen, sodaß manchmal schon gesetzte Artikel auf das nächste Heft verschoben werden müssen. So auch dieses Mal. Der Beitrag von Burghard Gaspar „Der ‚Weiße Stein von Eggenburg‘. Der Zogelsdorfer Kalksandstein und seine Meister“ wird erst in Heft 4/1995 erscheinen.

Mit besten Grüßen

Mag. Rudolf Malli
Finanzreferent

Dr. Erich Rabl
Präsident

Erich Steiner

Versunkene Landschaften

Ein Beitrag zur Geschichte des Kraftwerkbaues im Kampal

1. Einleitung

Bereits frühzeitig wurde erkannt, daß sich die Wasserkraft des Kamps hervorragend für verschiedenste Zwecke nutzen läßt. Das Gefälle und die gute Wasserführung dieses Flusses werden seit dem Mittelalter von Mühlen, Schmiedehämmern, Sägen genutzt. So existierten beispielsweise Mitte des 17. Jahrhunderts am Ober- und Mittellauf des Kamps und in seinem Einzugsbereich mehr als 50 Mühlen. Die meisten davon waren allerdings Klein- und Kleinstmühlen, von den zehn größten Mühlen des Waldviertels lagen nur zwei (die Oberhofmühle bei Zwettl und die Paumgartmühle bei Allentsteig) am oberen Kamp.¹⁾

Der Kamp weist aber Voraussetzungen auf, die ihn auch für eine Energiegewinnung im größeren Maßstab geeignet erscheinen ließen. Erste diesbezügliche Planungen datieren aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Im Laufe der Zeit wurden — auch aus heutiger Sicht — gigantische Projekte entwickelt, wovon letztendlich nur Teile verwirklicht wurden.

Beinahe 40 Jahre sind seit der Inbetriebnahme des ersten Generators Ottensteins vergangen, vor mehr als 40 Jahren gingen Wegscheid und Krumau ans Netz. Ihre Errichtung wurde als Glanzleistung österreichischer Ingenieurkunst bezeichnet und war zweifellos von eminenter energiewirtschaftlicher Bedeutung für Niederösterreich. Darüber hinaus sorgten die Speicherseen für einen Aufschwung des Fremdenverkehrs in dieser Region. Auf der anderen Seite brachten die Kraftwerke eine Reihe von ökologischen Problemen mit sich, so beispielsweise eine Verminderung der durchschnittlichen Wassertemperatur und eine daraus resultierende Veränderung der Fischfauna. Vor dem Einstau war der Kamp bei Wegscheid bis zu 25 Grad Celsius warm, heute erreicht er erst ungefähr bei Stiefnern jene Temperatur, mit der er bei Zwettl in den ersten Speicher fließt.²⁾

¹⁾ Herbert Knittler, Mühlen in Niederösterreich. Überlegungen zur Nutzung der Wasserenergie im 17. Jahrhundert. In: UH 54/4 (1983) S. 267-282. — Hans Heppenheimer, Die Zunft der Müller (Sankt Martins Zöch eines ehrsamten Müllerhandwerkes in dem Markth Garsch). In: Kampalstudien Bd. 1 (1981) S. 77-95.

²⁾ Gerald Dick/Peter Sackl, Die Fischfauna des Kamp (Waldviertel, Niederösterreich) im Hinblick auf fischbiologische Zonierung und Wassergüte. In: Wissenschaftliche Mitteilungen aus dem NÖ Landesmuseum 6 (1989) S. 142-205. — Gerald Dick/Walter Litschauer/Peter Sackl, Fischbestandeserhebungen an zwei Fließstrecken des Kamp unter Berücksichtigung der ökologischen Verhältnisse. In: Österreichische Fischerei 38/1 (1985) S. 8-17.

Nicht vergessen werden darf in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß durch die Errichtung der Kraftwerkskette am Kamp hunderte Hektar Walviertler Landschaft für immer unter der Wasseroberfläche verschwanden. Eine Landschaft, die in zahlreichen Reiseberichten des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts als eine der schönsten Österreichs beschrieben wird.³⁾

In der Sammlung des NÖ Landesmuseums befinden sich eine ganze Reihe von Fotografien, die die heute überfluteten Landschaften zeigen, wovon einige hier erstmals publiziert werden sollen.

In seiner „ökologischen Parabel“ über das Kamptal stellt Werner Gamerith 1987 fest: „So mancher hat beim Betrachten alter Ansichten von Landschaften, die heute verbaut, überflutet, trockengelegt sind, die Empfindung, daß hier Unwiederbringliches verlorengegangen ist. . .“ Damit hat er zweifellos recht. Aber es hätte, wären die ursprünglichen, heute weitgehend in Vergessenheit geratenen Pläne tatsächlich realisiert worden, noch viel schlimmer kommen können.

2. Erste Kleinkraftwerke am oberen Kamp

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlangte die Elektrizität als Energiequelle in Österreich zunehmende Bedeutung. Bereits 1884 wurde in Steyr ein Wasserkraftwerk errichtet, das als das erste der Welt gilt, 1886 entstand in Scheibbs das erste öffentliche Elektrizitätsversorgungsunternehmen.⁴⁾

Vergleichsweise frühzeitig wurde auch daran gedacht, den Kamp zur Erzeugung von Strom heranzuziehen. Schon 1891 konstituierte sich in Zwettl die „Zwettler Elektrizitätsgesellschaft m. b. H.“, die 1897/98 das erste Wechselstromwerk der österreich-ungarischen Monarchie in der Syrнау bei Zwettl errichtete.⁵⁾ Im Jahr 1901 begann die Planung für ein Wasserkraftwerk bei Rosenberg, das schließlich 1907/08 von der Stadtgemeinde Horn erbaut wurde und noch heute in Betrieb ist.⁶⁾

Andere Projekte scheiterten aus heute nicht mehr nachvollziehbaren Gründen. So beispielsweise der Plan der Gemeinde Neupölla, im Jahre 1912 ein Wasserkraftwerk bei Wegscheid zu errichten. Trotz vorliegender Genehmigungen durch die zuständigen Behörden wurde das Vorhaben nicht verwirklicht. Neupölla wurde erst im Jahr 1922 elektrifiziert und von der Reithmühle bei Steinegg versorgt.⁷⁾ Dort hatte im Jahr 1921 die Gutsherrschaft Greillenstein ein E-Werk in Betrieb genommen, das zahlreiche Ortschaften der Umgebung mit Strom versorgte.⁸⁾ Zu dieser Zeit wurden am Kamp zahlreiche Mühlen mit Turbinen und Generatoren ausgestattet.

³⁾ Friedrich B. Polleroß, Erinnerungen an das Kamptal. In: Kamptalstudien Bd. 1 (1981) S. 6-70. — Werner Gamerith/Dieter Bogner/Friedrich B. Polleroß, Zwischen Bedrohung und Bewahrung. Das Kamptal — Eine ökologische Parabel (Wien 1987).

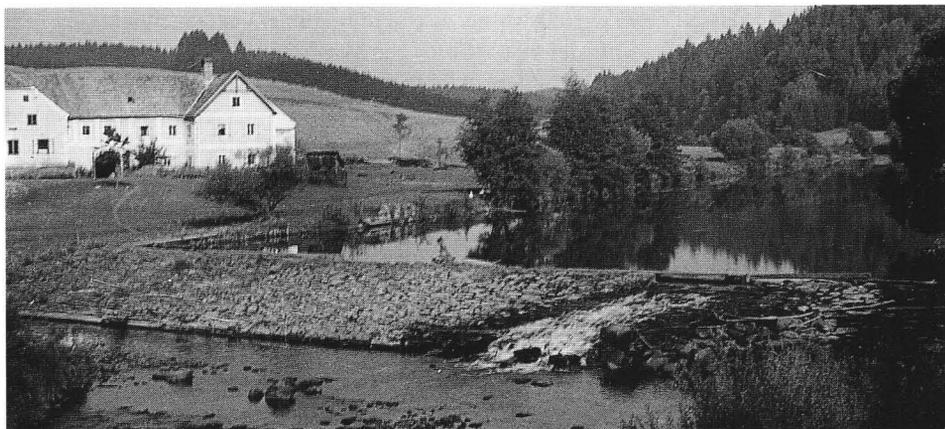
⁴⁾ Leopold Bauer, Österreichs Energiewirtschaft. In: Österreich-Reihe 110-112 (1960) S. 52.

⁵⁾ Josef Leutgeb, Die ZEG — das erste Wechselstromwerk Österreich-Ungarns. In: Walter Pongratz/Hans Hakala, Zwettl NÖ 1 (Zwettl 1980).

⁶⁾ Karl Gutkas, Horn im 20. Jahrhundert. In: Höbarthmuseum der Stadt Horn (Horn o. J. 1973) S. 166. — Erich Rabl, Wasser für Horn. Die Wasserversorgung der Stadt Horn in den letzten 100 Jahren (Horn 1983) S. 65-75: Wasser für die Stromerzeugung: Horns erstes Elektrizitätswerk (1908).

⁷⁾ Friedrich Polleroß, Ein Kleinkraftwerksprojekt in Wegscheid am Kamp 1912. In: Kamptalstudien 2. Bd. (1982) S. 108-119.

⁸⁾ Franz Rauscher, Die Reithmühle bei Steinegg am Kamp. In: Wv 10 (1952) S. 10-14.



Fürnkranz-Mühle 1947



Stein-Mühle 1946



Brugg-Mühle 1947

1922 wurde für das NÖ Elektrizitätswesen zu einem besonders bedeutenden Jahr. Mit der Gründung der NEWAG wurde der erste Schritt zur Monopolisierung der E-Wirtschaft getan. Besonders in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wurden — mit teils fragwürdigen Methoden und in einem beinharten Verdrängungswettbewerb — kleine Gesellschaften übernommen (z. B. jene von Zwettl 1955) und zahlreiche kleine Anlagen (z. B. die schon erwähnte in der Reithmühle), die zu dieser Zeit noch in größerer Anzahl am Kamp existierten, vom Netz abgekoppelt.⁹⁾

3. Die ersten Kamp-Donau-Projekte¹⁰⁾

Aus dem Jahr 1911 stammt das erste große Projekt zur energiewirtschaftlichen Nutzung des Kampflusses. Es sah drei Speicher (bei Neustift, Groß Reinprechts und Kottes) mit einer Kapazität von zusammen 45 Millionen m³ vor. Über ein weit verzweigtes Stollensystem von über 50 km Länge sollte das Wasser des Kamps zur Donau bei Weißenkirchen geleitet und dort abgearbeitet werden. Der Kamp wäre also zur Donau abgeleitet und der Unterlauf des Flusses weitgehend trockengelegt worden. Das Projekt scheiterte in erster Linie an den großen Widerständen der Unterlieger.

Bereits 1919 wurde ein ähnliches Projekt entwickelt, das teilweise auch die Belange der Unterlieger berücksichtigte. Geplant war die Errichtung von zwei Großtalsperren am Kamp (Utissenbach mit 16 Millionen m³ und Ottenstein mit 20 Millionen m³). Über Stollen von 23 km Länge sollte das Wasser zu einem Zwischenspeicher im Flußgebiet der Krems (bei Nöhagen) und von dort zu einem Kraftwerk bei Spitz oder Weißenkirchen abgeleitet werden.

Ebenfalls im Jahr 1919 wurde ein Projekt vorgestellt, das einen großzügigen Ausbau des Kamps vorsah und weit über die ursprünglichen Ziele, nämlich für eine örtliche Bedarfsdeckung zu sorgen, hinausging. Geplant war die Errichtung von zwei größeren Sperren (Schönbach mit 50 Millionen m³ und Wurmbrand mit 26 Millionen m³) und acht kleinen Speichern (z. B. Rosenau und Ottenstein) und ebenso vielen Krafthäusern, sowie Triebwasserstollen mit einer Gesamtlänge von 37 km.

Im Jahr 1922 war beabsichtigt, oberhalb und unterhalb Zwettls neun Speicherkraftwerke auf genossenschaftlicher Basis zu errichten. Die Projekte der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg scheiterten am enormen Finanzbedarf, der offenbar damals nicht aufzubringen war.

4. Der Rahmenplan aus dem Jahr 1944

Nach diesen ersten fehlgeschlagenen Versuchen war es lange Zeit still um den Kampausbau. Erst der steigende Energiebedarf während und nach dem Zweiten Weltkrieg ließ den Gedanken an eine energiewirtschaftliche Nutzung des Kamps wieder aufleben. Damals verfügte die NEWAG nur über zwei vergleichsweise unbedeutende Speicherwerke (Wienerbruck und Erlaufboden) und eine Reihe von Laufwerken, die in wasserarmen Zeiten den niederösterreichischen Strombedarf nur zu einem Teil decken konnten. So konnte die

⁹⁾ Polleroß, Kleinkraftwerksprojekt (wie Anm.7) S. 116.

¹⁰⁾ Die nachstehend angeführten Angaben zu Kraftwerkprojekten am Kamp (technische Daten usw.) wurden folgenden NEWAG-Broschüren entnommen: NEWAG Baudirektion, Pumpspeicherwerk-Ottenstein, Baubericht 1954-1957 (o. J.) 61 Seiten. NEWAG Aktiengesellschaft, Kampkraftwerke (o. J.) 31 Seiten. NEWAG, Kampkraftwerke (1957) 15 Seiten.

NEWAG beispielsweise im Jahr 1949 bei einem Gesamtbedarf von 326 GWh nur 102 GWh in eigenen Anlagen erzeugen.

Bereits im Jahr 1943 wurde die Ausarbeitung eines generellen Rahmenplanes in Auftrag gegeben, der die möglichst umfassende Nutzung der Rohenergie des Kamps bei gleichzeitigem Ausgleich des unregelmäßigen Wasserangebotes innerhalb eines Jahres zum Ziel hatte. Der Rahmenplan sah am Oberlauf fünf Speicher, und zwar Grub, Haselbach, Gschwend, Wurmband und Rosenau, mit einer gesamten Speicherkapazität von 60 Millionen m³ vor. Über Triebwasserstollen von insgesamt 29 km Länge sollte das Wasser in den Kraftwerken Lohn, Ritterkamp, Rosenau und Zwettl abgearbeitet werden.

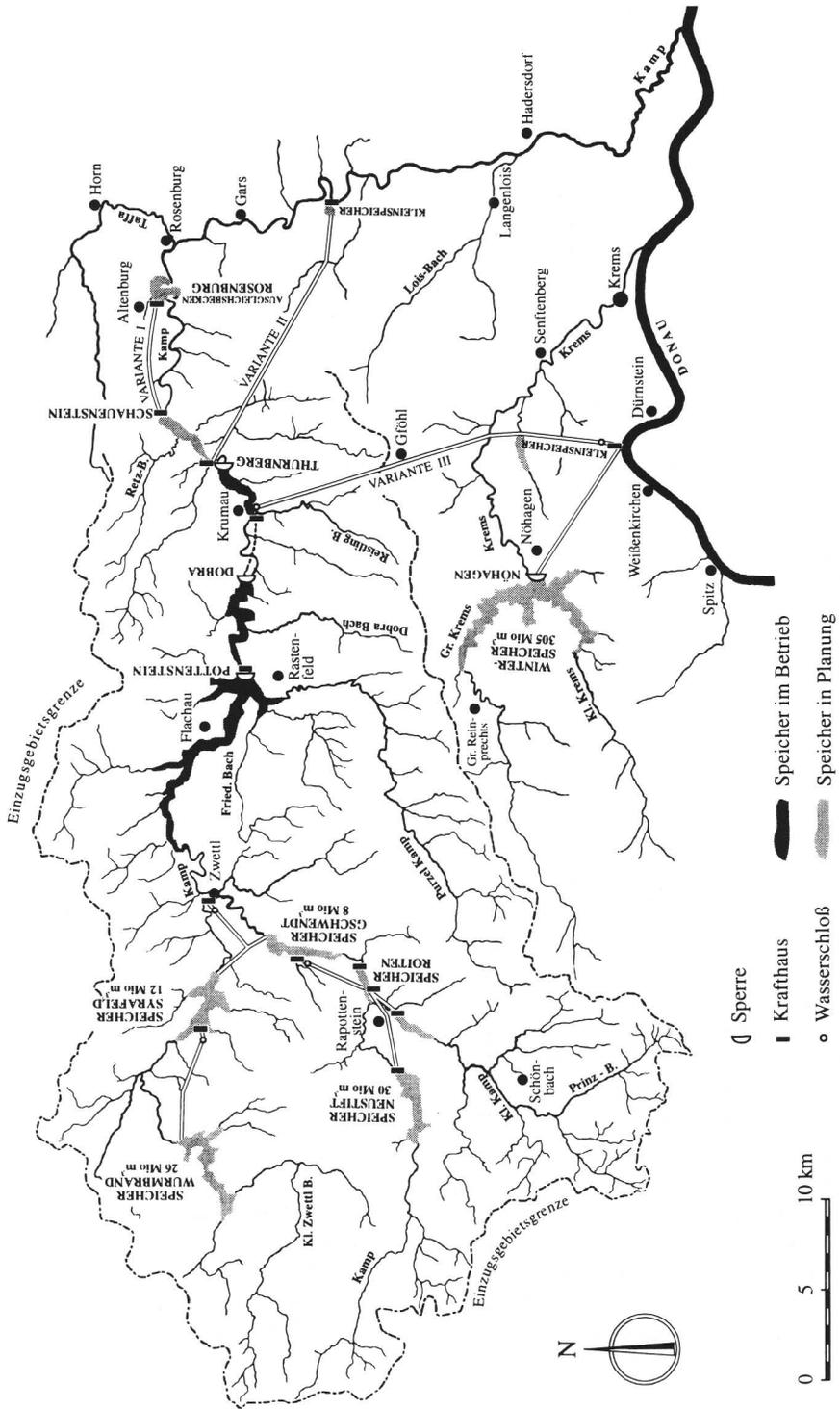
Am Mittellauf waren sechs Speicher (Rastefeld, Ottenstein, Dobra, Thurnberg, Schauenstein und Batzel) mit einer Speicherkapazität von rund 35 Millionen m³ vorgesehen, die in den Kraftwerken Rastefeld, Ottenstein, Krumau, Wegscheid, Wanzenau und dem Ausgleichswerk Batzel verwertet werden sollten. Darüber hinaus waren noch drei Laufkraftwerke an nicht näher definierten Örtlichkeiten vorgesehen.

1946 wurde mit den konkreten Planungen für die Stufen Thurnberg/Wegscheid, Dobra/Krumau und Ottenstein begonnen, die sich aus verschiedenen Gründen als besonders günstige Standorte erwiesen haben. Der Rahmenplan wurde dabei insofern verändert, als die Stauziele der Sperren Ottenstein und Dobra erhöht wurden, was zu einer entsprechenden Vergrößerung der Speicherkapazitäten (von 18,3 auf 73 Millionen m³ bzw. von 10,9 auf 21 Millionen m³) führte. Im Zuge der Errichtung der Kraftwerke Ottenstein und Dobra wurde eine ganze Reihe von Mühlen und Einzelhäusern, aber keineswegs Ortschaften oder gar Kirchen, wie oft erzählt wird, überflutet.

Nach Abschluß der Planungsarbeiten für diese Kraftwerkskette und deren Vollendung wurde eine „Studie zum Rahmenplan aus dem Jahr 1944“ in Auftrag gegeben. Diese sah die Errichtung von mehreren Großspeichern am Kampoberlauf vor. Über eine Stollenverbin-



Heute überflutete Landschaft westlich von Thurnberg im Jahr 1946



Studie zum Rahmenplan: Die Karte zeigt den Umfang der energiewirtschaftlichen Planungen an Kamp, Krenns und Zweitl bach, die Teile des Waldviertels in eine „Fjordlandschaft“ verwandelt hätten. Die Darstellung wurde der Broschüre „Kampkraftwerke“ (1957) entnommen.

dung vom Becken Thurnberg und einen Zwischenspeicher im Reichaugraben sollte Wasser zur Donau bei Weißenkirchen geleitet, die Speicher Ottenstein und Dobra teilweise durch Pumparbeit von der Donau her befüllt werden.

Man nahm aber vorerst von einer weiteren energiewirtschaftlichen Nutzung des Kamps oberhalb Ottensteins Abstand, obwohl die Wirtschaftlichkeitsuntersuchungen der Großspeicheranlagen am Kampoberlauf eine hohe Wertigkeit ergaben. Die weiteren Ausbaupläne beschränkten sich in der Folgezeit auf den Kampalabschnitt unterhalb Wegscheid.

Zwei Varianten standen für den Ausbau des mittleren Kampabschnittes zur Diskussion: Die erste Variante sah vor, das Werk Rosenberg in ein Ausgleichswerk umzubauen und das bestehende Ausgleichswerk Thurnberg/Wegscheid in ein Spitzenkraftwerk umzuwandeln. Das verbleibende Gefälle zwischen Wegscheid und Rosenberg sollte durch das Spitzenkraftwerk Schauenstein-Altenburg genutzt werden. Hierzu wäre bei der Ruine Schauenstein eine 20 Meter hohe Sperre errichtet, das Wasser in einem 7 km langen Stollen zum Krafthaus Altenburg und von dort in das Ausgleichsbecken Rosenberg geleitet worden.

Mit dieser Variante wäre nur etwa die Hälfte des zwischen Wegscheid und der Donaumündung vorhandenen Gefälles verwertet worden. Es lag daher nahe, nach günstigeren Ausbaumöglichkeiten zu suchen. Nach einer daraufhin entwickelten zweiten Ausbauplanung sollte über das Krafthaus Wegscheid lediglich die für die unterliegenden Triebwerke notwendige Mindestwassermenge abgegeben werden. Das Überschußwasser sollte über Stollen zu einem Speicher im Tal des Planken- oder Stiefernbaches geleitet und in einem Krafthaus bei Althof genutzt werden (siehe Karte).

5. Neue Kamp-Donau-Projekte

Der stark steigende Energieverbrauch um 1950 gab den Anlaß zur Planung neuer Spitzenkraftwerke mit großen Speicherkapazitäten, die den Energiebedarf auch in den Wintermonaten sichern sollten. Eine erste Studie stammt aus dem Jahr 1951. Vorgesehen war einerseits die Ausnutzung der Speichermöglichkeiten am oberen Kamp, die lückenlose Nutzung der gesamten Kampstrecke bis zur Mündung in die Donau, eine Pumpspeicherung aus der Donau in die Krems, sowie andererseits eine Einleitung von Wasser aus Naarn, Aist, Ysper und anderen Gewässern in den Kamp. Für die Realisierung dieses Projektes wäre die Errichtung einer Vielzahl von Sperren und Krafthäusern sowie Stollen von über 100 km notwendig gewesen.

Im Jahr 1956 wurde ein Projekt entwickelt, das einen Speicher im Waldviertel mit dem Bau einer Donaustufe bei Rossatz in Verbindung bringt. Ein Zusammenhang mit dem Flußsystem des Kamps hätte nur insofern bestanden, als der Speicher Ottenstein zur Aufnahme von Hochwässern der Krems hätte dienen sollen. Vorgesehen war die Errichtung eines Hochspeichers auf dem Truppenübungsplatz Allentsteig (bei Groß Poppen). Zwei Stau-mauern von jeweils 1500 m Länge hätten einen Speicher mit einer Kapazität von rund 200 Millionen m³ und einen See mit 15 km² Oberfläche geschaffen. Das Wasser sollte über Stollen in einen kleinen Zwischenspeicher an der Krems und von dort in ein Krafthaus an der Donau geleitet werden. Der Speicher Groß Poppen wäre über Pumpen ausschließlich mit Donauwasser gefüllt worden.¹¹⁾

¹¹⁾ Bereits damals formierte sich Widerstand gegen die Errichtung weiterer Kraftwerke im Waldviertel und einen weiteren Kampausbau sowie die Zerstörung der letzten unberührten Landschaften, wie ein 1958 hierzu in „Das Waldviertel“ (S. 109-114) erschienener Aufsatz, der auch bei Polleroß (wie Anm.3) zitiert wird, belegt.



An dieser Stelle wurde die Sperre Dobra errichtet



Heute durch den Dobrastauee überflutete Landschaft östlich der Schlotein-Mühle im Jahr 1947
(Alle Fotos: NÖ Landesmuseum, Wien)

6. Weitere Planungen am mittleren Kamp

Erst Ende der 70er Jahre wurde ein weiterer Ausbau des mittleren Kamps ins Auge gefaßt. 1979 gingen die Pläne, vorgesehen war die Errichtung einer 42 m hohen Staumauer bei Schauenstein und einer 33 m hohen Staumauer bei Steinegg, ohne Information der Bevölkerung, an die Regierung, welche das Vorhaben zunächst zum „bevorzugten Wasserbau“ zu erklären hatte.

Als die Pläne „ruchbar“ wurden, bildete sich rasch eine Bürgerinitiative „Rettet das Kamptal“, welche zusammen mit dem „Verein der Freunde des Kamptales“ innerhalb kurzer Zeit 15 000 Stimmen gegen das Kraftwerk sammelte.

Besonders hinderlich im Genehmigungsverfahren für das Kraftwerk war für die E-Wirtschaft die Tatsache, daß der mittlere Kamp seit 1955 Landschaftsschutzgebiet war, weshalb ein Antrag auf naturschutzbehördliche Ausnahmegenehmigung gestellt wurde. Ein damals in einer renommierten deutschen Naturschutzzeitschrift erschienener Artikel erläutert treffend die Situation.¹²⁾ „Die Fronten werden hart, die Gegnerschaften verwirrend, wurden doch gleichzeitig: strenge Unterschutzstellung des Kamptales seitens der Ökologen als Naturschutzgebiet bzw. Aufhebung des bestehenden Landschaftsschutzes seitens der Kraftwerksbauer beantragt.“ Die Vorgänge der Folgezeit stellen einen wohl einmaligen Fall in der österreichischen Verwaltungsgeschichte dar. Trotz eines eindeutigen „Nein“ des damals gutachtenden NÖ Naturschutzdirektors hebt die Bezirkshauptmannschaft Horn die Landschaftsschutzverordnung für das Kamptal auf und ermöglicht damit eine Baugenehmigung. Ein bereits weit gediehener Entwurf für eine Naturschutzverordnung wird eingezogen. Besonders bemerkenswert war, daß in beiden Fällen (Entwurf der Naturschutzverordnung und Aufhebung der Landschaftsschutzverordnung) ein und dasselbe Gutachten als Entscheidungshilfe diente.

Daraufhin wurden Gutachten und Gegengutachten erstellt, auf beiden Seiten wurde viel Prominenz in die „Schlacht“ geworfen, und es war von Behördenwillkür sowie Schmiergeldzahlungen die Rede. Ob letztendlich die Argumente der Ökologen und des Artenschutzes oder die damals in Niederösterreich anstehenden Landtagswahlen zur Entscheidung, kein Kraftwerk im Kamptal zu bauen, führte, kann heute nicht mehr nachvollzogen werden. Was zählt, ist die Tatsache, daß durch den Verzicht auf den weiteren energiewirtschaftlichen Ausbau des Kamps, einer der letzten naturbelassenen Flußlandschaften Österreichs und einem bedeutenden Refugium für bedrohte Tier- und Pflanzenarten das Schicksal, für immer in den Fluten von Stauseen zu versinken, erspart blieb.

¹²⁾ Ernst Grünschnabel, Der Krampf im Kampf um den Kamp. In: Nationalpark 37/4 (1982) S. 44-47.

Die Weiterentwicklung des Grabendorfes zum Angerdorf im Waldviertel

(2. Teil)*

Im ersten Teil der Untersuchung wurden das Arbeitsgebiet, die Quellen und die Arbeitsmethode besprochen sowie eine Formenreihe definiert. Anschließend wurde über die Ausbildung des Grabendorfes und die Weiterentwicklung zum Angerdorf im Raum Horn referiert. Im zweiten Teil werden nun die Entwicklung und die verschiedenen Formen des Angerdorfes vorgestellt.

Formalelemente des Angerdorfes

1. Ein kleines Gerinne inmitten einer Grünfläche (= eines Angers) im Zentrum der Siedlung ist das bestimmende Element dieser Type.
2. Nach der Form des Angers, der größtenteils geländebedingt ist, erfolgt die Typeneinteilung in Längs-, Breit-, Dreieck-, Rechteck-, Linsen- und Rundangerdörfer.
3. Der Anger war ursprünglich nicht verbaut (Funktion!) und war Allmendegut.
4. Vielfach dient die Verbauung und Nutzung des Angers auch heute noch der gesamten Dorfgemeinschaft: Kapelle, Kirche, Volksschule, Gemeindehaus, Gemeindeschmiede, Milchsammelstelle, Feuerwehrhaus, Gemeinschaftskühlhaus, Gemeindebrunnen, Löschteich u. ä.
5. Ein einheitlicher Abschluß des Angers erfolgt meistens durch Randstraßen. Seltener führt nur eine Straße durch den Anger, von der die Zufahrten zu den Gehöften führen.
6. Entlang des Angers beziehungsweise der Randstraßen sind streng reguläre Baublöcke angeordnet (einer, zwei, drei oder vier), je nach der Form des Angers.
7. Alle Hausparzellen sind in einer Rechteckform angelegt und hatten alle zur Gründungszeit der Siedlung die gleiche Breite.
8. Bei der Hochform der Angerdörfer sind zwei Haupttypen zu unterscheiden:
 - a) Angerdörfer mit hofanschließenden Hausackergrundstücken, wobei die Hausparzellen 30 bis 36 m breit und bis zu 70 m lang sind.
 - b) Angerdörfer mit Gartenackergrundstücken, wobei diese Gartenäcker als ein Teil der Hausparzellen zu betrachten sind. Bei dieser Type sind die Hausparzellen wesentlich breiter, und zwar 45 bis 57 m, und etwa 120 bis 170 m lang.
9. Die Gehöfte haben alle eine einheitliche Baulinie entlang des Angers oder entlang der Randstraßen — eine strenge lineare Reihung.
10. Bei der Type Angerdorf mit Gartenäckern ergibt sich ein einheitlicher Abschluß des Ortsriedes zur Flur hin durch Wege. Bei jener mit Hausäckern schließen die Hausgärten das Ortsried ab.
11. Das Ortsried hat eine einheitliche Form, meistens ist es rechteckig, fallweise hat es aber auch eine dreieckige, viereckige oder runde Form.

* Der erste Teil erschien in Heft 2/1995, S. 127-139.

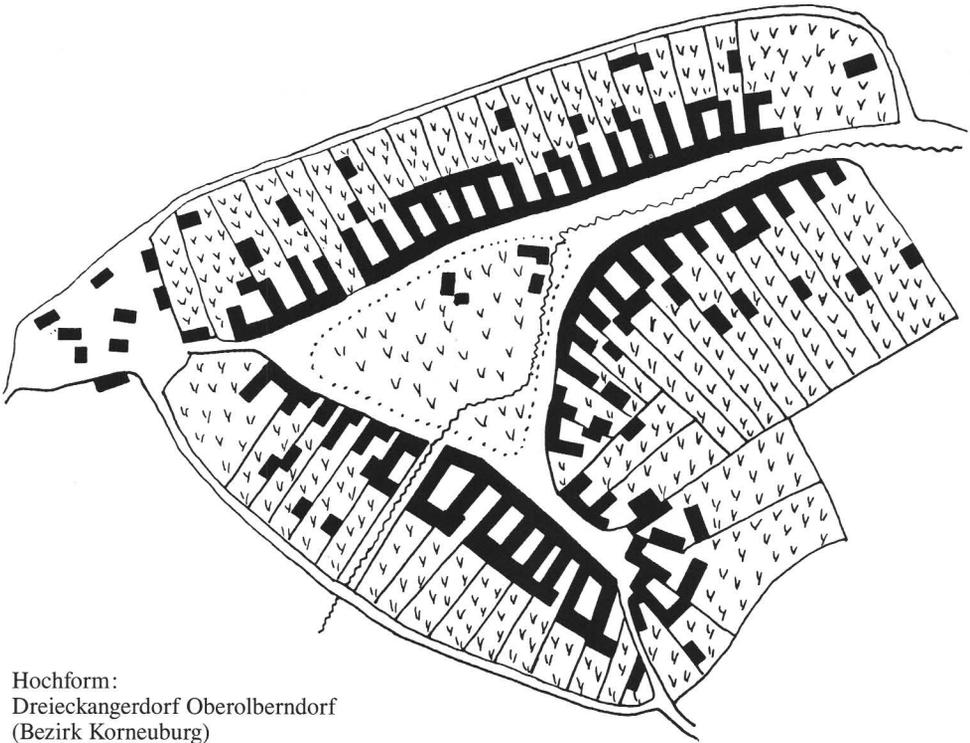
Hochform — Weiterentwicklung

Hat eine Formenreihe in ihrer Entwicklung eine Siedlungstypen zur Hochform ausgebildet, so ist der Entwicklungsvorgang abgeschlossen. Diese Type kann sich nicht mehr weiterentwickeln. Hier ist ein Höchstmaß an einer Planungssorgfalt erreicht. Die zur „Vollkommenheit“ ausgebildeten Elemente wie Platz, Straße, Baublock und Hausparzelle können nicht mehr im Sinne ihrer Formenreihe umgeformt werden. Die Ideen und Vorstellungen der Lokatoren und der Siedler sind mit einer Hochform erfüllt. So ist mit der Formenreihe Straßendorf, Angerdorf oder Platzdorf mit der Erreichung des Stadiums Hochform die Entwicklung und Ausbildung der Typen beendet. Alle diese angeführten Siedlungstypen wurden in Österreich spätestens bis Ende des 12. Jahrhunderts ausgebildet.

Nun ging aber die Kolonisations- und Siedlungstätigkeit in neuen, bisher nicht besiedelten Waldgebieten im westlichen Waldviertel und im nördlichen Mühlviertel weiter. Welche neuen Siedlungsmodelle wurden nun entwickelt?

Das neue Siedlungs- und Flurmodell, das im 13. Jahrhundert ausgebildet wurde, ist die Reihensiedlung in Verbindung mit dem Hufensystem. Beide Modelle sind bisher noch nicht bekannt gewesen.

Nun wurden mehrere hundert Angerdörfer im Stadium der Hochform angelegt. Das bot für die Grundherren und die Lokatoren die Möglichkeit zum Variieren ihrer Siedlungsgründungen. So kommt es unter Ausnutzung des vorhandenen Geländes zu den vielen Formen der Längs- und der Breitangerdörfer, aber auch zu neuen Formen, die ich als Variante der Angerdörfer bezeichnen möchte. Es sind dies das Dreieck-, Viereck-, Linsen- und Rund-



Hochform:
Dreieckangerdorf Oberolberndorf
(Bezirk Korneuburg)

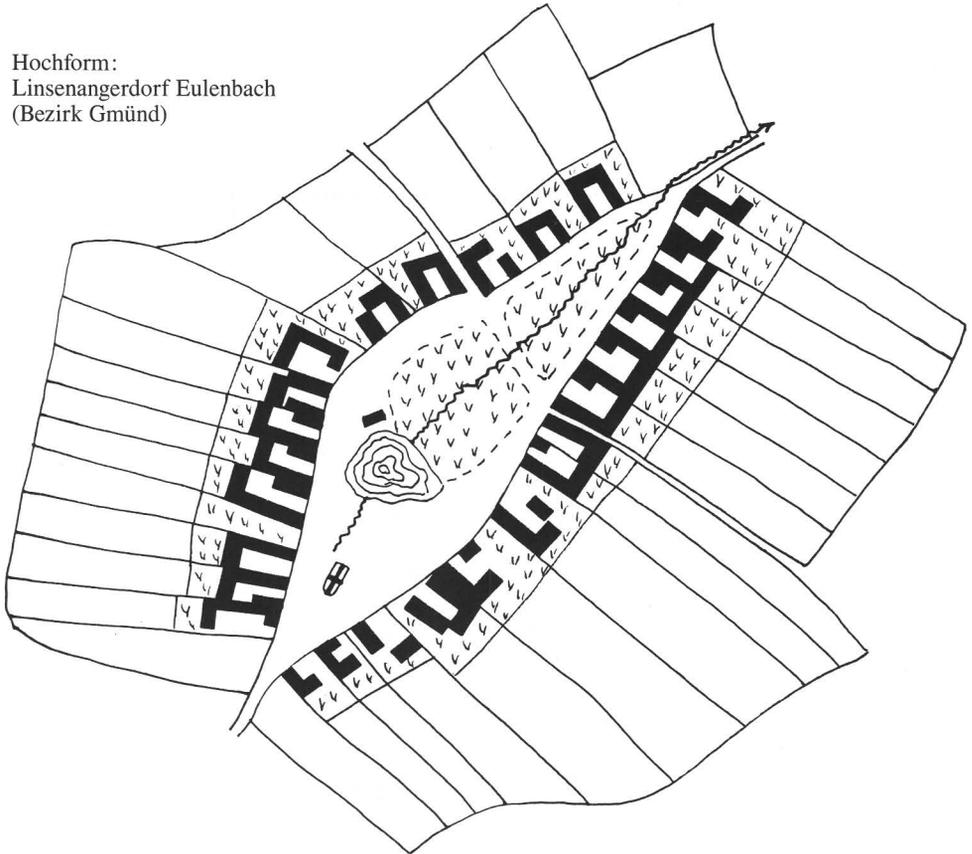
angerdorf. Diese Sonderformen des Angerdorfes treten jedoch nur als einzelne Type und nicht vergesellschaftet innerhalb der Angerdorfsiedlungslandschaft auf.

Für diese Abhandlung habe ich ein Dreieck- und ein Linsenangerdorf ausgewählt. Als Beispiel für ein Rundangerdorf nenne ich Hanfthal¹⁸⁾ im nördlichen Weinviertel (Stadtgemeinde Laa an der Thaya) und als Beispiel eines Rechteckangerdorfes Nödersdorf im östlichen Waldviertel (Marktgemeinde Pernegg).

Oberlberndorf (Marktgemeinde Sierndorf) ist ein Dorf im politischen Bezirk Korneuburg im südlichen Weinviertel. Die Siedlung hat einen etwas seltener vorkommenden Dreieckanger. Diese Type enthält nicht wie die vorangegangenen Längsformen zwei, sondern drei Randstraßen, demgemäß auch drei Baublöcke.

Die Baublöcke sind regulär in rechteckige Hausparzellen unterteilt. Abgesehen von wenigen breiteren Hofparzellen, die am Rande der Baublöcke liegen, sind alle Parzellen unterteilt. Die Siedlung liegt ja im Weinviertel mit vorherrschendem Realteilrecht. Die Randstraßen treffen sich zu zweit an den Angerecken und führen als Dorfstraßen durch die Baublöcke in die Flur. Außerhalb der Siedlung (linker Bildrand) liegen auch einige Preßhäuser und Weinkeller. Das Ortsried wird an zwei Seiten von Umfahrungenswegen, die die Siedlung von der Flur trennen, abgeschlossen.

Hochform:
Linsenangerdorf Eulenbach
(Bezirk Gmünd)



¹⁸⁾ Pleßl, Ländliche Siedlungsformen Österreichs (wie Anm. 15) S. 36.

Welche Gründe veranlaßten die Lokatoren zur Anlage eines Dreieckangerdorfes? Das vorhandene Gelände hätte die Errichtung eines Längs- oder Breitangerdorfes ebenso erlaubt. Ist die wichtige Straßengabel oder sind Sicherheitsgründe dafür maßgeblich? Jedenfalls ist diese Anlage vom Plan her komplizierter anzulegen. Ich sehe in der Anlage dieser Siedlungsform des Dreieckangerdorfes eher eine „Spielerei“ der Lokatoren. Ich bezeichne sie daher als eine Variante einer Hochform der Angerdörfer.

Eulenbach (Marktgemeinde Vitis) im politischen Bezirk Gmünd im westlichen Waldviertel ist, wie Oberolberndorf, ebenso eine Variante oder Sonderform der Angerdörfer. Im vorliegenden Beispiel ist die Variante als ein Linsenangerdorf im Stadium der Hochform ausgebildet. Vom Beginn des Angers weg kommt es zu einer Verbreiterung desselben. Die beiden Randstraßen mit den beiden Baublöcken führen bis etwa in die Mitte des Angers auseinander und treffen sich dann am anderen Ende des Angers wieder. Dadurch kommt es zur Ausbildung eines linsenförmigen Angers. Alle Hofparzellen haben im Anschluß Gartenackerparzellen. Diese sind in einer Hälfte der Baublöcke länger angelegt als in der anderen Hälfte. Dies könnte auf zwei verschiedene Anlagezeiten der Siedlung hinweisen.

Auch hier stellt sich die gleiche Frage wie bei der Gründung der Dreieckangerdörfer nach den Ursachen einer solchen Siedlungsanlage. Auch Linsenangerdörfer sind eine recht selten anzutreffende Dorfanlage.

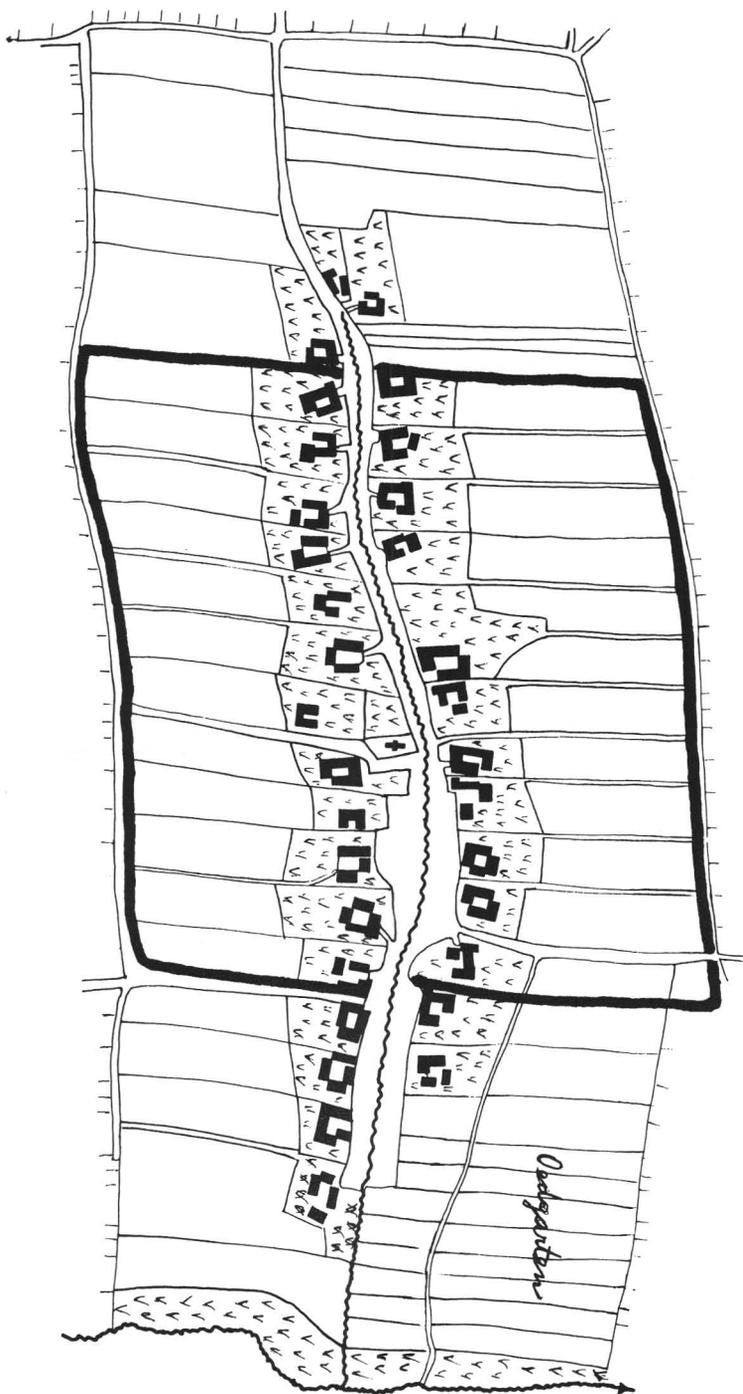
Alle Siedlungen sind ständigen Entwicklungsprozessen unterworfen. Eine Stagnation, wie wir dies bei Kleinschönau sehen können, ist seltener, viel häufiger kam und kommt es bei den Siedlungen zu Veränderungen. Meistens sind es Siedlungserweiterungen, die unsere Dörfer veränderten. Folgende Ursachen kommen dafür in Frage: Binnenkolonisation auf Kosten der Allmende, Aufteilung von herrschaftlichen Gütern, Hofteilungen, soziale Untergliederung in Halb-, Viertel- und Achtellehen sowie in Hofstätten, Einführung von Spezialkulturen wie den Weinbau, Eingliederung von verödeten Gemarkungen, Trockenlegung von feuchten Wiesengründen.

Die Siedlungserweiterungen kommen im Siedlungsplan folgendermaßen zum Tragen: Verkleinerung der Hofparzellen durch Teilung, Verbauung des Angers, Erweiterung der Baublöcke, Errichtung neuer Höfezeilen, Siedlungsanlagen an den Ausfahrtsstraßen und an Wegen aus den Dörfern, Keller- und Scheunengassen.

Diese Vergrößerungen oder Erweiterungen der Siedlungen bezeichnet Born¹⁹⁾ als „Ergänzungsform“. Ich habe für diese Type das Dorf Groß-Neusiedl (Gemeinde Waldenstein) im politischen Bezirk Gmünd im westlichen Waldviertel ausgewählt.²⁰⁾ Dieses Dorf ist ein Musterbeispiel eines im Stadium der Hochform angelegten Längsangerdorfes. Der längsrechteckige Ortsried hat im Zentrum die Ursprungsanlage mit je zwölf Hofstellen in den beiden Baublöcken („Sommerseite“ = nach Süden gerichtete Häuserzeile und „Winterseite“ = nach Norden ausgerichtete Häuser). Jede Hofstelle ist mit einer Gartenackerparzelle ausgestattet (0,60 ha). Die breitere Linie gibt die Umrandung der Ursiedlung an. Außerhalb dieser Linie ist an beiden Seiten im Ortsried Raum für neue Siedlungsanlagen. Ob bereits bei der Siedlungsgründung an eine Siedlungserweiterung gedacht wurde? Jedenfalls steht die Länge des Ortsriedes im Zusammenhang mit den Gewannen, die am Ende des Ortsriedes und der Umfahrungswege angelegt wurden. Jedes der Gewanne war in der Ursprungsanlage in 24 Streifen je 36 m breit angelegt worden. Dies ergibt eine Länge

¹⁹⁾ Born, *Geographie der ländlichen Siedlungen* (wie Anm. 3) S. 87.

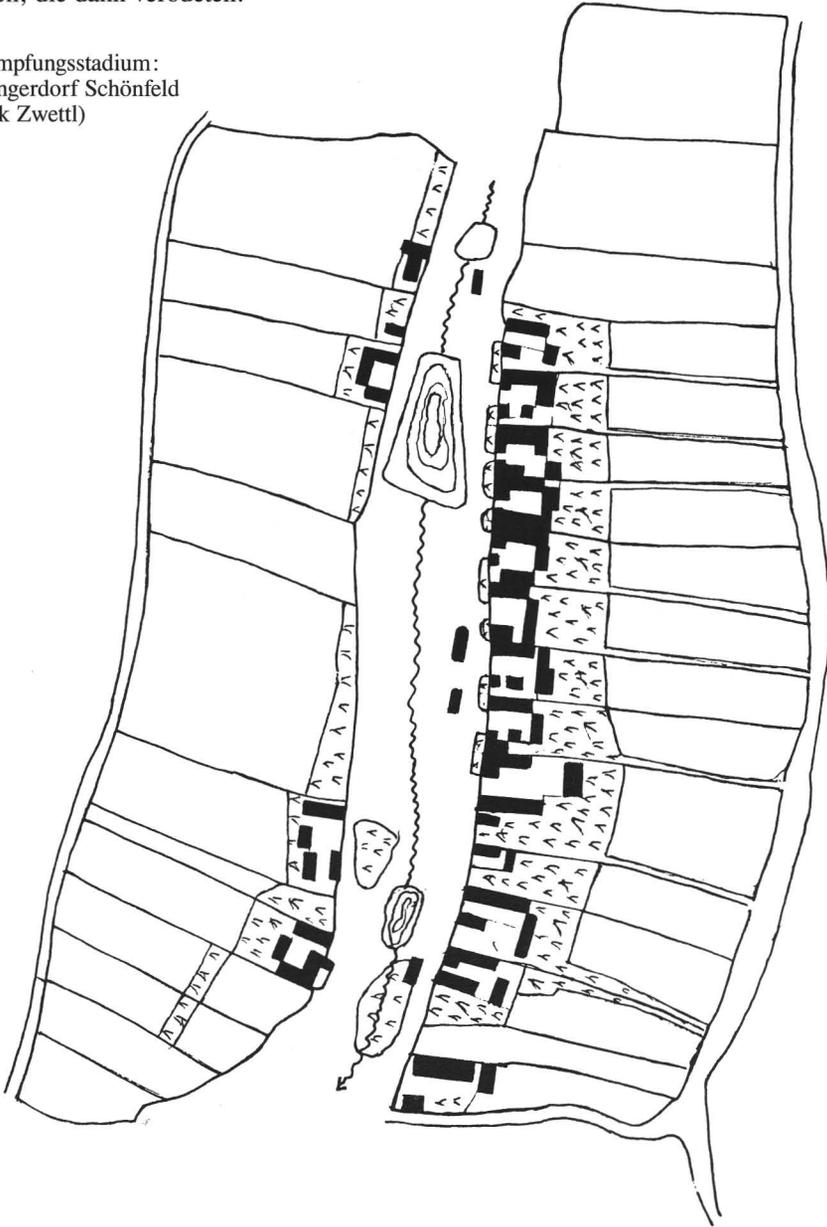
²⁰⁾ Pleßl, *Ländliche Siedlungsformen Österreichs* (wie Anm. 15) S. 55.



Ergänzungsform — Hochform: Längsangerdorf Großneusiedl (Bezirk Gmünd)

von 864 m. Außerhalb des Urdorfes sind drei beziehungsweise sechs neue Hofstellen errichtet worden. Nun weist die Gewinnordnung im Jahr 1824²¹⁾ 36 Streifen in den drei Gewinnungen auf, dies sind somit um drei Hofstellen mehr als im Siedlungsplan ersichtlich. Die Bezeichnung „Ödgarten“ gibt uns darüber Auskunft, daß hier früher einmal Hofstellen standen, die dann verödeten.

Schrumpfungsstadium:
Breitangerdorf Schönfeld
(Bezirk Zwettl)



²¹⁾ NÖLA STA, Franziszeischer Steuerkataster VOMB Groß-Neusiedl. — Stiftsbibliothek Zwettl, Codex-Nr. 53, fol. 143.

Diese Siedlung hat also sowohl eine Siedlungserweiterung als auch eine Siedlungsschrumpfung erfahren. Als Beispiel einer Siedlung im Schrumpfungsstadium wurde das Breitangerdorf Schönfeld an der Wild (Marktgemeinde Göpfritz an der Wild) im politischen Bezirk Zwettl im mittleren Waldviertel ausgewählt. Innerhalb des Ortsriedes, der von Randwegen umschlossen ist, sind 30 Hofparzellen erkennbar. Davon sind wiederum sechs Parzellen extrem breit angelegt, dies läßt auf eine ursprünglich größere Höfezahl schließen. Gegenwärtig sind 18 Parzellen mit Höfen oder Häusern besetzt, während zwölf ohne eine Verbauung öde liegen. Die Verödung ist auf der sogenannten „Winterseite“ besonders hoch, hingegen hat die „Sommerseite“ größtenteils die ursprüngliche Verbauung erhalten können. Wahrscheinlich hatte die Ursiedlung je zwölf Höfe in den beiden Baublöcken.

Als letztes Beispiel stelle ich ein sogenanntes „Neo-Angerdorf“ vor. Diese Bezeichnung möchte ich für Siedlungen, die nach historischen Siedlungsanlagen des Hochmittelalters nachgebaut wurden, einführen. Demnach gibt es auch „Neo-Straßendörfer“, „Neo-Zeilen-dörfer“ u. ä.

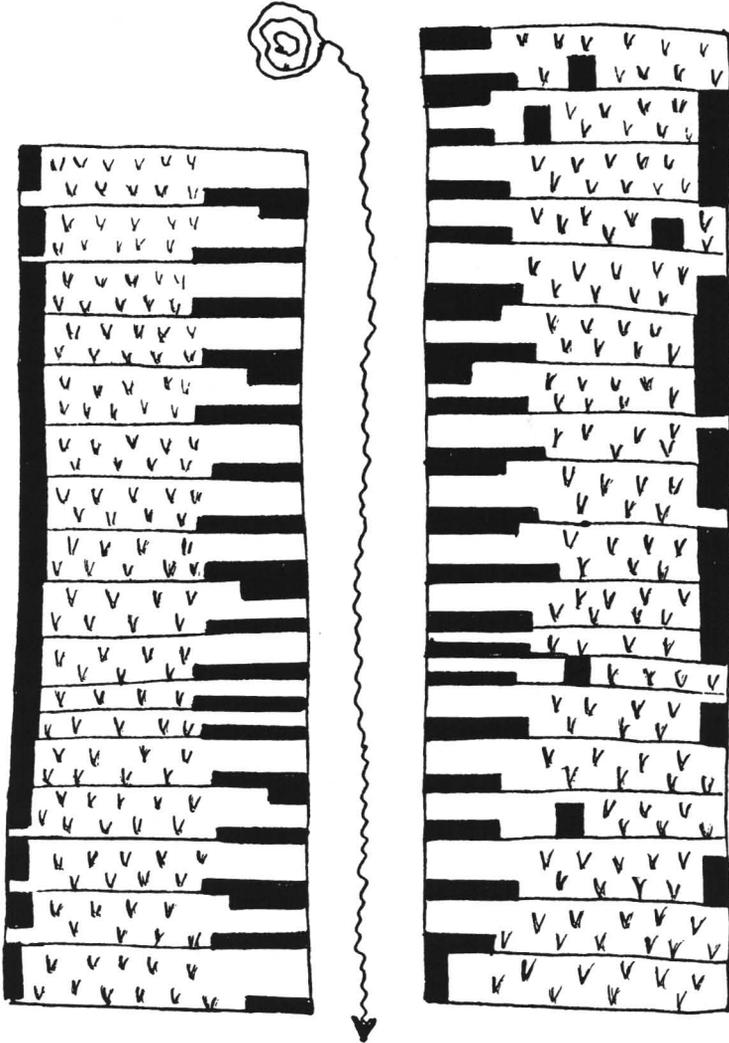
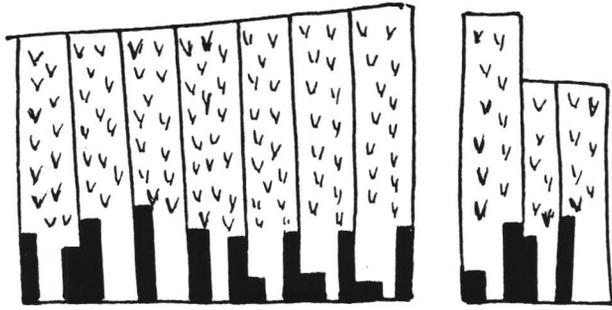
Nach der großen Verödung während der Türkenkriege wurden im Osten Österreichs im 16., 17. und 18. Jahrhundert viele Dörfer neu errichtet. Während dieser neuen Besiedlungswelle wurden Dörfer nach mittelalterlichen Dorfanlagen angelegt, wie Parbasdorf im Marchfeld, Oeyenhausen und Theresienfeld in der Wiener Bucht u. a.

Das Dorf Stotzing (Marktgemeinde Leithaprodersdorf) im Bezirk Eisenstadt im nördlichen Burgenland ist eine solche Siedlung. Sie wurde im Jahr 1583 als ein Neo-Angerdorf in Form eines Schmalangerdorfes gegründet. Ein kleines Gerinne bildet die Leitlinie des Dorfes. Zwei Baublöcke begrenzen den Schmalanger. Die Baublöcke sind streng regulär in einer Rechteckform angelegt. Die schematische Begrenzung dieser Baublöcke und deren Unterteilung in schmale Rechteckparzellen vermitteln uns den Eindruck einer am Schreibtisch entworfenen Siedlungsanlage.

Genauso streng regulär ist die lineare Anordnung der kleinen Bauernhöfe, die ihre Wohnhäuser giebelseitig zur Dorfstraße orientieren, während die Scheunen („Stadeln“) an der Rückseite der Hausparzellen, hinter den Obstgärten, stehen. Bei dieser Siedlungsanlage vermissen wir eine Anpassung an das Mulden Gelände, wie wir es im Waldviertel, der Musterlandschaft für Angerdörfer, antreffen.

Ergänzungen zu Borns Modell der Formenreihe

Es ist das große Verdienst von Born, daß er die Tatsache, daß Siedlungen Entwicklungsformen sind, in ein System der Formenreihe eingefügt hat. Nun konnte ich bei meinen Forschungen feststellen, daß sich Elemente der einzelnen Siedlungen nicht ganz so weiterentwickelten, wie dies Born dargestellt hat. Nach Born soll bereits in der Initialform die Hochform deutlich erkennbar sein. Dies trifft für die Formenreihe Rechteckplatz zu, nicht aber für die Formenreihe Straßendorf und Angerdorf. So sind bei der Formenreihe Straßendorf die Initialformen der Haufenweiler und das Haufendorf. Diese Type entwickelt sich zum Gassendorf und in weiterer Folge zum Straßendorf. Es steht also am Beginn der Formenreihe ein Haufendorf, das mit der Endform keinerlei Ähnlichkeiten aufweist, und am Ende der Entwicklung steht ein Straßendorf. Ähnlich ist es bei der Type Angerdorf, das sich über das Grabendorf entwickelt.



Neo-Angerdorf: Schmalangerdorf Stotzing (Bezirk Eisenstadt)
Gegründet 1583

Es ist sicherlich so, daß eine Typen- oder Formenreihe in eine Vielzahl von Entwicklungsstadien zu unterteilen ist, wobei die Hauptstadien, so wie sie Born eingeführt hat, auf jeden Fall Geltung haben.

Born hat mit dem System der Formenreihen von Siedlungen die Weiterentwicklung von Siedlungen bewiesen. Siedlungen sind Entwicklungsformen, die nicht spontan entstanden sind, sondern unter dem Einfluß bereits bestehender Formen weitergebildet werden, wodurch neue Formen entstehen.

5. Die zeitliche Abfolge der Formenreihe

Wie schon erwähnt, treten die ersten Grabendörfer im Raume östlich von Horn auf. In dieser Region ist etwa die Hälfte der Siedlungen der Dorftype Gassendorf und frühes Straßendorf zuzurechnen, wie Freischling, Kotzendorf, Breiteneich, Mödring, Alt-Horn, Frauenhofen, Mold, Neukirchen, Neubau, Frankenreith und Fuglau. Die andere Hälfte der Siedlungen gehören der Type Grabendorf und der Frühform des Angerdorfes an, wie Loibersdorf, Burgerwiesen, Mörtersdorf, Mühlfeld, Großburgstall, Poigen, Feinfeld, Maiersch, Nondorf und Zaingrub.

Das Horner Becken können wir daher als eine Siedlungslandschaft im Übergang vom Gassen- und Grabendorf zum Angerdorf bezeichnen. Außerhalb des Horner Beckens, besonders in westlicher und nördlicher Richtung, finden wir eine fast ausschließlich aus Angerdörfern bestehende Siedlungslandschaft vor.

Auf Grund der ausgebildeten Grundrisse des Gassen- und Grabendorfes, die im Aufbau der Baublöcke, in den Ausmaßen der Hausparzellen und des Ortsriedes ein sehr ähnliches Entwicklungsstadium erreicht haben, können wir für beide Formen ein ähnliches Alter annehmen, wobei die Gassendörfer etwas älter sind als die Grabendörfer. Dies resultiert aus dem Besiedlungsgang (von Osten nach Westen), wobei zuerst Gassendörfer, dann erst Grabendörfer gegründet wurden.

Nun wird eine Kirche in Horn erstmalig 1045²²⁾ urkundlich erwähnt. Da sicherlich Kirchen nicht am Beginn eines Ausbaues einer Siedlungslandschaft errichtet, sondern als Mittelpunkt einer Region für mehrere Dörfer gebaut wurden, können wir die Gründung von Siedlungen im Horner Becken etwa um das Jahr 1000 ansetzen.

Das bedeutet, daß man die ersten Grabendörfer im Horner Becken sicherlich in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts ansetzen kann.

Das heißt weiters, daß die Initialform des Angerdorfes, das Grabendorf, diese Entstehungszeit aufweist. Zur Weiterentwicklung dieser Initialform vom Beispiel Loibersdorf zum Stadium der Frühform (Mörtersdorf) bedurfte es nur weniger weiterer Dorfgründungen. Zum nächsten Entwicklungsstadium, der Grundform, waren es wiederum nur wenige Dorfanlagen (wie Mühlfeld, Maiersch), um dieses Stadium zu erlangen.

Das bedeutet, daß sich innerhalb des Horner Beckens das Angerdorf von der Initialform über die Frühform zur Grundform durch die Anlage von nur zehn neuen Dorfgründungen entwickelt hat. Außerhalb dieser Region sind die Angerdörfer bereits so weit entwickelt, daß wir alle diese Dörfer dem Stadium der Hochform zurechnen können.

In diesem Stadium, in dem sich die Entwicklung weiter zu „perfekten“ Angerdörfern vollzog, wurden über 300 heute noch bestehende Angerdörfer angelegt. Dazu kommen

²²⁾ Ingo Prihoda, Anfänge und Entwicklung von Stadt und Herrschaft Horn. In: Höbarthmuseum der Stadt Horn (Horn 1973) S. 57-76, Urkunde S. 67.

noch die vielen Verödungen von Siedlungen im Waldviertel, die überwiegend auch als Angerdörfer der Hochform gegründet wurden.

Nun zur Frage des Alters der Hochform. Von zwei Angerdörfern ist uns das Stiftungsjahr bekannt: Gastern im politischen Bezirk Waidhofen/Thaya wurde 1150 vom Kloster Garsten²³⁾ und Mistelbach im politischen Bezirk Gmünd 1165 von Hadmar II. von Kuenring²⁴⁾ gegründet. Diese beiden Siedlungen liegen etwa 40 bis 50 km westlich von Horn. Die ersten Angerdörfer der Hochform müssen daher viel früher errichtet worden sein als diese beiden Dörfer. Dies sind im Anschluß an das Horner Becken in nördlicher Richtung die Angerdörfer Lehdorf, Rodingersdorf und westlich davon die Dörfer Feinfeld und Weiden. Diese genannten Dörfer dürften noch im 11. Jahrhundert angelegt worden sein.

Die letzten Gründungen von Angerdörfern könnten Alt-Weitra, Reinprechts und Heinerichs im Raume von Weitra sein.

Jenseits dieser Angerdörfer beginnt bereits ein Siedlungsgebiet mit einem neuen Siedlungsmodell — der Reihensiedlung, verbunden mit dem Waldhufensystem. Die Kuenringer haben nach der Gründung der Burg und der Stadt Weitra im Jahr 1208²⁵⁾ im Lainsitztal mit der Hufenordnung kolonisiert.

Innerhalb eines Jahrhunderts, vom Ende des 11. Jahrhunderts bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, wurde im Waldviertel nur nach Modellen des Angerdorfes in Verbindung mit der Gewinnflur im Stadium der Hochform kolonisiert. Die einzelnen Grundherrschaften (wie die Kuenringer, das Stift Zwettl, die Grafen von Pernegg, von Heidenreichstein u. a.), die im Waldviertel kolonisatorisch tätig waren, verwendeten bei ihren Siedlungsgründungen das Modell Angerdorf-Gewinnflur. Innerhalb der einzelnen Herrschaften gab es wohl kleinere Unterschiede in ihren Anlagen. So kolonisierte das Stift Zwettl mit einem Angerdorf mit Gartenäckern, wobei sie in jedem Baublock zwölf Hofstellen, zusammen also 24 Höfe, errichteten.²⁶⁾ Im Gebiet der Grafschaft Pernegg waren es Angerdörfer mit Hausackerparzellen und Baublöcken mit acht Gehöften, zusammen 16 Höfe.²⁷⁾

Es besteht zweifellos ein Zusammenhang des jeweiligen Siedlungsgebietes mit einem bestimmten Siedlungsmodell, der jedoch noch genauer erforscht werden müßte.

6. Schlußfolgerungen

Kernpunkte der vorliegenden Untersuchung sind daher folgende Erkenntnisse:

1. Es kam mit dem Voranschreiten der Besiedlung zu einer Entwicklung neuer Siedlungsmodelle und zur Weiterentwicklung von Siedlungsanlagen.
2. Im Laufe des Besiedlungsganges kam es zur Ausbildung einer neuen Type von Siedlungen, und zwar zum Grabendorf.
3. Diese neue Siedlungsform entwickelt sich weiter zum Angerdorf.
4. Diese Weiterentwicklung des Siedlungsmodelles ist durch die Erstellung einer Formenreihe belegbar.

²³⁾ Gerhard Straßberger, Siedlungsgeschichte des nordwestlichen Waldviertels im Lichte seiner Ortsnamen. In: Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich II (1960) S. 62.

²⁴⁾ Ebenda, S. 106.

²⁵⁾ Ebenda, S. 172.

²⁶⁾ Heinrich Koller, Die Besiedlung des Raumes um Zwettl (Niederösterreich). In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 110 (1974) S. 43-82, hier S. 74.

²⁷⁾ Ernst Pleßl, Ortsgeschichte von Dallein im Waldviertel (phil. Diss., Wien 1956).

5. Dadurch wird aufgezeigt, daß somit Siedlungsformen stets Entwicklungsformen darstellen und nicht spontan entstanden sind.
6. Mit dieser Untersuchung erscheint das Modell der Formenreihe nach Born belegt und bewiesen zu sein.
7. Es bedurfte nur weniger Siedlungsanlagen, um von der Initialform zur Hochform des Angerdorfes zu gelangen.
8. Vom Zeitpunkt der Erreichung der Hochform an wurde jedoch für eine längere Periode diese Form bei der Kolonisierung beibehalten.
9. Die Hochform einer Siedlungsform ist nicht mehr im Sinne einer Weiterentwicklung der Wesensmerkmale der Form fortzuentwickeln.
10. Die Untersuchung zeigt, daß im Waldviertel die Siedlungstypen Grabendorf und Angerdorf ausgebildet wurden. Erst später werden nach Schröder und Schwarz²⁸⁾ Angerdorfer in Ostdeutschland erwähnt.

²⁸⁾ Karl Heinz Schröder/Gabriele Schwarz, Die ländlichen Siedlungsformen in Mitteleuropa (Trier 2. Aufl. 1978) S. 77.

HEIMATFORSCHUNG HEUTE

**Referate des Symposions „Neue Aspekte zur Orts- und Regionalgeschichte“
vom 24. bis 26. Oktober 1987 in Horn**

Herausgegeben von Ulrike Kerschbaum und Erich Rabl

196 Seiten, 17. Abb., 2 Fotos, zahlreiche Literaturangaben **öS 195,—**

Ein neues Nachschlagewerk für Heimatforscher. In diesem Buch werden moderne Methoden der Heimatforschung vermittelt und neue Themen aufgegriffen.

Aus dem Inhalt:

Helmuth Feigl, Quellen zur Regional- und Lokalgeschichte im NÖ Landesarchiv mit besonderer Berücksichtigung des Waldviertels; Hermann Steininger, Heimatkunden im Waldviertel ab 1945; Klaus-Dieter Mulley, Orts- und Regionalgeschichte, Bemerkungen zu ihrer Theorie, Konzeption und Organisation; Klaus-Dieter Mulley, Heimat/Alltag/Region und Geschichte. Eine Auswahlbibliographie zur Diskussion in Österreich und in der BRD; Thomas Winkelbauer, Grundherrschaft und bäuerliche Gemeinde im Waldviertel; Friedrich Schragl, Die Erforschung einer Pfarrgeschichte (mit Berücksichtigung der Auswertung der Kirchenmatriken und Benutzung der Pfarrarchive); Kurt Klein, Auswertung statistischer Quellen; Harald Hitz, Was kann die moderne Geographie der Heimatkunde bieten? Oliver Rathkolb, Neue Wege in der Geschichtsschreibung über politische Parteien im Waldviertel nach 1918; Robert Streibel, Krems 1938-1945. Ein Sperrbezirk für Historiker? (Ein Forschungsbericht); Reinhard Jöhler, Neue Wege der Alltagsgeschichte; Erich Rabl, Das Stadtarchiv Horn; Erich Rabl, Auswahlbibliographie neuer Waldviertel-Literatur.

*Bestellungen richten Sie bitte an den Waldviertler Heimatbund (Dr. Erich Rabl)
3580 Horn, Postfach 100, oder Telefon 02982/3991 (ab 14 Uhr)*

Die Rudolf-Fischer-Siedlung in Horn

Horn war 1934 eine Kleinstadt mit 3434 Einwohnern und in erster Linie eine „Schul-, Beamten- und Pensionistenstadt“ mit eher schwacher Wirtschaftskraft. Die meisten Beschäftigten waren in den beiden Baubetrieben Johann Steiner und Sohn sowie Alois Prager und Sohn, aber auch in der aufstrebenden Druckerei Ferdinand Berger. Politisch hatte seit 1919 die Großdeutsche Volkspartei die Mehrheit und stellte mit dem Kaufmann Adolf Wizlsperger den Bürgermeister. Die mandatsmäßige Aufteilung im zuletzt gewählten Gemeinderat 1929 - 1934 lautete:

10 Mandate die Großdeutsche Volkspartei, 6 die Christlichsoziale und 5 die Sozialdemokratische Partei. Die Zusammenarbeit der drei Parteien war in Horn im allgemeinen gut, erst in der Gemeinderatssitzung am 1. Februar 1934 kamen die großen politischen Gegensätze in Österreich auch im Horner Gemeinderat zur Auswirkung, als Bundeskanzler Dollfuß und Landeshauptmann Reither Ehrenbürger der Stadt werden sollten, der sozialdemokratische Landeshauptmannstellvertreter Helmer jedoch nicht. Das Jahr 1934 ist mit dem Bürgerkrieg zwischen Regierungstruppen und Heimwehr mit dem sozialdemokratischen Schutzbund am 12. Februar sowie dem Putschversuch der Nationalsozialisten und der Ermordung von Bundeskanzler Dollfuß am 25. Juli in die österreichische Geschichte eingegangen. Soweit zum politischen Umfeld.

Die Stadtrandsiedlung im Spiegel der Gemeinderatsprotokolle¹⁾

Verfolgen wir jedoch den Werdegang der Stadtrandsiedlung im Westen der Stadt an Hand der Gemeinderatsprotokolle aus dem Jahre 1934.

In der Gemeinderatssitzung am 26. Jänner referiert Bürgermeister Wizlsperger über den Verbauungsplan der Gutsinhabung Horn auf Parzelle 1517/1 im Anschluß an das Friedhofsgelände. Bei Verfassung des Abteilungsentwurfes wurden auch Gemeindegründe miteinbezogen (an der Bundesstraße und beim Anwesen Amon) und 40 Bauparzellen vorgesehen. Diese haben eine schöne Lage und sind für billige Kleinhäuser bestimmt. Schwierigkeiten werde es nur bei der Herstellung der Wasser-, Kanal- und Lichtleitungen geben. Wegen Druckmangels könne das Nutzwasser nicht zugeleitet werden, und es müsse an lokale Brunnen gedacht werden.

In der Gemeinderatssitzung am 2. März tritt Bürgermeisterstellvertreter Josef Riedrich, Hutmacher (großdeutsch), zurück und Kommerzialrat Rudolf Fischer wird Vizebürgermeister (christlichsozial), um dem geänderten Kräfteverhältnis im Gemeinderat Rechnung zu tragen, wie Bürgermeister Wizlsperger erklärt. Die Sozialdemokraten verlieren ihre Sitze im Gemeinderat nach den Februar-Unruhen.

Der Bürgermeister berichtet über seine Verhandlungen mit der Forstverwaltung, daß ein Grundstück in der Zwettler Straße für die Stadtrandsiedlung nur gegen Grundtausch zu haben sei.

Vizebürgermeister Fischer führt aus, daß die bis 1. April eingebrachten Ansuchen voraussichtlich berücksichtigt werden, spätere Bewerber warten müssen. Es sind 16 Interes-

¹⁾ Erich Rabl, Das Jahr 1934 in Horn im Spiegel der Gemeinderatsprotokolle. In: Horner Kalender 123 (1994) S. 15-50.

senten bekannt. Die Unterstützung dieser Aktion ist Pflicht der Gemeinde und gereicht nicht bloß den einzelnen Bewerbern zum Vorteil, sondern es wird den Gerüchten, bei jenen Schichten der Bevölkerung jede Begründung entzogen, die sich nach Auflösung der Sozialdemokratischen Partei verlassen fühlten.

Der Baugrund wird 30-40 Groschen pro m² kosten und kann in mehreren Jahresraten bezahlt werden, wobei die Grundübertragung gebührenfrei sein wird. Von den Baukosten eines Siedlerhauses per 6000 Schilling stellt das Bundesministerium einen Betrag von 4500 Schilling zur Verfügung, 500 Schilling muß jeder Bewerber aus eigenem aufbringen und bis zu einem Gegenwert von ca. 1000 Schilling Arbeit leisten. Dafür zahlt er im ersten Jahr keine Miete und später bis zur vollständigen Rückzahlung monatlich 12 Schilling beziehungsweise in den nachfolgenden Jahren 15 und 19 Schilling. Bei Einhaltung der Verpflichtungen steht der Erwerb des Eigentumsrechtes nichts im Wege. Jedes Kleinhaus soll aus Wohnzimmer, Küche und zwei Wirtschaftsräumen bestehen (Abb. 1; der Plan wurde dankenswerterweise von Herrn Fritz Schneider, Stephansberg 28, zur Verfügung gestellt). Die Gemeinde soll den Bauwerbern entgegenkommen und bestrebt sein mitzuhelfen, soweit Vizebürgermeister Fischer. Der Bürgermeister stellt weitere Verhandlungen mit dem Gutsherrn in Aussicht.

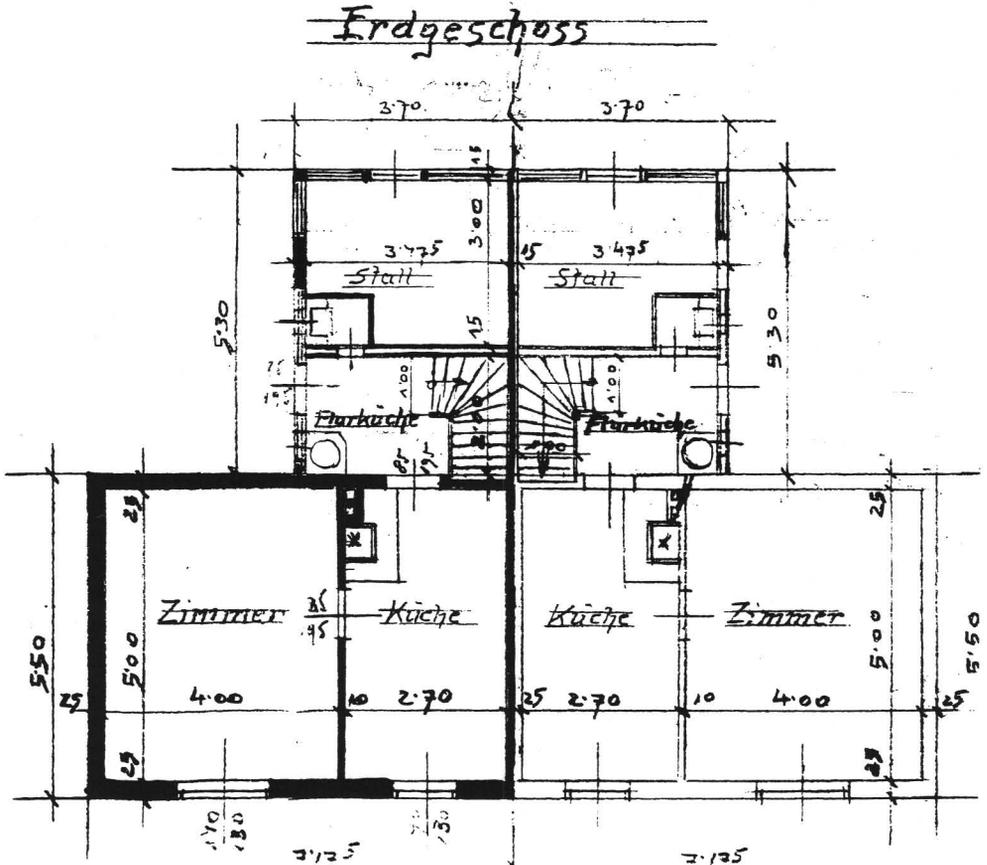


Abb. 1: Grundriß und Ansicht eines Doppelhauses der Fischersiedlung

In der Gemeinderatssitzung am 30. Juni gibt Bürgermeister Wizlsperger die Umwandlung des Gemeinderates in den Gemeindegtag ab 1. Juli bekannt und führt weiter aus, daß er diese Neuordnung im Gemeindeleben zum Anlaß nimmt, allen Herren zu danken, die ihn bei der Arbeit zum Wohle der Stadt unterstützt haben.

Vizebürgermeister Fischer berichtet, daß die Gründe für die Randsiedlung nicht geeignet erscheinen und daher das Baugelände am Stephansberg für die Siedlerbauten in Aussicht genommen wurde. In diesem Gebiet sind bereits Brunnen vorhanden. Ungefähr zwei Drittel der Gründe liegen im Herrschaftsbesitz, das restliche Drittel soll die Gemeinde der Gemeinnützigen Bau-, Wohnungs- und Siedlungsgenossenschaft zum Preis von 30 Groschen/m² überlassen. Der Antrag auf Verkauf der Gemeindegründe wird einstimmig angenommen.

Gemeinderatssitzung am 17. August: Der Vorsitzende Rudolf Fischer begrüßt die neuen, von der Vaterländischen Front bestellten Gemeinderäte und teilt mit, daß er mit diesem Tag die Amtsgeschäfte übernommen und dem scheidenden Bürgermeister den Dank ausgesprochen hat. In Angelegenheit der Stadtrandsiedlung berichtet der Vorsitzende (Fischer) ausführlich und hebt hervor, daß bisher zehn Siedlungshäuser bewilligt wurden und Aussicht besteht, mit einiger Anstrengung auch für die restlichen Bauvorhaben die Zustimmung des Bundesministeriums zu erreichen.

In der Gemeindebeiratssitzung am 20. September gibt Gemeindeverwalter Fischer bekannt, daß am 21. September der Lokalausweis wegen Genehmigung des Parzellierungsplanes und der Siedlerbauvorhaben stattfindet. Der Parzellierungsplan kommt dem vom Gemeinderat genehmigten Abteilungsentwurf nahe und besagt: Jede Baustelle umfaßt ca. 1300 m² Grund, die Straßenzüge wurden beibehalten, bis auf zwei Einzelobjekte sind je zwei Siedlungshäuser gekuppelt. Der Vorsitzende Fischer erwähnt, daß die Bauwerber ihre Arbeitslosenunterstützung auch weiterhin bekommen werden, später allerdings mit Abzug des Wertes des Bodenertrages. Der Parzellierungsplan wird ohne Einwendungen genehmigt.

Am 20. Dezember 1934 findet die Wahl des Bürgermeisters, dessen Stellvertreters und der Gemeinderäte in Anwesenheit von Bezirkshauptmann Hofrat Dr. Hermann Tinus statt. Unter der Wahlleitung von Stadtpfarrer Dr. Robert Breitschopf wird Kommerzialrat Fischer durch Erheben der Hände einstimmig zum Bürgermeister gewählt. Vizebürgermeister wird Professor Johann Reindl.

Wer war Rudolf Fischer?

Rudolf Fischer (Abb. 2) wurde als Sohn des Bauern Johann Fischer und dessen Gattin Maria, geb. Hauer, am 15. August 1887 in Zemmendorf bei Raabs geboren und erlernte nach Abschluß der Pflichtschule ab 1901 den Beruf eines Kaufmannes. Er begann seine Lehre in Wien, blieb dort aber nur kurze Zeit und kam anschließend nach Horn in das Kaufhaus Kirchner am Kirchenplatz, wo er bis 1911 tätig war. Im Anschluß daran kaufte er das Kaffeehaus am Kirchenplatz 4 und betrieb dieses als Cafetier bis zum Ersten Weltkrieg.

Im Jahre 1911 heiratete er seine erste Frau Karoline, geb. Sattlegger, die ihm 1913 den Sohn Rudolf (heute Ministerialrat i. R.) schenkte. Sie verstarb allerdings im Jahre 1931 im Alter von 44 Jahren. In zweiter Ehe war Rudolf Fischer mit Paula, geb. Vierlinger, verheiratet.

Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 mußte er zu den Kopaljägern nach St. Pölten einrücken und diente dann bei den Kaiserschützen an der Isonzofront in Italien, wo er auch

die Bronzene Tapferkeitsmedaille erhielt und 1918 in italienische Kriegsgefangenschaft geriet, aus der er 1920 als Kriegsverwehrender nach Horn zurückkehrte. Er führte sein Kaffeehaus zuerst selbst weiter, verpachtete es aber später an Stiedl beziehungsweise Starnberger.

Rudolf Fischer stand schon früh im öffentlichen Leben, zuerst in seiner Ständevertretung, wo er bereits 1928 nach der Landesausstellung in Horn in seiner Eigenschaft als Gewerbeobmann zum Kommerzialrat ernannt wurde. Als Obmann des Vorstandes der Waldviertler Creditgenossenschaft für Landwirtschaft, Handel und Gewerbe reg. m. b. H. (später Waldviertler Volksbank Horn) war er bemüht, günstige Kredite für die Stadtrandsiedler zu beschaffen.

Politisch fühlte er sich immer dem christlichsozialen Gedankengut verbunden, trat bereits 1924 in den Horner Gemeinderat ein, wo er später Vizebürgermeister und von 1934 bis 1938 auch Bürgermeister war.

In seiner Amtszeit wurden außer der Stadtrandsiedlung auch andere für die Stadt wichtige Bauvorhaben durchgeführt. Vor allem der Bau der Kaserne mit dem Taffasteg beim Piaristengymnasium (1937), die Erweiterung des Krankenhauses sowie die Asphaltierung der Thurnhof- und Florianigasse sind zu erwähnen. Nach 1938 mußte Rudolf Fischer alle seine Ämter zurücklegen. Trotz zweimaliger Verhöre durch die Wirtschaftspolizei konnten ihm keinerlei Verfehlungen nachgewiesen werden. Er starb, seit längerem leidend, mit 57 Jahren am 15. Jänner 1944 in Horn und wurde am dortigen Friedhof bestattet.²⁾

Wie aus den Sitzungsprotokollen der Waldviertler Creditgenossenschaft aus dem Jahre 1934 zu entnehmen ist, kam die Bank der Siedlungsgenossenschaft mit Krediten, zum Teil zinsenlos, sehr entgegen, wobei Bürgermeister Fischer fallweise selbst als Bürge haftete.³⁾



Abb. 2: Komm.-Rat Rudolf Fischer als Bürgermeister — 50. Geburtstag 1937

Siedlungsgebiete in Horn

Beim Stephansberg handelt es sich um das älteste Siedlungsgebiet von Horn. Der Urgeschichts- und Heimatforscher Hermann Maurer aus Horn konnte hier bereits eine jungsteinzeitliche Siedlung aus der Zeit um 4500 vor Christus durch Funde nachweisen. Im 11. Jahrhundert wird wieder von einer Siedlung berichtet, als deren Mittelpunkt die Stephanskirche (heute Friedhofskirche) zu sehen ist. In einer Göttweiger Traditionsnotiz wird etwa um das Jahr 1050 angegeben, daß ein Graf Gerold und seine Frau Christina durch die

²⁾ Gespräch mit Min.-Rat Dr. Rudolf Fischer am 29. 6. 1994.

³⁾ Sitzungsprotokolle der Waldviertler Volksbank Horn vom 19. 4. und 5. 9. 1934.

Hand des Bischofs Pilgrim von Passau die Kirche, die sie auf ihrem Gut „Hornarun“ erbaut, mit Stiftung, Zehent und „familia“ übergeben hätten, worauf der Bischof die Kirche, als dem Bistum Passau gehörig, übernommen und geweiht habe.⁴⁾

Zu einer Erweiterung der Stadt nach Norden kam es bereits Mitte des 17. Jahrhunderts, als Ferdinand Sigmund Graf Kurz für „seine“ Tuchmacher in der heutigen Raabser Straße 30 Kleinhäuser, eine herrschaftliche Taverne und eine Kapelle — nach dem Vorbild in Altötting — errichten ließ. Man kann diese zweizeilige Tuchmachersiedlung als die erste Arbeitersiedlung der Habsburger-Monarchie bezeichnen.

Eine weitere Stadterweiterung nach Norden erfolgte nach der Errichtung der Schule (1887) und des Konviktes (1889) in der Hamerlingstraße Anfang unseres Jahrhunderts (1900-1914) als „Villenviertel“ in der Schulgasse, Kurzgasse, Adolf-Fischer-Gasse bis zur Feldgasse. Die Villa war allerdings die Wohnhausform des Bürgers und wurde im spielerischen und experimentierfreudigen Umgang mit historischen Stilmitteln gestaltet.⁵⁾

Im Osten erfolgte die Erweiterung Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre in unserem Jahrhundert, entlang der neuen Bahnstraße und am Spitzteich mit großteils stockhohen Mehrfamilienhäusern. Aber auch Einfamilienhäuser wurden gebaut, eine Wohnform, die schon im 19. Jahrhundert als für die sittliche und geistige Kraft des Familienlebens bedeutungsvoll erkannt wurde.

Karl Gutkas schreibt in seinem Buch „Geschichte des Landes Niederösterreich“ über die Wohnverhältnisse im Lande in der Zeit um 1930, daß ländliche alte Häuser meist aus Steinen gebaut und feucht waren und Wohnungsnot in Städten und Industrieorten herrschte. Schuld daran waren das rasche Wachstum und der Stillstand der Bautätigkeit während des Ersten Weltkrieges. Nach Kriegsende wurde die Wohnungsanforderung verschärft, doch entschloß man sich allmählich zur Förderung von Wohnungsbauten, wobei auch bereits Wohnungsgenossenschaften tätig wurden. Nach trüben Anfängen setzte auch allmählich eine beachtliche Siedlungsbewegung ein, die zur Schaffung von „Stadttrandsiedlungen“ führte. Dazu gehörten auch die Kleingartenanlagen. Sie und die groß geplanten Hausgärten wurden um 1930 zu einem volkswirtschaftlichen Faktor, weil sie die Not der Arbeitslosen lindern halfen, die einen Teil ihres Lebensunterhaltes aus ihren Gärten gewinnen konnten.⁶⁾

Die Siedlung: Gründung und Ausführung

So kam es auch in Horn zur Gründung der „Gemeinnützigen Bau-, Wohnungs- und Siedlungsgenossenschaft in Horn reg. Gen. m. b. H.“, welche 1935 beziehungsweise 1938 die Baugründe von der Gutsherrschaft Hoyos und von der Stadtgemeinde Horn erwarb und damit grundbücherlicher Besitzer wurde.⁷⁾ Am 17. Mai 1934 wurde die Genossenschaft im Firmenbuch (früher Handelsregister) beim Landesgericht (früher Kreisgericht) in Krems eingetragen. Der Zweck war, den Mitgliedern, die doch vorwiegend den unterbemittelten Bevölkerungskreisen angehörten, auf Grund der Gesetzeslage

⁴⁾ Gustav Reingrabner, Die Stadt Horn und ihre Herren. In: Erich Rabl (Red.), Eine Stadt und ihre Herren. Puchheim-Kurz-Hoyos (Horn 1991) S. 13-48, hier S. 13.

⁵⁾ Mario Schwarz, Ein Villenensemble in Horn als Beispiel der Stilmöglichkeiten um 1900. In: Ralph Andraschek-Holzer/Erich Rabl (Hg.), Höbarthmuseum und Stadt Horn. Beiträge zu Museum und Stadtgeschichte (Horn 1991) S. 151-180.

⁶⁾ Karl Gutkas, Geschichte des Landes Niederösterreich (St. Pölten — Wien 6. Aufl. 1983) S. 503.

⁷⁾ Bezirksgericht Horn, Grundbuch Horn EZ 1558, 7. Februar 1935, Urkundenbuch 177.

- a) billige und gesunde Wohnungen zu beschaffen, und zwar durch den Bau oder Ankauf von Wohnhäusern mit Klein- beziehungsweise Mittelwohnungen;
- b) die Erwerbung eigener Häuser zu ermöglichen sowie durch Entgegennahme von Sparanlagen von den Mitgliedern zum Erwerb solcher Häuser zu verhelfen;
- c) Ledigenheime zu errichten und
- d) die Schaffung von Wohn- und Kleinwirtschaftssiedlungen zu ermöglichen.

Jedes Mitglied hatte einen Geschäftsanteil um 20 Schilling zu erwerben, zahlbar beim Eintritt oder in Monatsraten zu 5 Schilling.

Vertretungsbefugt war der Vorstand:

Franz Prager, Schriftsetzer, als Obmann bis 5. 5. 1938, von 5. 5. 1938 bis 7. 11. 1938 Adolf Schneider, der dann die Funktion des Schriftführers innehatte,

Othmar Winkler, Chauffeur, als Obmann-Stellvertreter bis 30. 11. 1934, dann von 5. 5. 1938 bis 7. 11. 1938 Johann Roithner, Polier,

Raimund Hübeck, Schlosser, als Zahlmeister bis 30. 11. 1934, dann bis 7. 11. 1938 Josef Rint, Eisenbahner, und bis 4. 6. 1941 Franz Dallinger, Zimmermann, der schon seit der Gründung Vorstandsmitglied war,

Ferdinand Kutzer, Anstreicher, als Buchführer bis 30. 11. 1934, dann Karl Lang, Gemeindebeamter, bis 7. 11. 1938;

Hermann Hroch war von 30. 11. 1934 bis 5. 5. 1938 Buchführer und von 7. 11. 1938 bis 4. 6. 1941 Obmann;

Franz Rabl, Hilfsarbeiter, war von 30. 11. 1934 bis 7. 11. 1938 Vorstandsmitglied.

Am 6. September 1938 wurde der Horner Kaufmann Josef Schrogl als vertretungsbefugter kommissarischer Verwalter bestellt. Durch Beschluß der Hauptversammlung vom 28. Februar 1941 wurde die Genossenschaft aufgelöst. Am 6. August 1948 wurde die Löschung infolge Beendigung der Liquidation im Firmenbuch durchgeführt.⁸⁾

In der ersten Bauetappe wurden laut Grundbuch Horn 1935 vom Gut Horn (Parzelle 1517/1) 10 Parzellen (Weiß und Sprung, Hruscha und Bauer, Prager, Leeb und Mann, Karner, Rint und Meixner) und von der Bürgerschaft Horn (Stadtgemeinde) 7 Parzellen (Hick und Dallinger, Schneider und Kutzer, Redl und Rabl, Erlinger) zum Preis von 30 Groschen/m² gekauft.

In der zweiten Etappe wurden vom Gut Hoyos 10 Parzellen zum Preis von 50 Groschen (= 33 Reichspfennig) im Jahr 1938 dazugekauft (Schopf, Roithner und Partl, Rittmann und Kranzler, Heidvogel und Frey, Lang, Bacher und Silberbauer).

Die einzelnen Parzellen wurden laut Schuldschein vom Juni 1935 beziehungsweise Dezember 1939 mit einem Pfandrecht für Darlehensforderungen des Bundes-, Wohn- und Siedlungsfonds in der Höhe von 4500 Schilling beziehungsweise 3000 RM sowie mit einem Veräußerungs- und Belastungsverbot belegt, und dem BWS-Fonds wurde das Vorkaufsrecht eingeräumt. Die Siedler selbst wurden erst nach Abzahlung der Schuld im Jahre 1946 grundbücherliche Eigentümer der Liegenschaft.⁹⁾

Das Siedlungsgebiet befindet sich am westlichen Stadtrand von Horn im Anschluß an die Friedhofserweiterung am Stephansberg zwischen Prager Straße im Süden und Frauenhofner Straße im Norden. Das Gelände steigt gegen Westen an und fällt nach Norden zur

⁸⁾ Landesgericht Krems an der Donau, Firmenbuch, Genossenschaftsregister Band 12, S. 80.

⁹⁾ Siehe Anmerkung 7.

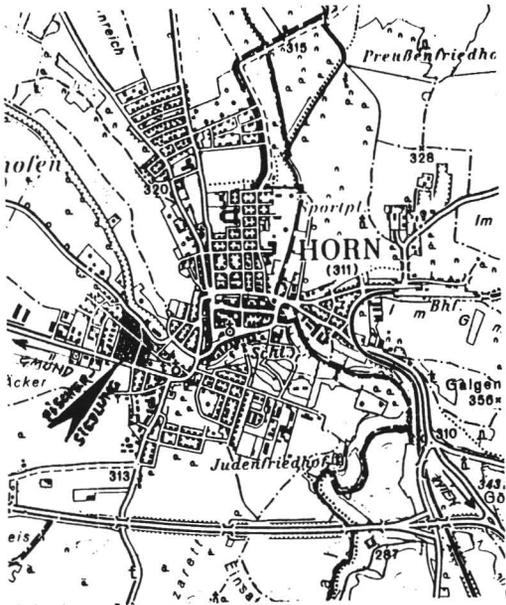
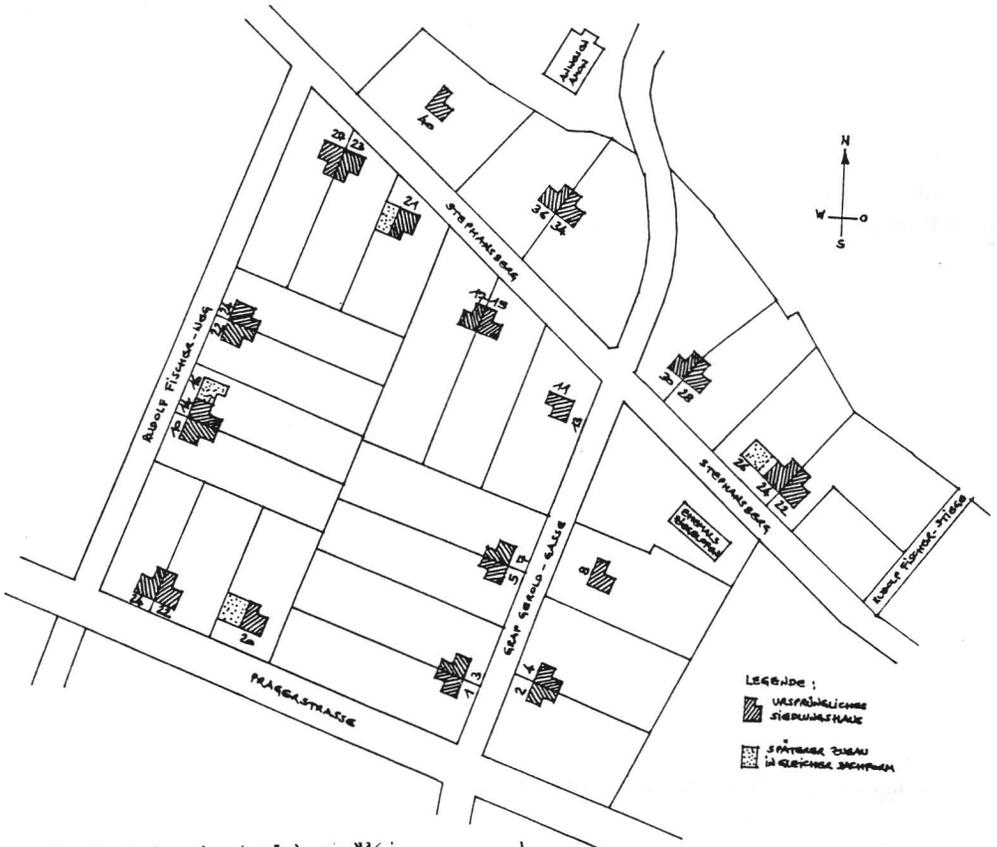


Abb. 3:
Parzellierungsplan der Fischer-Siedlung
mit ursprünglicher Verbauung

Taffa ab (Abb. 3). Insgesamt sind 27 Parzellen mit je ca. 1300 m² vorhanden, auf denen ebenso viele Siedlungshäuser errichtet wurden. Das Terrain mit einem Gesamtausmaß von knapp vier Hektar wird außer den erwähnten Straßenzügen noch durch die Graf-Gerold-Gasse und den Rudolf-Fischer-Weg aufgeschlossen.

Der Plan für die Siedlungshäuser stammt von der Firma Johann Steiner und Sohn, Horn, entworfen von Baumeister Fritz Steiner. Von zwei Vorschlägen wurde dieser Plan als der kostengünstigere und zum Ausbau besser geeignete von der Siedlungsgenossenschaft angenommen und eingereicht.¹⁰⁾

Das Dachgeschoß dieser Kleinhäuser eignet sich besonders gut zum Einbau von Wohnräumen. Der Dachstuhl selbst besteht aus genagelten Bretterbindern und hat eine bogenförmige Bedachung, welche im Horner Raum nur selten anzutreffen ist. Ob diese Dachform einer Handwerkstradition aus Frankreich entspricht, konnte nicht nachgewiesen werden. Auch in der Umgebung Wiens wurde eine ähnliche Dachform für Kleingartenhäuser der Zwischenkriegszeit verwendet.

Lag die Siedlung bei ihrer Errichtung am Stadtrand, so ist sie heute, nach der Entstehung des Gewerbe- und Industriegebietes an der Prager Straße, mehr ins Zentrum gerückt.

Die Stadtrandsiedlung in der Lokalpresse

Wenn wir einen Blick in die Lokalpresse des Jahres 1934, wie die „NÖ Landzeitung, Republikanische Blätter“¹¹⁾ mit Erscheinungsort Krems, werfen, können wir darin nur kurze Mitteilungen aus den Gemeinderatssitzungen über die Stadtrandsiedlung lesen. Am 7. November 1934 schreibt das großdeutsche Blatt unter „Horn Stadtrand-Siedlung“: *Die Stadt Horn hat als eine der ersten den Siedlungsgedanken in die Tat umgesetzt. An Stelle eines alten verfallenen Ziegelofens wird im Westen der Stadt eine kleine neue Vorstadt erstehen, deren Grundsteinlegung in Anwesenheit offizieller Persönlichkeiten bereits vor sich ging und die nach dem neuen Gemeindeverwalter „Rudolf Fischer-Siedlung“ benannt werden wird.* Am 28. November 1934 berichtet die Zeitung, daß bereits zwei Doppelhäuser der Siedlung fertiggestellt sind und daß im kommenden Frühjahr weitere 16 vollendet werden sollen.

Ausführlicher berichtet die „Kremser Zeitung“¹²⁾ in ihrer Beilage „Waldviertler Zeitung“ (christlichsozial) über die Gründung einer gemeinnützigen Bau- und Siedlungsgenossenschaft in Horn; in ihrer Ausgabe Nr. 15 vom 12. April 1934 schreibt sie: *Für Saison- und Kurzarbeiter, Arbeitslose und auch kleine Angestellte ergibt sich aus Bundesmitteln die Möglichkeit, in einer Randsiedlung Eigenheim mit Garten zu erwerben. Solche Häuschen, die ca. 6000 Schilling kosten, bieten dem baulustigen Siedler die Möglichkeit, mit nur 500 Schilling bar und Arbeitsleistung von ca. 1000 Schilling sich und seiner Familie dauernden Besitz zu sichern. Auch eine wünschenswerte Belebung der Bautätigkeit ist damit verbunden. Da sich hier schon über 20 Interessenten gefunden und ein günstiger Baugrund gesichert ist, sind die nötigen Vorarbeiten schon eingeleitet.*

Weiters schreibt die „Kremser Zeitung“ am 30. August 1934: *Horn. (Randsiedlung.) Mein Haus ist meine Burg, sagt ein altes Sprichwort des britischen Inselvolkes. Jeder*

¹⁰⁾ Gespräch mit Herrn Ing. Otto Rint, Horn, am 23. November 1994 und Frau Eva Maly, Horn, am 30. November 1994.

¹¹⁾ NÖ Landzeitung, Republikanische Blätter 55 (1934) Folge 45.

¹²⁾ Kremser Zeitung, Volksblatt für Stadt und Land mit Beilagen Waldviertler Zeitung — Welt und Heimat 65 (1934) Folge 15, 35 und 44.

Staatsbürger, der sein eigen Heim besitzt, der Eigner von Grund und Boden geworden, ist mit seinem Vaterlande viel enger verbunden, sucht seiner Wohnstätte das Gepräge seiner Persönlichkeit aufzudrücken, fühlt sich als Treuhänder Gottes des von ihm verwalteten Gutes, wird bodenständig, hat ein reges Interesse an der Verwaltung seiner Gemeinde, seines Landes, seines Staates und hat das Bestreben, seinen Besitz seinen Kindern wohlgepflegt als Andenken und Erbe zu hinterlassen. Die öffentliche Verwaltung hat die Pflicht, ihren minderbemittelten Mitbürgern in ihrem Streben nach eigenem Herd alle erdenkliche Unterstützung angedeihen zu lassen. In unserer Stadt hat diese Pflichterfüllung die Nebenerwerbsrandsiedlungsgenossenschaft übernommen, die unter der Leitung des derzeitigen Gemeindeverwalters Herrn Kommerzialrat Rudolf Fischer, dem es dank seiner beharrlichen, rastlosen Tätigkeit gelungen ist, nunmehr zehn Wohnhausbauten der Horner Randsiedlung sicherzustellen. Es werden folgende zehn Siedlungswerber demnächst mit dem Bau beginnen: Herr Bauer Heinrich, Kutzer Ferdinand, Rabl Franz, Rint Josef, Hick Franz, Meixner Ernst, Redl Johann, Schneider Adolf, Erlinger Wilhelm und Dallinger Franz. Das ist der Anfang der so tief einschneidenden Maßnahmen, um das soziale Niveau der arbeitenden Bevölkerung zu heben. Im Monate September wird die Aufstellung weiterer acht Wohnobjekte bewilligt werden. Berücksichtigt werden Bewerber aus dem Arbeiterstande, als auch Arbeitslose, Kurzarbeiter, Saisonbeschäftigte und Angestellte mit geringen Bezügen. Der Siedler hat 545 Schilling Anzahlung zu leisten, wofür ihm vom Ministerium für soziale Fürsorge ein Baukapital von 4500 Schilling gewährt wird. Für dieses Kapital erwirbt er ein modern konstruiertes Haus, ungefähr 1300 m² Grund, eine ganz ansehnliche Fläche, die ihm Gemüse- und Obstbau, sowie Kleintierzucht zu betreiben ermöglicht. Dadurch wird seine Haushaltung wesentlich erleichtert. Die gesamte Grundfläche des Siedlungskomplexes haben Herr Graf Hoyos und die Gemeinde Horn um einen minimalen Preis zur Verfü-



Abb. 4: Haus Stephansberg 40 (Erlinger), das einzige im Originalzustand erhaltene Siedlungshaus

gung gestellt, wofür ihnen der wärmste Dank gesagt sei. Der Randsiedler leistet im ersten Jahr außer der erwähnten Abgabe keine Zahlungen. Im zweiten Jahre zahlt er zwölf Schilling, im dritten Jahre 15 Schilling und vom fünften Jahre an 19 Schilling pro Monat. Nach Ablauf von ca. 30 Jahren wird er schuldenfreier Hausbesitzer. Diese Bedingungen werden von den Interessentenkreisen gewiß als leicht erfüllbar erkannt werden. Die Stadtrandsiedlung in Horn ist Kleinarbeit am Aufbau unseres österreichischen Vaterlandes. Der Kurswert der schönen Schlagworte ist im neuen Österreich sehr tief gesunken, umso höher steigt die Bewertung von Taten. Die Errichtung einer Wohnstätte ist eine Tat. Heil Österreich! (Abb. 4)

In der Ausgabe Nr. 44 der „Kremser Zeitung“ wird am 1. November über die Grundsteinlegung, die am 16. Oktober 1934 stattgefunden hat (Abb. 5), folgendes berichtet: (Grundsteinlegung zur Stadtrandsiedlung.) *Aller Anfang ist schwer. Wir Katholiken beginnen kein größeres Werk, ohne den Segen Gottes herabzufliehen. So haben auch unsere braven Stadtrandsiedler das hochwürdige Pfarramt gebeten, den Grundstein zu weihen und Gott um Beistand zum Gelingen des mit schweren Mühen verbundenen Werkes demütig zu bitten. Die Weihe vollzog in Vertretung des Herrn Stadtpfarrers der hochwürdige Herr Pater Pirmin Wind. Zu dieser Feier hatten sich Vertreter der Regierung, der Gemeinde, des Herrn Grafen Hoyos und andere zahlreiche Ehrengäste sowie die Siedler samt ihren Familienmitgliedern eingefunden. Der Genossenschaftsobmann Herr Franz Prager, der seine ganze Arbeitskraft uneigennützig und mit Erfolg in den Dienst der guten Sache gestellt hat, begrüßte die Ehrengäste, richtete treffende Worte der Aufmunterung an seine Genossenschaftsmitglieder und sprach allen in Betracht kommenden Faktoren, die sich bis jetzt um das Zustandekommen der Randsiedlung, die fortan den Namen Rudolf Fischer-Siedlung führen wird, bemühten, den Dank aus. Sodann sprach der Gemeindeverwalter von Horn, Herr Komm.-Rat Rudolf Fischer. Er schilderte alle Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, bis an die Grundsteinlegung geschritten werden konnte. Er versicherte, daß die Gemeindevertretung bis zur Fertigstellung der Siedlung den Genossenschaftern alle erfüllbaren Unterstützungen angedeihen lassen werde. Wir wollen unsere minderbemittelten Mitbewohner zu Eigenheimbesitzern machen, ihnen ein kleines Stück der heiligen Vaterlandserde zu Nutz und Verwaltung übergeben und sie zu vollberechtigten und zufriedenen Bürgern machen, die ihre Heimat lieben, schützen und verteidigen. Unser Gemeindeverwalter ist ein Mann der Tat, er liebt es, nicht in langen Reden Zusagen zu machen, Hoffnungen zu erwecken, um Volksgunst zu buhlen, sondern ist lediglich bemüht, Werke zu schaffen und diese Werke als Zeugen für seinen guten Willen zu führen. Hierauf sprach Herr Hofrat Hermann Tinus. Er wolle dem Siedlungswerke nicht nur die ihm pflichtgemäß obliegende Förderung angedeihen lassen, sondern mit regem persönlichem Interesse das Fortschreiten des Werkes verfolgen, ihm jeden Schutz gewähren und schloß mit dem Wunsche für ein glückliches Gelingen. Herr Dr. Mais aus Gmünd als Vertreter der J. B. K. beglückwünschte die Stadt Horn, die als erste Stadt Niederösterreichs den Siedlergedanken in die Tat umgesetzt und für anderwärtige Randsiedlungen beispielgebend und als Muster dienen wird. Horn ducet. Er ermahnte die Siedler, unverdrossen bis zur glücklichen Fertigstellung der Anlage durchzuhalten und die sich einstellenden Widerwärtigkeiten, die ja unausbleiblich sind, mit zäher Ausdauer zu überwinden. Nun bestieg Herr Ing. Verm.-Rat Ing. Hermann das Rednerpult. Er gab als Obmann der Baukommission seiner Freude Ausdruck, daß die Stadtrandsiedlung zustande gekommen und nunmehr verwirklicht wird. Die Siedlung soll sich würdig in das Stadtbild eingliedern und an Stelle eines verfallenen Ziegelofengeländes*



Abb. 5: Feierliche Grundsteinlegung am 16. Oktober 1934. Am Rednerpult
Bürgermeister Rudolf Fischer
(Alle Fotos und Repros: Karl Hulka, Horn)

soll ein einheitliches schmuckes Bild von Straßen, Gärten und Eigenheimen den Eingang in die Stadt von Westen her zieren. (...) Wenn nun hier, am anderen Rande der Stadt, sei es auch in kleinerem Umfange, eine Siedlung erstet, bei deren Gründung er bezüglich der Wahl des Platzes, der Führung der Straßenanlagen ausschlaggebenden Einfluß genommen hat, so beglückt es ihn heute, den Beginn der Verwirklichung erleben zu dürfen. Mit dem Versprechen, sich jederzeit, so weit es in seinem Einflußkreise liegt, den Siedlern zur Verfügung zu stellen, schloß er mit Glück- und Segenswünschen für die Randsiedler seine Ansprache. Sodann sprach Herr Dir. Gustav Neweklovski als Obmann des Aufsichtsrates und dankte den Siedlern sowie den Aufsichtsratsmitgliedern für ihre emsige Arbeit. Zum Schlusse rief Herr Obmann Franz Prager seinen Genossenschaftlern zu: „An die Arbeit! Gottes Segen möge auf dieser Arbeit ruhen. Rauhe Herbststürme haben die Grundsteinlegung begleitet, eine milde Sommersonne wird hoffentlich das vollendete Werk bescheinen. Dann sollen die Siedler einziehen in ihr selbst geschaffenes Eigenheim, dort Glück und Zufriedenheit finden, dort nach Gottes Gesetz leben und wirken, dort ihren Kindern Heimat- und Vaterlandsliebe lehren, dort Herren auf ihrer Scholle und treue Diener Österreichs sein. Das walte Gott!“

Zeitzeugen berichten

August und Anna Weiß¹³⁾, das zum Zeitpunkt des Interviews älteste noch lebende Ehepaar (geb. 1913/1911) der ersten Generation, Graf-Gerold-Gasse 1, berichten vom Beginn der Siedlertätigkeit 1934: Da August Weiß gelernter Maurer war, ging der Baufortschritt sehr flott vor sich, denn er konnte viel Eigenleistung erbringen. Bereits am 29. Juni 1935 konnten sie in ihr neues Haus einziehen. Ein Datum, das Anna Weiß noch genau im Gedächtnis hat. Die Häuser in der Geroldgasse sowie die beiden Häuser Stephansberg 15 (Rint) und Nr. 17 (Meixner) wurden von der Firma Johann Steiner und Sohn gebaut. Die Häuser Stephansberg 22-40 baute die Firma Alois Prager und Sohn.

Die Entlohnung der Arbeiter erfolgte wöchentlich (48 Stunden), ein Maurer verdiente 28 Schilling/Woche, und jeder mußte froh sein, wenn er eine Beschäftigung hatte, denn die Wirtschaftslage war schlecht und die Arbeitslosigkeit groß. Bei dem geringen Einkommen mußte jeder Siedler möglichst viel Eigenleistung erbringen, um Kosten zu sparen. Wollte man einen größeren Keller oder das Dachgeschoß ausbauen, so mußte das als Eigenleistung gemacht werden. Zum Vergleich, 1 kg Brot kostete 1934 56 Groschen, was ungefähr einer Maurerstunde entsprach. Heute kann sich ein Maurer für seinen Stundenlohn ungefähr 4 kg Brot kaufen (1994).

In einem Gespräch mit der ältesten Zeitzeugin, Frau Barbara Dallinger¹⁴⁾ (geb. 1904), Stephansberg 24, berichtet diese von der Grundsteinlegung am 16. Oktober 1934, daß der Grundstein in ihrem Haus eingemauert wurde. Da ihr Mann als Zimmerer bei der Firma Alois Prager und Sohn beschäftigt und das Haus bereits vom Bundesministerium für soziale Fürsorge genehmigt war, konnte der Baufortschritt so beschleunigt werden, daß die Familie Dallinger das Weihnachtsfest 1934 bereits im neuen Haus feiern konnte. Noch nicht ganz fertig zwar, aber doch bewohnbar. Die Eile war geboten, denn der Zins in der Hof-Wohnung in der Stadt betrug 25 Schilling pro Monat, und der Verdienst eines Zimmermannes war damals 36 Schilling pro Woche; daher wollte man so rasch wie möglich ins eigene

¹³⁾ Gespräch mit dem Ehepaar August und Anna Weiß, Horn, am 24. 4. 1994.

¹⁴⁾ Gespräch mit Frau Barbara Dallinger, Horn, am 23. 6. 1994.

Haus. Weiters berichtet sie von den Schwierigkeiten der Wasserversorgung. Es gab nur eine öffentliche Entnahmestelle an der Reichsstraße beim Friedhof (Prager Straße). Später gab es noch zwei weitere Wasserstellen beim Haus Nr. 28 (Schneider) und Nr. 40 (Erlinger). Der erste Obmann der Siedlungsgenossenschaft war Herr Franz Prager, Buchdrucker bei der Firma Berger, ein Verwandter von Baumeister Prager, der dann von Adolf Schneider abgelöst wurde.

Adolf Schneider, am 22. 3. 1890 in Wien geboren, erlernte nach der Pflichtschule das Kaufmannsgewerbe und führte bis 1932 in Maria Taferl eine Gemischtwarenhandlung und kam in diesem Jahr auch nach Horn. Aus der Ehe mit Magdalena Strauch entstammen zwei Söhne. Nach wirtschaftlich schweren Jahren war er ab 1938 bis zu seiner Pensionierung Angestellter der Gebietskrankenkasse in Horn. Er starb am 4. Dezember 1970 und ist in Horn begraben.

Am Haus Schneider, Stephansberg Nr. 28, ließ Ministerialrat Dr. Rudolf Fischer, der Sohn des ehemaligen Bürgermeisters, eine Gedenktafel mit folgendem Text anbringen: RUDOLF FISCHER SIEDLUNG 1935-1936 OBMANN DER SIEDLERVEREINIGUNG: ADOLF SCHNEIDER.

Frau Anna Staffenberger¹⁵⁾ (geb. Roithner) und ihr Bruder Konrad Roithner erinnern sich an den Bau der Straße am Stephansberg in ihrer Kindheit. Große Mengen Erdmaterial mußten händisch von den Siedlern abgegraben werden und mit sogenannten Loren (kleine Muldenkipper auf Schienen) an das untere tiefer gelegene Gelände verführt werden. Straßenbelag gab es bis zum Jahr 1960 nicht. Auch der Kanalbau erfolgte erst während des Zweiten Weltkrieges, und Wasser in die Häuser wurde erst 1947 eingeleitet; bis dahin gab es nur die öffentlichen Entnahmestellen bei Schneider und Erlinger.

Auch Herr Josef Mann erinnert sich noch an das Ziegelofengelände, denn Trockenschuppen standen vor Baubeginn im Garten seines Vaters in der Graf-Gerold-Gasse 4. Das Ziegelofengebäude und auch die Brunnen mit Windradpumpen sind ihm noch in guter Erinnerung.¹⁶⁾

Die Siedler gingen emsig ans Werk und bauten 1934-1935 gemeinsam mit den beiden Horner Baufirmen Steiner und Prager in der ersten Etappe in der Graf-Gerold-Gasse und am Stephansberg ihre Siedlungshäuser. In der zweiten Bauetappe wurden 1937/38 die Häuser in der Prager Straße und am Fischerweg gebaut, in gleicher Form und von gleichem Aussehen wie die vorher errichteten Kleinhäuser.

Während des Zweiten Weltkrieges hatten alle Siedler wieder Arbeit und konnten so ihren Verpflichtungen bezüglich Abzahlung der Schulden leicht nachkommen und wurden Eigentümer. In den Nachkriegsjahren haben fast alle Siedler an ihren Häusern Zu- und Umbauten vorgenommen, sodaß kaum ein Haus im Originalzustand geblieben ist.

Abschließend kann gesagt werden, daß es dem mutigen Einsatz der verantwortlichen Politiker — vor allem Bürgermeister Fischers — in einer wirtschaftlich schweren Zeit zu danken ist, daß diese Siedlung entstehen konnte. Auch die heutigen Besitzer der zweiten Generation anerkennen den Mut zur Tat und den Arbeitseifer, den ihre Eltern im Jahre 1934 bewiesen haben.

¹⁵⁾ Gespräch mit Frau Anna Staffenberger, Horn, am 21. 4. 1994.

¹⁶⁾ Gespräch mit Herrn Josef Mann, Horn, am 15. 5. 1994.

Die Ernährungs- und Versorgungsprobleme im Bezirk Waidhofen an der Thaya nach Kriegsende 1945^{*)}

Als sich Ende Mai 1945 die wirtschaftliche Lage im Bezirk Waidhofen/Thaya besonders schwierig gestaltete, mußte die Bezirkshauptmannschaft zur Sicherung der Ernährung der bodenständigen Bevölkerung den Abtransport vieler einquartierter Flüchtlinge und Bombengeschädigter sowie der Ausländer veranlassen. So gelang es, daß bis zum 7. August 1945 13 219 Personen den Bezirk verließen.¹⁾

Auch drei Monate nach Kriegsende war die Ernährungslage im Verwaltungsbezirk Waidhofen/Thaya nach wie vor sehr angespannt. Die noch immer ungewöhnlich hohe Zahl an bezirksfremden Personen wirkte sich besonders katastrophal auf die Ernährung aus. Warenvorräte waren Plünderungen zum Opfer gefallen, und verlagerte Vorräte konnten infolge der Unterbindung des Verkehrs nicht herangeschafft werden. War in den ersten Nachkriegstagen das Geschäftsleben völlig zusammengebrochen und mußten Geschäfte einige Tage nach Eröffnung wieder geschlossen werden, konnte die Ernährung weiterhin nur mit der Lebensmittelkartenausgabe einigermaßen aufrechterhalten werden.

Die Selbstversorger betreffend, war die Ernährungslage den Umständen entsprechend als zufriedenstellend zu bezeichnen. Die Nichtselbstversorger, d. h. die auf Grund von Lebensmittelkarten Versorgten, erhielten eine äußerst bescheidene Menge an Brot und Mehl zugewiesen, zumal die vorhandenen Vorräte für ausgiebigere Zuteilungen nicht ausreichten.

Konnte man auch nach dem Tiefststand der Ernährungslage in den Monaten Mai bis Juli allmählich eine Verbesserung in der Versorgung verzeichnen, so war die Versorgungsbilanz im Hinblick auf die neue Ernte noch immer sehr besorgniserregend und konnte keine ausreichende Ernährung gewährleisten. Im September 1945 war allerdings für die nächste Zuteilungsperiode eine Erhöhung der Rationen vorgesehen, da man bereits auf die Entnahme aus der neuen Ernte hoffte.

Besonders schwierig gestaltete sich im Bezirk Waidhofen/Thaya in den ersten Monaten nach Kriegsende die Fettversorgung. Diese erfolgte laut Situationsbericht²⁾ und Zeugenaussagen bis zur Reorganisation der Waidhofener Molkereibetriebe ausschließlich mit Rindertalg (200 g pro Kopf und Zuteilungsperiode). Ab Ende August/Anfang September konnten geringe Mengen Butter abgegeben werden, jedoch war man dabei ganz auf die Milchlieferungen der Landwirte angewiesen. Zur gleichen Zeit sollte die bisher gänzlich unzureichende Fettversorgung aufge bessert werden können. Die zweite Molkerei im Verwaltungsbezirk hatte ihren Betrieb wieder aufgenommen, und seitens des Bezirksernährungsamtes, der Bezirksbauernkammern und der Molkereigenossenschaften wurde alles unternommen, um die Milchablieferung wieder in Gang zu bringen.³⁾

^{*)} Der Beitrag basiert auf meiner an der phil. Fakultät der Universität Wien (Institut für Zeitgeschichte, Univ.-Prof. Dr. Erika Weinzierl) im Jahre 1985 approbierten Dissertation „Das Kriegsende im Bezirk Waidhofen an der Thaya und die Verhältnisse danach“.

¹⁾ Siehe Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Waidhofen a. d. Thaya (= Amtsblatt) Nr. 9 (18. August 1945).

²⁾ Archiv der Bezirkshauptmannschaft Waidhofen an der Thaya (= ABH Waidhofen), Situationsbericht I-76/3 v. 27. August 1945, S. 5: „15-20 dkg“ pro Zuteilungsperiode.

³⁾ ABH Waidhofen, Situationsbericht I-76/5 v. 16. September 1945, S. 4.

Die Molkerei Waidhofen/Thaya war vom 9. Mai bis 18. Juni 1945 außer Betrieb. Infolge der zahlreichen Requirierungen von Wagen und Pferden gab es keine Milchlieferungen aus den umliegenden Ortschaften, daher auch keine Buttererzeugung. Nahegelegene Ortschaften wie Götzweis, Kainraths etc. lieferten zunächst noch an, bis auch sie keine Pferde mehr hatten. Die Molkerei suchte immer wieder Leute, die noch Milch liefern konnten, da man zumindest für die Kleinkinder der Stadt dringend Milch benötigte. Erst als der Molke-reileiter bei der russischen Kommandantur vorsprach, wurde eine Bescheinigung ausgestellt, daß die Gespanne von Milchlieferanten nicht mehr requiriert werden durften. Major Schtschukin stellte dann sogar sein Lastauto zur Verfügung. Damit konnte die Molkerei wieder Milch einholen. Auf diese Weise sammelte man am 18. Juni 1945 600 Liter Milch.⁴⁾ So konnte allmählich wieder die Butterproduktion anlaufen. Der russische Stadtkommandant erschien jedoch mehrere Male pro Woche und wollte Butter haben.

Im Bezirk Waidhofen/Thaya gab es zu dieser Zeit rund 10000 Milchkühe.⁵⁾ Rechnet man 2 Liter Milch pro Kuh und Tag, hätte das täglich 20000 Liter Milch ergeben. Aber dieser Rechnung stellten sich zahlreiche Schwierigkeiten entgegen, vor allem die sogenannte Hamsterei. Dabei standen die Flüchtlinge im Vordergrund. Diese gaben mehr als 1 RM pro Liter Milch aus und brachten damit die Bauern in Versuchung, ihrer Ablieferungspflicht gegenüber der Molkerei untreu zu werden.

Die Heranbringung der Milch an die Verarbeitungsstätte war nach wie vor äußerst schwierig. Auf Diesel umgebaute Kraftwagen gab es nur wenige im Bezirk; und diese mußten von der Bezirksverkehrsstelle im Fernverkehr eingesetzt werden, ebenfalls zum Transport von Lebensmitteln. Die Benzinfahrzeuge konnten infolge des Treibstoffmangels nur selten in Betrieb genommen werden. Mit dem bescheidenen Quantum an Benzin, das der Bezirkshauptmannschaft von der Landeshauptmannschaft zugewiesen worden war, mußten in erster Linie Sanitätskraftwagen, Ärzteautos, die Krafträder der Gendarmerie sowie die Feuerwehren versorgt werden.

Als Dr. Hahl im September 1945 die Leitung des Bezirksernährungsamtes übernommen hatte, begab er sich zum Molke-reileiter und erkundigte sich nach der erzeugten Buttermenge. In Waidhofen/Thaya und Waldkirchen/Thaya zusammen konnten aus eben erwähnten Gründen nur 2400 kg Butter pro Monat erzeugt werden, welche aber zur Gänze an die Besatzungsmacht abgegeben werden mußten, zumal auch die Besatzungssoldaten vom Truppenübungsplatz Döllersheim (politischer Bezirk Zwettl) nach Waidhofen/Thaya kamen. Infolgedessen sprach der Ernährungsamtsleiter bei der russischen Kommandantur in Waidhofen/Thaya vor. Danach verlangte der Stadtkommandant nur mehr 10 kg Butter für die Besatzungsmacht, erhielt aber für seine Hilfsbereitschaft 20 kg zugesichert. Unter den Angehörigen der Besatzungsmacht gab es deshalb zwar große Aufregung, und die Molke-reiangestellten befürchteten natürlich Vergeltungsmaßnahmen. Durch das hilfreiche Eingreifen des Stadt- und Bezirkskommandanten erschienen schon wenige Tage danach keine Besatzungssoldaten mehr in der Molkerei.⁶⁾

Die Fleischversorgung bereitete keine geringeren Schwierigkeiten; infolge der einschneidenden Rinder- und Schweineverluste war Schlachtvieh praktisch nicht mehr vor-

⁴⁾ Angaben des damaligen Molke-reileiters Willinger.

⁵⁾ Amtsblatt Nr. 16 (17. November 1945); laut Chronik der Stadtgemeinde Waidhofen/Th. waren es 1944 noch 19000 Kühe gewesen.

⁶⁾ Gespräch mit Min.-Rat Dr. Hahl am 7. Dezember 1984.

handen. Die bescheidene Fleischversorgung mußte durch Zwangslieferumlagen an die Gemeinden einigermaßen gesichert werden und bedeutete bereits einen empfindlichen Eingriff in die noch verbliebenen Nutzviehbestände.⁷⁾

Für nur 250 g Fleisch pro Kopf und Woche mußten wöchentlich 70-90 Stück Vieh zur Schlachtbank gebracht werden. Angesichts des Umstandes, daß sich die Schlachtviehaufringung immer schwieriger gestaltete, sah sich das Bezirksernährungsamt gezwungen, den Flüchtlingen die Fleischquote mit Anfang September 1945 (= 80. Zuteilungsperiode) um 150 g pro Kopf und Woche, d. h. von 250 g auf 100 g, herabzusetzen. Auch für die einheimische Bevölkerung wurde die Fleischration um 50 g gekürzt. Diese Maßnahme bedeutete jedoch noch immer wenig Schonung für den dezimierten Viehbestand.

Die Fleischversorgung hatte Anfang November ihren Tiefststand zu verzeichnen, und so wurden auf Antrag des Bezirksernährungsamtes Flüchtlinge und Ausländer zunächst für eine Zuteilungsperiode von der Fleischzuteilung gänzlich ausgeschlossen. Nach Angaben des Amtsblattes brachte diese Maßnahme eine Ersparnis von 60 Stück Vieh pro Zuteilungsperiode. Ein Ausweg aus der ständig sinkenden Viehbestandsbilanz konnte jedoch nur durch die Aktivierung der Jagd und der Fischerei mit Zustimmung der Besatzungsmacht gefunden werden. In der 83. Zuteilungsperiode konnte den Flüchtlingen mit Rücksicht auf den einsetzenden Winter wieder Fleisch zugebilligt werden.⁸⁾

Besonders schlecht sah es mit der Eiweißversorgung aus. Der sonst nicht unbeträchtliche Zuschuß zur Fleischernährung durch den Wildabschuß und der Ertrag aus den Fischteichen der Umgebung fielen gänzlich aus.

Die Jagd übte die Besatzungsmacht aus, denn die Einheimischen hatten keine Waffen. Aus den Fischteichen und in der Thaya fischten die Angehörigen der Besatzungsmacht nach Bedarf und Belieben, meist mit Handgranaten.

Schließlich mußte die Durchführung der Ablieferungspflicht von landwirtschaftlichen Produkten⁹⁾ in Kraft treten. Diese aber war bald durch die scharenweise erscheinenden Hamsterer und Schleichhändler aus der Stadt¹⁰⁾ gefährdet. Der Kampf gegen die Schleichhändler wurde zwar energisch aufgenommen¹¹⁾, ihre Tätigkeit konnte trotzdem nicht völlig unterbunden werden. Viele waren nicht davon zu überzeugen, daß „willkürliche Requisitionen, Schleichhandel und Hamsterei das Ernährungsproblem nur für eine geringe Anzahl Privilegierter, zum Schaden der Allgemeinheit löst.“¹²⁾ Es waren einerseits Leute mit Rucksäcken, andererseits solche mit großen Lastwagen, die den Landwirten mit ihren verlockenden Angeboten von 1-3 RM für das Kilogramm Kartoffeln zusetzten oder aber Klei-

⁷⁾ ABH Waidhofen, Situationsberichte I-76/3 v. 27. Aug. 1945 und I-76/5 v. 16. Sept. 1945.

⁸⁾ ABH Waidhofen, Situationsbericht I-135/15, S. 6.

⁹⁾ Mehr darüber in einem späteren Beitrag zum Thema Land- und Forstwirtschaft, wo auch ein Auszug der Verordnung des Staatsamtes für Land- und Forstwirtschaft v. 31. Juli 1945 über die Erfassung, Ablieferung und Aufbringung von Getreide... abgedruckt sein wird.

¹⁰⁾ Die meisten kamen aus Wien.

¹¹⁾ Siehe Photokopie einer Weisung der Bezirkshauptmannschaft an alle Gendarmerieposten des Bezirkes XI-246 v. 3. Oktober 1945. Sogar die Besatzungsmacht wurde zur Mithilfe angehalten. In einem Schreiben an die Stadtkommandantur (XI-246 v. 4. Oktober 1945) berichtete die Bezirkshauptmannschaft, daß die Gendarmerieposten angewiesen waren, die Zivilhamsterer schärfstens zu kontrollieren und auch bei Nacht die Straßenzüge diesbezüglich intensivst zu überwachen. Außerdem ersuchte man, die Patrouillen der Roten Armee anzuweisen, daß sie ihrerseits die Militär-LKW anhielten und kontrollierten.

¹²⁾ Siehe „Appell an die Bevölkerung und Regierung“, in: Neues Österreich. Organ der demokratischen Einigung 84 (29. Juli 1945) S. 1.

Bezirkshauptmannschaft
Waidhofen a.d.Thaya
XI-246

Waidhofen, den 3.10.1945.

An alle
Gondarmerieposten!

Betrifft: Maßnahmen gegen den
Schleichhandel.

Die bisherigen praktischen Erfahrungen haben gezeigt, daß dem Schleichhandlungswesen nur dann wirksam entgegen getreten werden kann, wenn die dagegen ergriffenen Maßnahmen mit stärkeren Kräften und strenger als bisher durchgeführt werden.

Schleichhandel, Schwarzhandel, Kamsterer und Rucksackverkehr ist daher größeres Augenmerk als bisher zuzuwenden.

Insbonders ist der Auto- und Wagenverkehr genauer als bisher zu beobachten, die in Frage kommenden verdächtigen Führerke sind anzuhalten und die Insassen dazu zu verhalten, die Lebensmittelkäufe durch Bescheinigungen gemäß § 4 der Verordnung über Erfassung, Aufbringung und Ablieferung von Getreide, Hülsenfrüchten und Kartoffeln, St.G.Bl. Nr. 108 vom 31.7.1945, zu rechtfertigen. (Ablieferungsscheine).

Autos und Führerke ohne diese Bescheinigungen sind samt Inhalt sofort zu beschlagnahmen und ist gegen die Schuldigen das Strafverfahren einzuleiten.

Weiters hat sich herausgestellt, daß einzelne Groß-Schleikhändler die bisher mildere Behandlung des Rucksackverkehrs dazu ausgenützt haben, um ganze Gruppen von bezahlten Rucksackträgern in ihren Dienst zu nehmen. Diesem Umstände wird bei der Überwachung des Bahn- und Strassenverkehrs besonders Rechnung zu tragen sein.

Nach den bisherigen Erfahrungen wird neuerlich darauf verwiesen, daß unbeschadet der täglichen Kontrolle vor allen an Samstagen und Sonntagen eine Verstärkung des Kontrolldienstes notwendig ist. Der Kontrolldienst soll vor allen in den Bahnstationen einsetzen, doch kann künftig, wo die Verhältnisse es gestatten, auch in den Zügen kontrolliert werden.

Der prov. Bezirkshauptmann:

[Handwritten signature]

der und Wäsche oder sonstige Waren zum Tausch anboten.¹³⁾ Vor allem handelte es sich dabei um bezirksfremde Personen; viele lockten Lebensmittel und Lebendvieh unter Vortäuschung von Aufträgen amtlicher Wiener Stellen heraus. Aber auch Angehörige der Roten Armee zahlten des öfteren Überpreise für Eier und Milch.¹⁴⁾

Dennoch waren die Ergebnisse der Ablieferung in diesem Bezirk recht gut, vor allem bei Kartoffeln, Brotgetreide und Gerste. Der Situationsbericht vom 26. Oktober 1945 spricht von einer „gewissen Lieferfreudigkeit im Gerichtsbezirk Waidhofen/Thaya“ — denn bis 20. Oktober 1945 waren bereits 950 Waggon Kartoffeln und 200 Tonnen Roggen abgeliefert worden. Bis 12. November 1945 waren es

11 878 919 kg Kartoffeln,	das waren 74,2 % der Vorschreibung,
1 519 154 kg Brotgetreide,	das waren 58,0 % der Vorschreibung,
190 303 kg Gerste,	das waren 27,7 % der Vorschreibung. ¹⁵⁾

Die Ablieferungsquoten hatten sich bis Ende des Jahres ständig erhöht, bei Brotgetreide auf 72,4 % der Vorschreibung und bei Kartoffeln auf 75,7 % der Vorschreibung.¹⁶⁾

Durch das strenge Verfahren bezüglich der Einhaltung der Ablieferungspflicht konnte die Brotquote für Normalverbraucher im Bezirk Waidhofen/Thaya bald von 187 g auf 200 g pro Tag und Kopf erhöht werden. Dafür aber mußte die wöchentliche Kartoffelration von 4 kg auf 2 kg gesenkt werden. Der folgende Auszug aus einem Artikel im Amtsblatt, dort unter dem Titel „BAUERN, GEDENKT EURER ABLIEFERUNGSPFLICHT“, schildert die damalige Situation ganz treffend:

„... Überall regen sich die Pioniere des Wiederaufbaues und es läßt sich mit Bewunderung feststellen, daß dieses Österreich denn doch nicht unterzukriegen ist. Eines freilich ist notwendig, damit alle die schaffenden Gehirne weiter in Regsamkeit verharren, damit all die Hände nicht schlaff in den Schoß zurücksinken: Die Sicherung der Nahrung. Da muß nun der Bauer in die Bresche springen. Unter den schwierigsten Verhältnissen hat er der Mutter Erde den Tribut an das Leben abgerungen und ihn als Ernte unter Dach gebracht. Jetzt gilt es diese Ernte voll und ganz in den Dienst der Ernährung zu stellen. Wie ernst es unserer Regierung ist, für den Lebensunterhalt des Volkes vorzusorgen, das beweist der Umstand, daß die Ablieferungspflicht gesetzlich verankert wurde. Es wird also nicht etwa appelliert an die Menschlichkeit, an das Mitgefühl, nein, es wird gefordert, und das mit Recht! Das Staatswesen ist eine Schicksalsgemeinschaft, jeder einzelne Stand hat hier seine Aufgabe restlos zu erfüllen, wenn der Staat sich behaupten soll. Leider gilt es da noch manches nachzuholen.

¹³⁾ Informationen aus Gesprächen mit der Bevölkerung des Bezirkes.

¹⁴⁾ Amtsblatt Nr. 6 (23. März 1946), S. 42: „An die Bauernschaft des Bezirkes“: „Es ist in der letzten Zeit verschiedentlich darüber Beschwerde geführt worden, daß von Angehörigen der Roten Armee unternommen wird, Eier und Milch in größeren Mengen aufzukaufen und dafür solche Überpreise zu bezahlen, daß der Versuchung, auf solche Abgebote einzugehen, vielfach nicht widerstanden werden kann. Ich verweise bei dieser Gelegenheit abermals auf den Punkt 7 des in der Nummer 13 des Amtsblattes 1945 erschienenen Befehls Nr. 3 des Herrn Stadtkommandanten von Waidhofen a. d. Thaya, demzufolge die Beschaffung von landwirtschaftlichen Produkten aller Art durch Militärabteilungen oder einzelne Militärpersonen verboten ist. Da alle diese landwirtschaftlichen Produkte bewirtschaftet werden, vergeht sich jedermann, der solche Verkäufe ohne Bewilligung der Bezirkshauptmannschaft tätigt, gegen das Bedarfsdeckungsgesetz, das in diesem Amtsblatte an anderer Stelle erläutert wird, und macht sich strafbar. Außerdem aber handelt er gegen den Befehl des Militärkommandanten von Waidhofen a. d. Thaya und könnte auch von dem Vertreter der Besatzungsmacht diesbezüglich zur Rechenschaft gezogen werden.“

¹⁵⁾ Amtsblatt Nr.16 (17. November 1945) und Situationsbericht vom 28. Nov. 1945, I-135/17, S. 2.

¹⁶⁾ ABH Waidhofen, Situationsbericht vom 30. Dezember 1945, I-135, S. 6.

Eine einzige vorgenommene Kontrolle hat ergeben, daß es noch immer Mitbürger gibt, die da glauben, den gesetzlichen Vorschriften etwas abhandeln zu können. Sie sind im Irrtum befangen, und ihre ehrenwerten Nachbarn haben die Aufgabe, sie eines Besseren zu belehren. Die in den Gemeinden errichteten Kontrollkommissionen, denen auch ein Abgeordneter des Ortsbauernrates anzugehören hat, sind beauftragt, über die Einhaltung der Ablieferungspflicht strengstens zu wachen. . . Auch die Lastkraftwagen, die da von Wien herauskommen, um angeblich für Kranke und sonstige Notleidende Kartoffeln zu holen, sind abzuweisen, ja noch mehr, es ist dafür Sorge zu tragen, daß sich die Gendarmerie mit ihnen befaßt. Denn ihre vielfach erschwindelten Fahrbefehle sind zur Genüge bekannt. . .“¹⁷⁾

Im Oktober 1945 wurde die Milchablieferung von den Molkereien stark forciert und hatte sich bereits deutlich verbessert, jedoch gab es immer noch ganze Ortschaften, die mit ihren Milchablieferungen sehr zurückhaltend waren. Bei den Bürgermeisteramtstagen wurde immer wieder mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß die Leute alle verfügbare Milch abzuliefern hätten, um die Fettversorgung der Bevölkerung einigermaßen zu ermöglichen.

Klagen gab es über die im Oktober 1945 eingeführten Lebensmittelkarten, wofür man nur $\frac{1}{4}$ Liter Magermilch erhielt. Die Milchablieferung war aber inzwischen weiter angestiegen, dennoch war auch Ende November 1945 die Versorgung der Bevölkerung mit Butter noch immer nicht ganz sichergestellt. Außerdem hatten in dieser Zeit die sogenannten grünen Grenztruppen von der Molkerei Waldkirchen/Thaya ca. 200 kg Butter pro Monat, das waren 800 Fettrationen für die Bevölkerung, für sich in Anspruch genommen, was aber nach Meldung bei der Kommandantur auf Befehl des Stadtkommandanten Major Schtschukin verboten wurde.

Auch die Knappheit vieler anderer Lebensmittel trug zum fast unlöslichen Ernährungsproblem der Nachkriegszeit bei. Grieß, zum Beispiel, gab es nur für Kleinkinder. Hülsenfrüchte waren bis zum Jahresende überhaupt nicht erhältlich. An dieser Stelle muß ein interessanter Vorfall, der nicht nur die Umstände dieser Zeit, sondern auch Zufälle und das notwendige Geschick führender Amtsleiter aufzeigt, erwähnt werden:

Anfang Jänner 1946 suchte eine alte Frau den Bezirksernährungsleiter auf und berichtete ihm, daß man von 1100 Kalorien nicht leben könne, und bat wenigstens um einen Aufruf von Haferflocken. Der Leiter des Ernährungsamtes, der auch die Leitung des Wirtschaftsamtes innehatte, konnte zufällig drei Tage später drei Waggon Kohle zur Verteilung bringen, je einen davon an die Lagerhäuser Waldkirchen und Vitis, und wandte sich deshalb gleich mit der Bitte um Hafer an diese. Den tatsächlich lieferbaren und auch gelieferten Hafer ließ er nach Oberösterreich zur Firma Knorr bringen und erhielt dafür die halbe Menge Haferflocken und konnte damit im März 1946 tatsächlich einen Aufruf von Haferflocken ermöglichen. Laut Erzählung von Dr. Hahnl hatte dieser Vorfall noch Folgen. Bewohner von Heidenreichstein (Bezirk Gmünd) stellten sich dann in Geschäften in Pfaffenschlag (Bezirk Waidhofen/Thaya) um Haferflocken an. Als auch das Lagerhaus Waidhofen/Thaya Haferflocken liefern konnte, erfolgte sogleich ein zweiter Aufruf, wobei aber nur ein bestimmter Teil von Lebensmittelkarten dafür abgestempelt werden konnte. Dies aber hatte eine Entrüstung seitens der benachbarten Bezirkshauptmannschaften zur Folge, und es wurde eine Sitzung aller Ernährungsleiter durch den Landesernährungsleiter einberufen. Dabei kam es

¹⁷⁾ Amtsblatt Nr. 14 (20. Oktober 1945).

zur Beschwerde über zuwenig verfügbare Lebensmittel. Dr. Hahnl meinte dazu, daß die Bezirksernährungsamtsleiter selbst schuld wären, da sie nur Normalverbraucherkarten ausgaben. Bei dieser Sitzung meinte Dr. Steinböck zu Dr. Hahnl: „Solche Leute können wir in Wien brauchen“, und er berief ihn mit Wirkung vom 20. September 1946 ins Landesernährungsamt.¹⁸⁾

Auch die Gemüseernte im Bezirk war im Jahr 1945 äußerst gering gewesen. Wohl die größten Sorgen machte schließlich die Beschaffung von Zucker und Salz. Allerlei abenteuerliche Fahrten wurden unternommen, um Salz zu beschaffen. Bis November 1945 war es nur ein einziges Mal gelungen, 3500 kg Salz zu beschaffen, was eine Pro-Kopf-Quote von 20 g Salz bedeutete. Dem Situationsbericht vom 9. November 1945 ist zu entnehmen, daß der Mangel an Salz katastrophale Ausmaße angenommen hatte. Bis 18. Oktober 1945 hatte man überhaupt kein Salz auftreiben können. Das Brot kam daher ungesalzen in den Handel. Die Bevölkerung konnte nicht verstehen, daß gerade dieses Produkt in Österreich Mangelware sein sollte. Im November 1945 gelang es dann, ca. 30000 kg Salz aus Oberösterreich herbeizuschaffen, sodaß man wenigstens Fleischhauer und Bäcker mit Salz versorgen konnte; außerdem konnten für zwei Zuteilungsperioden pro Person 250 g Salz ausgegeben werden.¹⁹⁾ Bis 19. November 1945 war der erste Teil mit 4500 kg Salz eingetroffen, während die Fahrzeuge mit dem restlichen Quantum zu dieser Zeit noch unterwegs waren.²⁰⁾ Diese Salzversorgung hatte die Bevölkerung des nördlichen Waldviertels dem Bezirksernährungsleiter von Waidhofen/Thaya zu verdanken. Er selbst schilderte den Vorgang folgendermaßen:

„Beim Treffen der Lebensmittelgroßhändler am 1. September 1945 ging es unter anderem darum, daß für die 38000 Bewohner des Bezirkes nur 4000 kg Salz zur Verfügung standen. Deshalb fuhr ich noch im September 1945 nach Oberösterreich, um Salz zu beschaffen. Mit meinem alten Adler-Dienstwagen und mit dem ersten im Bezirk Waidhofen/Thaya von der Besatzungsmacht genehmigten Ausweis fuhr ich über die Demarkationslinie zum Landesernährungsamt Linz, wo ich von meiner früheren Tätigkeit her einige Leute kannte. Die Amerikaner genehmigten ein Salz-Tauschgeschäft. Dabei erinnerte ich mich an die Häutevereinigung Waidhofen/Thaya und deren Angst vor dem Diebstahl ihrer Ware und machte auf diese Weise ein Kompensationsgeschäft, ca. 60 Tonnen Salz gegen 40 Tonnen Häute, welches über Mauthausen abgewickelt werden mußte. Das Problem war aber nun der Transport. Im ganzen Waidhofner Bezirk gab es lediglich drei Lastkraftwagen. . . . Anfang Dezember 1945 machte ich dann ein neues Geschäft mit Salz, diesmal aber mit ÖBB-Transport. Für die 11 Waggon Salz forderte ich zwei Mann Gendarmeriebegleitung. In Korneuburg kam es dann zu einem unangenehmen Zwischenfall. Als sich ein Russe den Waggon näherte, schoß der junge Gendarmerieoffizier in die Luft, . . . Die Waggon wurden dann noch bis Schwarzenau weitergeführt, dort allerdings hatte man keine Kohle mehr für den Weitertransport. Deshalb mußte dieser mittels LKW erfolgen. Die Aufteilung des Salzes erfolgte schließlich auf die Bezirke Waidhofen/Thaya, Zwettl, Gmünd und Horn.“²¹⁾

¹⁸⁾ Aus einem Gespräch mit Min.-Rat Dr. Hahnl am 7. Dezember 1984.

¹⁹⁾ Amtsblatt Nr.16 (17. November 1945).

²⁰⁾ ABH Waidhofen, Situationsbericht vom 19. November 1945, I-112/14, S. 2 und Situationsbericht vom 28. November 1945, I-135/15, S. 5.

²¹⁾ Aus einem Gespräch mit Min.-Rat Dr. Hahnl am 7. Dezember 1984.

Amts Blatt

Jahresgebühr!

der

Bezirkshauptmannschaft Waidhofen a. d. Thaya

Nr. 16.

Samstag, den 17. November 1945.

62. Jahrg.

Der Leidensweg unserer Ernährung.

Als an einem Maimorgen des Jahres die aufgehende Sonne ein freies Österreich begrüßen konnte, dachte wohl niemand daran, welche Nöte uns noch bevorstehen würden. Durch Wochen hindurch blieb die Feldarbeit ungetan und alle sonstige Werkfreudigkeit vermochte sich nicht auszuleben. Gemeinschaftsarbeit half über die anfänglichen Schwierigkeiten hinweg, der Aufbau eines improvisierten Sicherheitsapparates, im Juli dann abgelöst von den wiedererrichteten Gendarmerieposten, festigte die Lage mehr und mehr. Das Korn reifte heran, doch sahen die Leute nur mit sehr gemischten Gefühlen auf den Getreidefeldern das Grün sich in Goldgelb verwandeln, weil immer wieder die bange Frage aufgeworfen wurde: „Wird die Ernte auch gewiß unser sein?“ Die Unken, die das Gegenteil behaupteten, behielten nicht recht. Nur in einem Falle sollte der Ernteertrag eines Gutes beschlagnahmt werden. Es genugte jedoch eine Vorprache an maßgebender Stelle und auch diese Gefahr war abgewendet. Freilich, die Ergiebigkeit der Ernte ließ zu wünschen übrig. Frühreise, infolge der langen Trockenheit, hatte zur Folge, daß die Körner nicht gerade lüppig wurden und vor der Hafermahd spielten uns noch ausgiebige Hagelschläge einen Streich. Was die Kartoffelernte anlangte, hat auch hier das Ausbleiben nachhaltiger Niederschläge Schaden gestiftet, wozu sich noch gesellte, daß so ziemlich alle Gutshöfe, ihres gesamteten Zug- und Spannviehs entkleidet, trotz Heranziehens der Bauern der Umgegend mit ihren Gespannen in der ordnungsmäßigen Bestellung ihrer Gemarten den Mittel- und Kleinwirtschaftsbetrieben gegenüber zurück blieben, sodas hier die Knollen keine entsprechende Entwicklung zeigten. Auch der Drusch des Brotgetreides ging nicht klaglos vonstatten, weil Petroleum überhaupt nicht oder nur in ungenügender Menge angeliefert werden konnte und Anisabenzin an und für sich nicht zu haben war. Ein Umstand, auf den wir noch zurückkommen werden. Der Ernte auf dem Fuße folgte der Aufruf der Regierung zur Ablieferung. Er war, um über den Ernst der Situation niemand mehr im Zweifel zu lassen, in die Form von mit Straffanktionen versehenen Verordnungen gekleidet. Wie wurde nun dieser Ablieferungspflicht entsprochen? Bevor wir diese Frage klipp und klar beantworten, wollen wir uns mit dem befassen, was sich der restlosen Erfüllung dieser Pflicht entgegen stellte. Da waren vor allem die Samstier ein gros und en detail, die kleinen Ruckackleute und die anderen mit den 2—4 Tonnen RW, die da den Bauern mit ihrem verlockendem Angebot von 1—3 RM für das kg Erdäpfel zusetzen oder aber Kleider und

Wäsche oder sonst allerlei zum Tausche anbieten. Wir wissen, daß manche schwach wurden und trotz aller Warnungen sich zu Lieferanten der Schleichhändler erniedrigten. Diejenigen, welche auf frischer Lat ertrappt oder deren Mittäterschaft im Wege der Erhebungen hervorgekommen ist, sind dem Gesetze verfallen. Die übrigen Schuldigen werden es mit der Angst vor späterer Entdeckung ihrer Schanddaten zu tun bekommen. Dann gab es welche, die glaubten, sich für die Verluste an ihren Borräten im Verlaufe der Nachkriegsereignisse schadlos halten zu müssen und daher bei den Lieferungen eine gewisse Zurückhaltung an den Tag legten. Gegen sie richtet sich eine Verordnung, welche besagt, daß nur diejenigen Mahlkarten ausgefolgt bekommen, welche ihrer Ablieferungspflicht genüge geleistet haben. Hier wäre zu bemerken, daß ein unbestimmter Wechsel auf die Zukunft, etwa in der Form, der XY wird seine Ablieferungspflicht schon erfüllen, vom Besitzer nähmungsamt unter gar keinem Umstand akzeptiert werden kann. Hier darf die Bestätigung des Bürgermeisters, der gleichzeitig Obmann der Ortskontrollkommission ist, nur lauten, der XY hat seine Ablieferungspflicht voll und ganz erfüllt. Dann erst gibt es Mahlkarten.

Im Großen gesehen sind die Ergebnisse der Ablieferung von Kartoffeln, Brotgetreide und Gerste in unserem Bezirke befriedigend. Bis 12. November d. J. wurden abgeliefert:

Kartoffeln	11.878.919 kg	= 74,2 %	der Vorschreibg.
Brotgetreide	1.519.154 kg	= 58 %	„ „
Gerste	190.303 kg	= 27,7 %	„ „

Nun zu der Frage, welche Vorteile hat unser Bezirk von der straffen Erfassung der Ernte für sich selber eingehemst. Niederösterreich hat bekanntlich mit der letzten Zuteilungsperiode die Versorgung im Lande einheitlich gestaltet. Damit erhöhte sich unsere Brotquote für Normalverbraucher je Kopf und Tag von 187 gr. auf 200 gr. Dafür ist die Kartoffelration von vordem 4 kg auf 2 kg gesunken. Für das letztere Manko kann als Ausgleich in Betracht kommen, daß wir auch Einkellerungsartoffel in halbwegs entsprechender Menge zusichern konnten. Zu den wichtigen Lebensmitteln zählt aber auch Eiweiß und — als wäre es ein Elizier des Lebens, so feierlich wird uns zu Mute, wenn wir davon sprechen — das Fett. Eiweiß in der Form von Fleisch haben wir eigentlich seit je dem Kosum zugeführt, trotz der vielen Bedenken, die von seiten der Viehbesitzer uns entgegengebracht wurden. 70—90 Stück wöchentlich mußten wir zur Schlachthausbank führen, obwohl pro Kopf und Woche nur 250 gr. Fleisch in den Kochtopf wandern konnten. Um die Substanz einigermaßen zu schonen, haben wir den Flüss-

Dem Bericht des Amtsblattes vom 2. Februar 1946 ist zu entnehmen²²⁾, daß nach einer Regelung vom Bezirksernährungsamt ab 1. Oktober 1945 für Bäckereien pro 1000 kg Mehlszuteilung Bezugsscheine für 20 kg Salz und für Fleischhauereien Salzbezugsscheine für 30 kg Salz pro 1000 kg erzeugte Wurstware ausgestellt wurden. Pferdefleischhauereien erhielten Bezugsscheine für 50 kg Salz.

Nahrungsmittel waren so gut wie keine vorhanden. Einmal konnten im Kompensationswege Teigwaren für eine einmalige bescheidene Ausgabe beschafft werden. Anstelle der fehlenden Nahrungsmittel erhielt die Bevölkerung geringe Mengen Erbsen, und für Kleinkinder konnte eine kleine Menge Grieß ausgegeben werden. In den früheren Zuteilungsperioden konnten mehrmals größere Rationen Zucker an die Bevölkerung abgegeben werden. Außerdem waren genug Kartoffeln zur Versorgung vorhanden. Am 16. September 1945 berichtete die Bezirkshauptmannschaft folgendes: „Zusammenfassend kann über die Lebensmittelversorgung im Verwaltungsbezirk gesagt werden, daß wir in Zukunft wohl Brot, Mehl und Kartoffeln haben werden, die Fleischversorgung jedoch schon heute in Frage gestellt ist, und eine bescheidene Fettversorgung erst bei entsprechender Milchablieferung wieder gesichert erscheint.“²³⁾

Eine positive Wende in der tristen Ernährungslage brachte die Einführung von Weißbrot gegen Ende Oktober 1945. Die Nachfrage war natürlich dementsprechend lebhaft.²⁴⁾

Mitte Dezember 1945 war die Bevölkerung des Bezirkes Oberstleutnant Wolchow von den grünen Grenztruppen zu großem Dank verpflichtet. Er hatte zur Heranschaffung von 14000 kg Lebensmitteln und Gebrauchsartikeln von Wien nach Waidhofen/Thaya vier schwere Lastkraftwagen zur Verfügung gestellt.²⁵⁾

Auch Ende des Jahres 1945 war die allgemeine Ernährungslage noch unverändert; bei Selbstversorgern war sie zufriedenstellend, nicht aber bei Nichtselbstversorgern. Dabei hatten es besonders diejenigen schwer, die im Gasthaus essen mußten, denn gegen Ende der Zuteilungsperioden verfügten sie nicht mehr über die dazu benötigten Marken.

²²⁾ Amtsblatt Nr. 3 (2. Februar 1946), S. 20.

²³⁾ ABH Waidhofen, Situationsbericht vom 16. September 1945, I-76/5, S. 4.

²⁴⁾ ABH Waidhofen, Situationsbericht vom 26. Oktober 1945, I-III/II, S. 3.

²⁵⁾ ABH Waidhofen, Situationsbericht vom 18. Dezember 1945, I-135/17, S. 2 und Situationsbericht vom 30. Dezember 1945, I-135, S. 6.

Brauchtum im Bezirk Zwettl

3. Teil: Brauchtum zur Jahreswende

Der folgende Beitrag basiert auf einem 1950 vom Bezirksschulrat Zwettl ausgesandten Fragebogen¹⁾; die Unterlagen befinden sich seit 1993 im Stadtarchiv Zwettl.²⁾

Katharina, 25. November

Katharina von Alexandrien soll unter Kaiser Maxentius (305 - 312) das Martyrium durch Rädern erlitten haben, dabei zerbrach das Rad, und sie wurde letztlich enthauptet. Katharina zählt zu den 14 Nothelfern, sie ist eine der „drei heiligen Madeln“. — „Die Gretl mit'n Wurm, die Watl (=Barbara) mit'n Turm und die Kathl mit'n Radl, des san die heiligen drei Madl.“

Die Adventzeit war bis 1917 eine Fastenzeit, in der Tanzveranstaltungen und Hochzeiten von der katholischen Kirche verboten waren. Das Fest der hl. Katharina war also die letzte Möglichkeit zu Tanz und ausgelassener Festlichkeit. Aussprüche wie „Kathrein stellt den Tanz ein“ haben sich auch bis in die 50er Jahre erhalten. Mancher Verein machte sich diesen Termin zunutze und organisierte einen „Katharinitanz“.

Advent

Während der Adventzeit sollte man die Obstbäume fleißig schütteln, sie würden dann reichlich Früchte tragen.

Adventkränze scheinen zum Zeitpunkt unserer Untersuchung (1950) keineswegs in allen Häusern üblich gewesen zu sein. Selten³⁾ wird vom Brauch des Herbergsuchens berichtet. Dabei trug vor allem die Ortsjugend eine Marienstatue von Haus zu Haus — sie suchte Herberge. In jedem Haus blieb sie einige Tage stehen. In Groß Haslau bildeten dazu neun Frauen aus dem Dorf den „Muttergottesverein“. Sie versammelten sich zehn Tage vor Weihnachten und losten aus, in welcher Reihenfolge die Muttergottesstatue in die neun Häuser getragen werden sollte. In jedem Haus blieb die Statue eine Nacht. Bei der Frau, die die Nummer neun gezogen hatte, blieb sie das ganze folgende Jahr über, hier fand dann neben einer Jause für alle Teilnehmerinnen (Kaffee und Kuchen) vor dem nächsten Weihnachtsfest auch wieder die Auslosung statt.

Barbara, 4. Dezember

Barbara war eine frühchristliche Märtyrerin. Nach der Legende war sie die Tochter eines Heiden in Nikomedien, der sie zunächst in einen Turm sperrte und dann dem Gericht auslieferte. Im Jahr 306 starb sie einen qualvollen Märtyrertod. Während der Hinrichtung wurde ihr Vater vom Blitz getroffen. Sie ist unter anderem Patronin der Architekten, Bergleute, Bauarbeiter, Artillerie und hilft gegen jähren Tod, Blitz, Gewitter, Feuer und Fieber.

¹⁾ Der erste Teil erschien in Heft 1/1995, S. 30-37 und der zweite Teil in Heft 2/1995, S. 161-172.

²⁾ Stadtarchiv Zwettl, Karton 329, 330, 331.

³⁾ Arbesbach

Barbara zählt zu den 14 Nothelfern und gemeinsam mit Katharina und Margareta zu den „drei heiligen Madeln“.

Nach der Legende verding sich auf dem Weg zum Gefängnis ein Kirschzweig an Barbaras Kleid. Sie stellte ihn in einen Krug mit Wasser. An dem Tag, an dem sie verurteilt wurde, blühte der Zweig auf.

Auch im Waldviertel schnitten die Leute bereits am Morgen des Barbaratages (möglichst vor Sonnenaufgang) Kirsch- oder Weichselzweige, wässerten sie ein und stellten sie in die warme Küche an einen hellen Platz. Das Wasser mußte man jeden Tag vor Sonnenaufgang wechseln. Zu Weihnachten sollten die Zweige aufblühen, das bedeutete Glück und Segen für das ganze Haus und seine Bewohner im kommenden Jahr. Unverheirateten Mädchen sagte man die baldige Hochzeit voraus. Blühten die Zweige jedoch erst nach Weihnachten, so bedeutete das Unglück.

Aus Großglobnitz wird überliefert, daß man sich für jeden Zweig, den man einwässerte, etwas wünschen konnte, allerdings durfte man diese Wünsche vor dem Heiligen Abend niemandem preisgeben. Wie viele Zweige zu Weihnachten aufblühten, so viele Wünsche gingen in Erfüllung.

Am Barbaratag wurde vor Sonnenaufgang auch ein Strohband um die Stämme der Obstbäume gebunden, damit sie im nächsten Jahr reichlich Früchte trugen und die Hexen ihnen nicht schaden konnten.⁴⁾ In manchen Orten führte man dieses „Baumschatzen“ auch am Weihnachtsabend durch. An diesem Tag sollten die Maulwurfshügel auseinandergerecht werden, dann würde es im nächsten Jahr reichlich Grünfutter geben.⁵⁾

Nikolo und Krampus, 6. Dezember

Der hl. Nikolaus war in der 1. Hälfte des 4. Jahrhunderts Bischof von Myra in Südwestkleinasien. Nach der Überführung seiner Gebeine im Jahr 1087 nach Bari wurde er zu einem der gefeiertsten Volksheiligen des Abendlandes. Er gilt als Helfer in Schwierigkeiten aller Art, besonders aber als Beschützer der Kinder. Seine Funktion als Gabenbringer beruht auf zahlreichen Legenden, die ihn als mildtätigen Heiligen darstellen. Am Vorabend des Nikolaustages ist es üblich, daß er die Kinder persönlich beschenkt. Wahrscheinlich seit der Barockzeit wird er dabei in unseren Breiten vom Krampus begleitet.

Der Nikolo trug Bischofskleidung und beschenkte die braven Kinder mit Obst, Bäckereien, Kletzen und Nüssen. Der Krampus war mit einem Fell bekleidet, trug eine Butte am Rücken, rasselte mit einer Kette und hielt eine Rute in der Hand. Kinder, zu denen Nikolo und Krampus kamen, mußten ein Gedicht oder ein Gebet aufsagen, sie bekamen Geschenke und Ermahnungen. Schlimme Kinder erhielten Rüben oder Erdäpfel, manchmal auch eine Rute. Kinder, die diesen Besuch nicht bekamen, stellten einen Teller oder die eigenen Schuhe in das Fenster oder vor die Stubentür, wo der Nikolaus seine Gaben einlegte. Gelegentlich gab es auch ein Nikolohäuschen aus neun Kartoffeln oder Äpfeln, die mit 16 Holzstäbchen zu einem kleinen Haus zusammengesteckt wurden. Die oberen fünf Kartoffeln (oder Äpfel) trugen je eine Christbaumkerze, das Häuschen enthielt allerlei Näscherien. Die Bäcker stellten zum Nikolausfest aus Semmelteig verschieden große Krampusse her.

⁴⁾ Altmelon, Groß Haslau (hier übte man diesen Brauch allerdings 1950 nicht mehr aus), Gutenbrunn, Kirchbach, Langschlägerwald, Oberkirchen

⁵⁾ Jahring

In vielen Orten verkleideten sich die Burschen als Krampusse, um vor allem die Mädchen zu schrecken; manchmal arteten diese Aktionen aber auch zu einem wüsten Treiben aus.⁶⁾

Rauhnächte

Die Rauhnächte (Rauchnächte) sind eigentlich die zwölf Nächte zwischen Christi Geburt und Dreikönig, in manchen Gegenden beginnen sie auch schon am 13. (Lucia), meist aber am 21. Dezember (Thomasnacht⁷⁾, Wintersonnenwende). Die wichtigsten Rauhnächte sind die Thomasnacht, die Nächte zum 25. und 29. Dezember sowie zum 1. und 6. Jänner. In dieser Zeit erreicht die dämonische Macht der Finsternis ihren Höhepunkt, andererseits eignen sich diese Nächte besonders dazu, die Zukunft vorauszusagen oder zu deuten. Daher haben sich seit alters her zahlreiche Beschwörungs- und Deutungsbräuche erhalten.

In dieser Zeit wagte es kaum jemand, allein und bei Dunkelheit übers Feld zu gehen, da nun die Geister — wie die Drud — ungestört ihr Unwesen trieben, auch die Wilde Jagd war unterwegs. In diesen Nächten konnte man das Vieh sprechen hören. Die Bauern gingen mit der Räucherpfanne und Weihwasser durch Haus und Stall, um die bösen Geister zu vertreiben.

Was man in der ersten und letzten Rauhnacht träumte, ging im nächsten Jahr in Erfüllung.

Die Thomasnacht ist besonders für das Erforschen von Liebesangelegenheiten sehr günstig, wie eine ganze Reihe von Liebesorakeln beweist, die in vielen Orten genannt werden.⁸⁾ So zum Beispiel

das Scheitertragen: Die Mädchen trugen am Abend des Thomastages einen Arm voll Holzscheiter ins Haus. Hatten sie eine gerade Anzahl von Holzstücken erwischt, so würden sie im nächsten Jahr heiraten.

Scheitwerfen: Um zu erfahren, wo der zukünftige Bräutigam (die zukünftige Braut) zu Hause war, mußte man ein Holzscheid hinter sich werfen. Es zeigte dann in die entsprechende Richtung.

Schlappenwerfen: Der Werfer setzte sich auf einen Sessel mit dem Rücken zur Stubentür und warf einen Holz- oder Hausschuh über die Schulter in Richtung Tür. Zeigte die Spitze hinaus, so würde man im nächsten Jahr heiraten. Die Dienstboten wendeten dieses Orakel an, um zu ergründen, ob sie im nächsten Jahr den Hof verlassen oder weiter im Dienst bleiben würden.

Tellerheben (auch Häferl- oder Hiatlheben genannt): Unter vier umgestürzte Teller legte man je einen kleinen Hochzeitsstrauß, einen Rosenkranz, ein kleines Bündel, und eine kleine Puppe. Wer mehr über seine Zukunft erfahren wollte, mußte nur einen der Teller aufheben. Das Hochzeitssträußlein bedeutete Verehelichung im nächsten Jahr, der Rosenkranz

⁶⁾ Großgöttfritz, Kamles

⁷⁾ Das Fest des Apostels Thomas wird von der katholischen Kirche jetzt nicht mehr am 21. Dezember, sondern am 3. Juli, dem Tag der Übertragung seiner Reliquien nach Edessa gefeiert. Die Thomasnacht ist die längste Nacht des Jahres (Wintersonnenwende).

⁸⁾ Albrechtsberg (gehörte damals zum Schulbezirk Zwettl), Brand, Etzen, Grafenschlag, Griesbach, Groß Gerungs, Großglobnitz, Großgöttfritz, Groß Haselbach, Gutenbrunn, Jagenbach, Kamles, Kottes, Langschlag, Langschlägerwald, Marbach, Martinsberg, Niedernondorf, Oberkirchen, Ottenschlag, Purk, Sallingberg, Schönbach, Schweiggers und Waldhausen. In manchen Orten fanden diese Zukunftsdeutungen auch in der Heiligen Nacht statt.

einen Todesfall im Haus, das Bündel deutete darauf hin, daß jemand das Haus verlassen werde, und die Puppe schließlich kündigte Kindersegen an. Manchmal wurden auch bis zu 12 Teller oder Häferl verwendet.

Losen (auch *Lisma* genannt): Wenn man sich in der Thomasnacht an eine Wegkreuzung stellte, so konnte man aus den Geräuschen, die zu hören waren, die Zukunft voraussagen. Fernes Singen oder Jauchzen bedeutete Hochzeit im nächsten Jahr; das Geräusch einer Holzsäge deutete auf einen Todesfall hin. Sah man ein Licht, so deutete das auf ein Brandunglück hin. Es war allerdings nicht ganz ungefährlich, in der Thomasnacht an Wegkreuzungen zu „losen“, da einen dort leicht die bösen Geister erwischen konnten. Nur unter den Dachtraufen war man vor ihnen sicher.⁹⁾ Der Loser mußte sich vor allem hüten, ein Wort zu sprechen, wenn ihm sein Leben lieb war und er nicht in die Gewalt des Teufels kommen wollte. Der Böse setzte natürlich alles daran, dem Loser ein Wort oder auch nur einen Laut zu entlocken.¹⁰⁾ Anstatt eine Wegkreuzung aufzusuchen, konnte man in dieser Nacht auch dreimal um das Haus gehen und auf die Geräusche achten.

Bettstafel treten: Wenn die Mädchen in der Thomasnacht fest (mit dem linken Fuß) gegen das Bettgestell traten oder sich noch besser um Mitternacht rittlings auf die Kopf- oder Fußseite des Bettes setzten¹¹⁾ und den hl. Thomas baten: „Bettstafel, i tritt di, heiliger Thomas, i bitt di, laß mir im Traum erschein'n den Herzallerliebsten mein“, so sollte dieser Wunsch sicher in Erfüllung gehen. Manche begnügten sich auch mit weniger genauen Hinweisen auf den Zukünftigen, wenn sie riefen: „Bettstafel, i tritt di, Sankt Thomas, i bitt di, laß mir a Hündler belln, wo si mei Schatz tut meld'n!“ Aus der Richtung, aus der das Hundegebell erklang, war der Bräutigam zu erwarten.¹²⁾

Kirschbaum schütteln: Ledige Burschen oder Mädchen gingen in der Thomasnacht zu einem Kirschbaum (möglichst zu einem, der schwarze Kirschen trug), nahmen einen Ast in die Hand, schüttelten ihn dreimal und sprachen dabei: „Schwarzer Kirschbam, i schüttl di, heiliger Thomas, i bitt di, laß ma an Hund belln, wo si mei Schatz soll meldn.“ Wenn dann ein Hund bellte, so wußte man, in welcher Richtung der oder die Zukünftige zu suchen war.

In manchen Orten¹³⁾ war dieses Orakel als „Kriechenbaumbeuteln“ oder „Kriechenbaumkraxeln“ bekannt. Der Bursche oder das Mädchen sagte dabei folgende Sprüche: „Heiliger Thomas, i bitt di, Kriechenbaum, i schüttl di, laß ma a Hunderl bellen, wo i mein Bräutigam (mei Braut) soll wähl'n.“ „Heiliger Thomas, laß ma a Hunderl belln, wo si mein Weib tuat meldn.“

Apfelorakel¹⁴⁾: Mädchen, die heiraten wollten, teilten in der Thomasnacht einen Apfel mit einem Messer in zwei Hälften. War in einer Apfelhälfte eine ungerade Zahl von Apfelkernen, so bedeutete das, daß mit der Hochzeit noch gewartet werden mußte. Fand sich aber in beiden Hälften eine gerade Zahl von Kernen, so stand die Heirat im nächsten Jahr bevor. Manche versuchte auch, einen Apfel so mit dem Messer zu schälen, daß die

⁹⁾ Griesbach

¹⁰⁾ Lugendorf

¹¹⁾ Groß Gerungs

¹²⁾ Groß Gerungs

¹³⁾ Grafenschlag, Kottes, Langschlägerwald und Purk

¹⁴⁾ Grafenschlag

Schale nicht abriß. Aus der Form, die die Schale auf dem Tisch bildete, konnte auf den Namen (die Initialen) des (der) Zukünftigen geschlossen werden.¹⁵⁾

Hahndidlklopfen¹⁶⁾: Die Mädchen gingen dazu zum Hühnerstall, klopfen fest an die Tür und riefen: „Kraht da Hahn, kriag i an Mann, gogazt de Henn, waß i net wen!“

Zaunlattenzählen¹⁷⁾: Man dachte sich eine Zahl, zählte dann so viele Zaunlatten ab, bis man zu dieser Zahl kam. Aus Form, Größe, Verwitterung usw. der Zaunlatte konnte man nun auf das Aussehen des oder der Zukünftigen schließen.

Auch das uns vor allem aus der Silvesternacht bekannte Bleigießen wurde früher häufig in der Thomasnacht praktiziert.

Manche Mädchen schrieben auf mehrere Zettel Männernamen und legten sie unter den Kopfpolster. Wen sie am Morgen zuerst hervorzogen, der war der Zukünftige.¹⁸⁾ Blickte man um Mitternacht in einen Spiegel, so sah man darin das Gesicht des zukünftigen Ehegemahls.¹⁹⁾

Wer in der Thomasnacht einen Spiegel vergrub und diesen während der Christnacht wieder hervorholte, der konnte in ihm seinen Feind entdecken.²⁰⁾

Wer in dieser Nacht um das Haus ging, zwei Schlüssel kreuzweise übereinandergelegt vor sich hertrug und über die Schlüssel hinwegblies, der konnte so alles Unglück für das nächste Jahr von sich fernhalten. Wer in der Thomasnacht eine Schere rückwärts über den Kopf warf, würde das ganze Jahr über gesund bleiben.²¹⁾

Träume, die man in der Thomasnacht hatte, gingen in Erfüllung. In manchen Orten²²⁾ wird vom „Thomasnigel“²³⁾ berichtet, der, ähnlich wie der Krampus gekleidet, am 21. Dezember von Haus zu Haus ging und die schlimmen Kinder besuchte, die ihre am 5. Dezember dem Nikolaus gegebenen Versprechen nicht eingehalten hatten. Der Thomasnigel verteilte keine Geschenke, sondern nur Schläge. Am Thomastag schlachtete man ein Schwein für die Weihnachtsfeiertage.

Weihnachten

Am 24. Dezember wurde den ganzen Tag über streng gefastet, bis die Sterne am Himmel standen. Abends räucherte man alle Räume aus und besprengte sie mit Weihwasser. Danach versammelten sich alle Hausangehörigen in der Stube und beteten den Rosenkranz, worauf die Kerzen am Christbaum entzündet wurden und jeder ein Geschenk erhielt. Das Räuchern mußte vor Einbruch der Dunkelheit (vor dem Anzünden des Lichtes) stattfinden.²⁴⁾ Es sollte vor Krankheit, Feuer und bösen Geistern schützen sowie dem Haus Glück und Segen bringen. Der Bauer trug ein Räucherhäfen (mit glühender Holzkohle, auf die er Weihrauch streute), die Bäuerin hatte aus einigen Kornähren einen Pinsel angefertigt und

¹⁵⁾ Schönbach

¹⁶⁾ Purk

¹⁷⁾ Purk, ähnlich auch in Schweiggers

¹⁸⁾ Griesbach, Kottes

¹⁹⁾ Purk

²⁰⁾ Albrechtsberg

²¹⁾ Jagenbach

²²⁾ Altmelon, Kamles, Kirchbach, Langschlag

²³⁾ Der Thomasnigel (Thomasniggel) wird auch für Etzen, Groß Gerungs, Rappottenstein und Schönbach erwähnt, allerdings ging er dort nicht wie der Krampus von Haus zu Haus.

²⁴⁾ Häufig wurde das Räuchern zu Silvester und am Dreikönigstag wiederholt.

trug ein Gefäß mit Weihwasser. Beide gingen betend durch alle Räume des Hauses, wobei sie überall den Segen erteilten. Am Ende des Rundganges hielten alle Hausangehörigen ihre Kopfbedeckungen über das Weihrauchgefäß, das sollte gegen Kopfschmerzen helfen. Die Glut aus dem Weihrauchbehälter wurde dann auf alle Öfen im Haus verteilt, auch das restliche Weihwasser schüttete man in die Öfen. Man ging überhaupt mit allen Abfällen und Speiseresten, die an diesem Abend anfielen, sehr sorgsam um. Knochen, Nußschalen, Zwetschkenkerne u. dgl. streute man auf das Kornfeld oder unter die Bäume des Gartens, das sollte eine reiche Ernte bewirken.²⁵⁾ In manchen Orten ließ man auch die Speisereste über Nacht auf dem Tisch stehen, sie waren für die armen Seelen der Verstorbenen gedacht.²⁶⁾ Das Vieh bekam mancherorts an diesem Tag geweihtes Brot (= eine Maulgab)²⁷⁾, manchmal erhielt es auch die Reste der Speisen dieses Tages zu fressen, damit es das ganze Jahr lang gesund bleiben sollte.²⁸⁾

Nach Einbruch der Dunkelheit gingen alle Hausleute „Baumschatzen“. Dabei umwandten sie jeden Obstbaum mit ein paar Halmen Stroh, das sollte im nächsten Jahr eine reiche Obsternte bewirken.²⁹⁾

In manchen Orten³⁰⁾ fand vor der Mitternachtsmette ein Turmblasen statt. In Albrechtsberg spielten dabei die Musiker auf der Schloßterrasse.

Wenn jemand auf dem Heimweg von der Mette stürzte, so bedeutete das seinen Tod im nächsten Jahr. Zündete man am Abend des 24. Dezember in der Stube das Licht an, und der Kopf eines Familienmitglieds warf keinen Schatten an der Wand, so sah man darin ein Zeichen für den baldigen Tod dieses Menschen.³¹⁾ Wer in dieser Nacht durch das Schlüsselloch in ein leeres Zimmer schaute, konnte darinnen den Verwandten sitzen sehen, der im folgenden Jahr sterben würde.³²⁾ Wer in der Heiligen Nacht zwischen 23 und 24 Uhr beim Fenster des eigenen Hauses hineinsah, der konnte in der Stube seinen zukünftigen Bräutigam oder seine zukünftige Braut sehen.³³⁾

Winselte oder klagte in der Heiligen Nacht der Haushund und hielt er dabei seinen Kopf zur Erde gesenkt, so bedeutete das, daß im nächsten Jahr jemand vom Haus oder aus der Verwandtschaft sterben werde. Hielt der Hund den Kopf in die Höhe, so bedeutete das Feuergefahr für Haus und Hof.

Krähte der Hahn am 24. Dezember um Mitternacht, so deutete das auf den baldigen Tod eines Familienmitglieds hin. In Bernreith stellte früher jeder Hausbewohner in der Christnacht im Hof ein Holzscheid auf. War es während der Nacht umgefallen, so stand der baldige Tod des Eigentümers bevor.

Wenn man um Mitternacht Wasser aus dem Brunnen schöpfte, so wurde es zu Wein.

Tiere, die an diesem Tag um Mitternacht im Stall standen und nicht lägen, würden im nächsten Jahr vom Hof wegkommen.

²⁵⁾ Grafenschlag, Groß Reinprechts

²⁶⁾ Jagenbach

²⁷⁾ Großglobnitz, Gutenbrunn

²⁸⁾ Groß Reinprechts

²⁹⁾ Groß Reinprechts, Schweiggers (in anderen Orten am Barbaratag)

³⁰⁾ Albrechtsberg, Bernschlag, Brand, Friedersbach, Groß Haselbach, Kottes

³¹⁾ Altmelon, Echsenbach, Groß Reinprechts, Langschlag, Marbach

³²⁾ Groß Reinprechts

³³⁾ Altmelon

Wer sich am 25. Dezember zwischen 0 und 1 Uhr im Stall aufhielt, der konnte zuhören, wie sich das Vieh unterhielt. Am besten war es, wenn man sich in den Futterbarren legte, so konnte man die Tiere ungestört belauschen.

Am 25. Dezember streute der Bauer eine Gabel voll Mist über den ganzen Misthaufen, damit dieser immer groß bleibe und viel Dünger enthalte.

Der Christbaum durfte übrigens, nachdem er um Dreikönig von seinem Behang befreit worden war, nicht verbrannt werden. Man lagerte ihn ein Jahr lang am Dachboden, wo er das Haus vor Blitzschlag schützen sollte.

Stephanitag, 26. Dezember

Stephanus war der bedeutendste Diakon der Jerusalemer Urgemeinde. Wegen seines Eintretens für die christliche Lehre wurde er vor den Toren Jerusalems gesteinigt. Er gilt als Vorbild für alle übrigen Märtyrer. Er ist unter anderem auch Patron der Kutscher und Pferde, hilft bei Kopfweh und Seitenstechen.

An diesem Tag war es in vielen Orten üblich, die Pferde aus dem Stall zu bringen. Das hat aber nicht unmittelbar mit diesem Feiertag zu tun, die Tiere brauchten einfach nach zwei arbeitsfreien Tagen Bewegung. In manchen Orten nannte man diese Ausfahrt „Staffelreiten“ oder „Staffelfahren“ (wahrscheinlich eigentlich Stefflreiten — von Stephan).³⁴⁾ In Neuhofer (bei Ottenschlag) sagten die Leute, je länger man an diesem Tag mit den Pferden ausfuhr, desto länger würde der Flachs im nächsten Jahr werden („Haarlangfahren“).

Die Frauen sollten an diesem Tag nicht nähen oder flicken, da sie sonst krank würden oder zumindest Seitenstechen bekämen.

27. Dezember, Johannes Apostel und Evangelist

An diesem Tag (oder auch am Stephanitag) beendeten die Dienstboten meist ihr Arbeitsverhältnis (sie standen aus) und traten am Altjahrstag (31. Dezember) wieder ein. Kamen sie aber zu einem neuen Dienstherrn, so begannen sie ihre Dienstzeit erst wieder am 5. Jänner (einen Tag vor Dreikönig). Diese freien Tage, die sie meist daheim bei ihren Eltern oder Verwandten verbrachten, nannte man „Schlankltage“³⁵⁾ oder „Binkerltage“. Am Johannestag fand in Zwettl früher der traditionelle Dienstbotenmarkt statt, bei dem neue Dienstplätze vermittelt wurden. Aus Großhaslau wird berichtet, daß etwa bis zur Jahrhundertwende um den 27. Dezember in Vitis der „Kneipenmarkt“ abgehalten wurde. Dort konnten die Bauern böhmische „Kneipen“ (Burschen) aufnehmen, sie waren billiger als heimische Dienstboten.

Schon einige Zeit vor dem Johannestag bekamen die Dienstboten von ihrem Herren das sogenannte „Drangeld“. Nahm es der Dienstbote an, so war es ein Zeichen dafür, daß er gewillt war zu bleiben.

31. Dezember, Silvester

In manchen Orten wurde das alte Jahr „ausgeschossen“. Vereinzelt wurde Blei gegossen, auch das bereits erwähnte Schlapfenwerfen praktizierte man.

³⁴⁾ Albrechtsberg, Grafenschlag, Groß Reinprechts, Martinsberg, Purk, Sallingberg, Schloß Rosenau

³⁵⁾ Altmelon, Großhaslau, Gutenbrunn, Jagenbach, Purrath, Schweiggens

Wer zur Jahreswende um Mitternacht an einem Kreuzweg stand, konnte dort seine Feinde sehen, vor allem jene, die ihm schon einmal böse mitgespielt hatten.³⁶⁾

In der Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr sollte man am Dachboden keine Wäsche zum Trocknen aufhängen, da sonst jemand vom Haus sterben würde.

Bauernregeln

Wie der Tag zu St. Kathrein (25. 11.), so wird auch der Jänner sein.

Sind zu Barbara die Scherhaufen (Maulwurfshügel) mit Schnee bedeckt, so folgt ein gutes Futterjahr.

Auf kalten Dezember mit tüchtig Schnee folgt ein fruchtbares Jahr mit reichlich Klee.

Herrscht in der ersten Adventwoche strenges, kaltes Wetter, so wird dasselbe acht Wochen anhalten.

Kalter Dezember mit viel Schnee bringt viel Korn auf Berg und Höh.

Ist der Winter warm, wird der Bauer arm.

Ist die Mette hell und klar, dann kommt ein gutes Jahr.

Lichte Mette, finstre Stadeln (= die Stadeln sind voll).

Grüne Weihnachten — weiße Ostern.

Grünen am Christtag die Felder und Wiesen, wird sie zu Ostern Frost verschließen.

Hängt zu Weihnachten Eis an den Weiden, kannst du zu Ostern Palmen schneiden.

Je tiefer der Schnee, desto höher der Klee.

³⁶⁾ Jagenbach

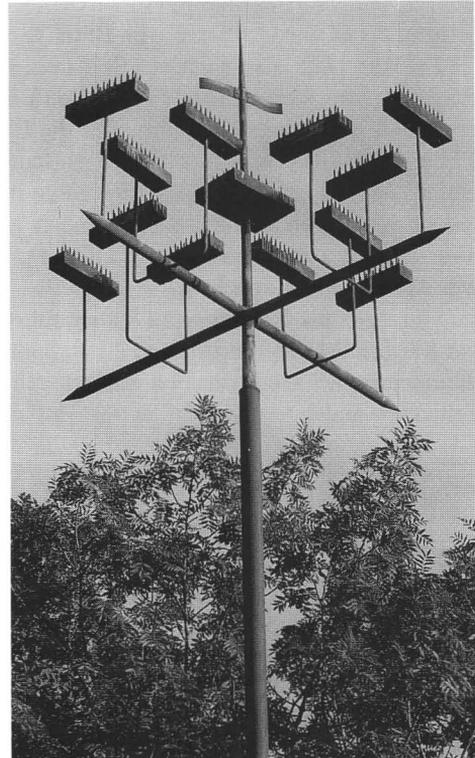
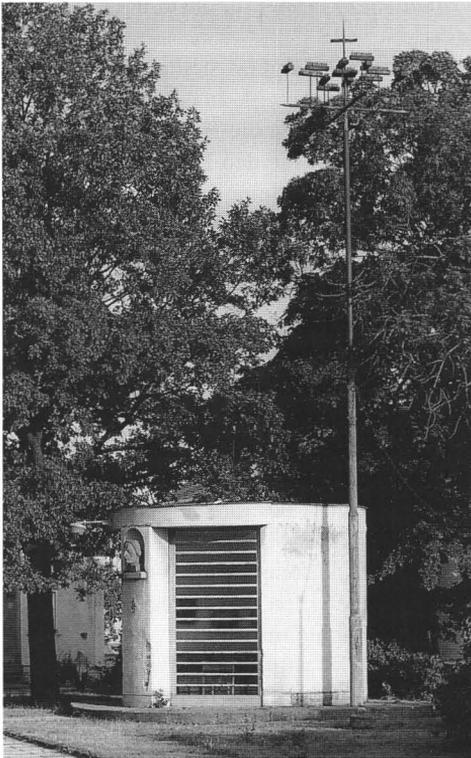
Johann Lang

Prokop Diwisch (Diviš), der Erfinder des Blitzableiters

Das Prämonstratenserstift Bruck bei Znaim in Südmähren, eine Gründung des mährischen Markgrafen Konrad Otto und seiner Mutter Maria von Wittelsbach, bestand 594 Jahre, von 1190 bis 1784, als es von Kaiser Josef II. (1780-1790) aufgehoben wurde.

Im 16. Jahrhundert hatte das Kloster unter den Äbten Sebastian II. von Baden (1585-1599) und Sebastian III. (1599-1607) eine Buchdruckerei, die ihre regste Tätigkeit von 1590 bis 1608 entfaltete und mit Druckschriften die Gegenreformation unterstützte. Aus dem Kloster stammten mehrere Bischöfe von Leitomischl und Königgrätz in Böhmen sowie eine Anzahl von Äbten in Obrowitz und Neureisch in Mähren, Breslau in Schlesien sowie Geras und Pernegg in Niederösterreich.

Eine besonders enge Verbindung bestand zwischen den Chorherrenstiften Geras und Klosterbruck, die beide zu der „böhmischen Zikarie“ und damit zur gleichen Ordensprovinz gehörten. Im Stift Geras befindet sich das „Obitorium canoniae Gerusanae“, ein Totenbuch, in dem eine Vielzahl von Sterbedaten Klosterbrucker Chorherren von 1760 bis



Gedenkstätte für Prokop Diwisch und Blitzableiter neben der Kirche in Brenditz (Přimětice) bei Znaim (Znojmo)

1769 verzeichnet sind. In dieses Jahrzehnt fallen die Todestage von zwei bedeutenden Chorherren, nämlich des Gelehrten Prokop Diwisch und des Abtes Hermengild Mayr (1745 - 1764).

In der Prämonstratenserabtei Bruck begegnete der Preußenkönig Friedrich II. (1740 bis 1786) im Jahr 1742 auf seinem Kriegszug dem hervorragenden Physiker Dr. Prokop Diwisch, dem Erfinder des Blitzableiters.

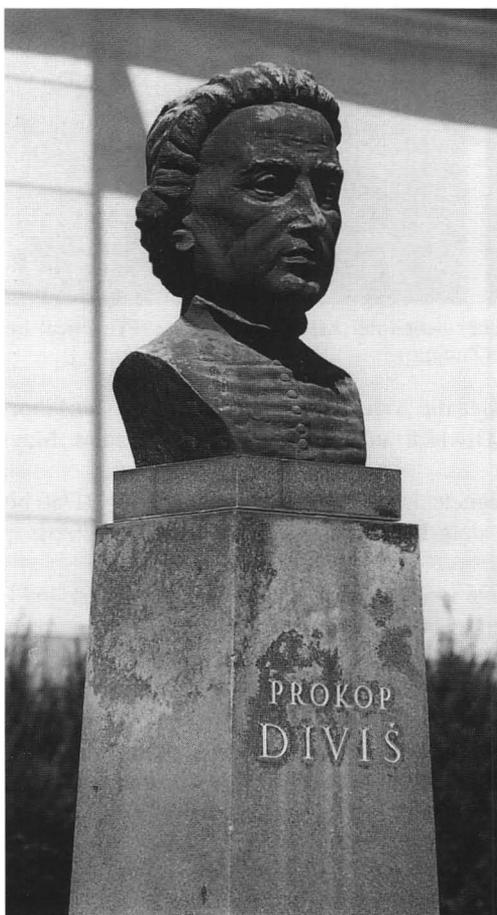
Prokop Diwisch wurde am 1. August 1696 (nach anderen Quellen am 26. März 1698) in Senftenberg, Bezirk Königgrätz in Böhmen, geboren. Er absolvierte das Gymnasium bei den Jesuiten in Znaim und trat 1720 in das Prämonstratenser-Chorherrenstift Bruck ein, wo er 1726 die Priesterweihe empfing. Danach studierte er weiter und wurde an der Universität Salzburg 1733 zum Doktor der Theologie und später an der Universität Olmütz zum Doktor der Philosophie promoviert. Er unterrichtete an der theologischen Hauslehranstalt Klosterbruck, bis er 1736 die Pfarre Brenditz bei Znaim übernahm, die seit 1233 zum Stift gehörte. 1741 wurde er wieder ins Stift berufen, um das Amt des Priors zu übernehmen, kehrte aber 1745 nach dem Preußenkrieg (Österreichischer Erbfolgekrieg, 1741 - 1745) in seine Brenditzer Pfarrei zurück, die er bis zu seinem Tod am 21. Dezember 1765 als Seelsorger betreute. Eine Gedenktafel am Pfarrhaus Brenditz erinnert an sein Wirken.

Mit dem Namen Prokop Diwisch, der ein hervorragender Physiker, Mathematiker und Musiker war, ist untrennbar die Erfindung des Blitzableiters verbunden. Er liebte es als

Lehrer, seine Vorträge mit physikalischen Experimenten zu erläutern, die er noch fleißiger pflegte, als er wieder Pfarrer von Brenditz wurde.

Im Jahr 1752, also noch vor Benjamin Franklin in Philadelphia, stellte er bei seinem Pfarrhof eine „Wetterstange“, den ersten Blitzableiter Europas, auf, in den am 9. Juli der erste Blitz einschlug. Diwisch wollte die Elektrizität der Luft in die Erde ableiten. Seine „Wettermaschine“ versah er mit vielen feinen Metallspitzen, die den Blitz bzw. die Luftelektrizität anzogen und durch eine Kette in die Erde leiteten. Seine Konstruktion wurde jedoch weder von der Wissenschaft noch von den Bauern seiner Gemeinde ernst genommen. Im Gegenteil, die Bauern zerstörten seinen Blitzableiter, und er durfte keinen derartigen Apparat mehr errichten.

Ohne größere Beachtung zu finden, führte P. Diwisch in Wien Versuche mit Elektrizität vor Kaiserin Maria Theresia und ihrem Sohn Josef durch. Er befaßte sich auch mit elektrotherapeutischen Methoden und war der erste, der Elektrizität auch zur Heilung von Krankheiten anwandte.



Prokop Diwisch (Diviš), Denkmal in Znaim
(Alle Fotos: Werner Lang, Maissau)

In einer wissenschaftlichen Arbeit über die „Theorie der meteorologischen Electricite“, die im Jahr 1765 in Tübingen erschien, versuchte sich der Forscher Anerkennung für seine Arbeiten zu verschaffen. Das Nachschlagewerk „Biographie universelle“, erschienen in Paris 1814, würdigte im II. Band den Naturwissenschaftler P. Diwisch. In der Olmützer Studienbibliothek und im Brünner Museum befinden sich einige seiner Handschriften und Manuskripte.

Die ursprünglich im Hof der Znaimer Burg aufgestellte Nachbildung seiner „Wettermaschine“ steht heute beim Brenditzer Pfarrhof, wo sich auch ein kleines Museum befindet.

P. Diwisch konstruierte auch ein von ihm „Denis d'or“ genanntes orgelähnliches Instrument, das nach seinem Tod von Brenditz nach Klosterbruck und später ins Wiener Hofmuseum kam.

Die Stadt Znaim ehrte das Andenken dieses Mannes und nannte den großen Platz beim Oberen Stadttor Diwischplatz.

Seit etwa 1960 heißt der frühere Michaelerplatz Diwischplatz; hier wurde auch eine Büste des Forschers aufgestellt.

Auch im 21. Wiener Gemeindebezirk gibt es eine Divischgasse.

Nachbemerkung

In Amerika wurde der erste Blitzableiter 1752 von Benjamin Franklin (1706-1790) in Philadelphia gesetzt, unmittelbar nach seiner Erkenntnis, daß der Blitz eine elektrische Erscheinung ist. In Europa stellte Pater Prokop Diwisch (1698-1765) im gleichen Jahr in Brenditz bei Znam einen Blitzableiter auf. Die beiden Männer waren unabhängig voneinander zu ähnlichen Ergebnissen gekommen. 1760 folgte ein Blitzableiter auf dem Eddystone-Leuchtturm in England.

In Deutschland wurde 1769 von J. A. H. Reimarus auf dem Jakobi-Kirchturm in Hamburg ein Blitzableiter errichtet. Die Untersuchung einer Kommission des Elektrotechnischen Vereines Berlin 1886 stellte den Blitzschutz erstmalig auf wissenschaftliche Grundlagen.

Quellen

Hellmut Bornemann, 800 Jahre Klosterbruck (Geislingen 1990).
Libor Šturf, Stadtführer durch Znam (Brünn o. J.).
Anton Vrbka, Klosterbruck und seine Schicksale (Znam 1898).

Harald Hitz (Herausgeber)

Johann Georg Grasel — Räuber ohne Grenzen

Aus dem Inhalt:

Wolfgang Müller-Funk: Vorwort

Harald Hitz: Johann Georg Grasel — die Karriere eines Räubers

Michael Pammer: Randgruppenkriminalität um 1800 im Waldviertel

Wolfgang Brandstetter: Der „Fall Grasel“ — strafrechtliche Aspekte aus heutiger Sicht

Bohuslav Beneš: Der Grasel. Das Leben eines Räubers aus mährischer Perspektive

Marta Šrámková: Die Gestalt von Grasel in den mährischen Räubergeschichten

Margot Schindler: „Er spricht geschwinde deutsch, auch böhmisch...“

Johann Georg Grasel und die Volksüberlieferung über die Räuber

Richard Bletschacher: Die Ballade vom Räuber Grasel

Erich Rabl: Die Graselsammlung im Horner Höbarthmuseum
und das Fortleben der Erinnerung an Grasel

Harald Hitz: Johann Georg Grasel — Ergänzungen und Nachlese

Schriftenreihe des WHB Band 34, 152 Seiten mit 74 Abbildungen

Preis: öS 145,—

Zweite, ergänzte Auflage (1994)

Bestelladresse: WHB, A-3580 Horn, Postfach 100

Waldviertler und Wachauer Kulturberichte

Dürnstein

Chorherren-Krypta bald Prunkstück des Stiftes

Die unterirdische Kapelle und die Gruft der Chorherren ist der letzte Abschnitt der Renovierung des Stiftes Dürnstein. Der Trakt wurde seit der Auflösung des Klosters im Jahr 1788 nicht genützt und auch nicht mehr instandgesetzt. Trotzdem ist der Zustand zufriedenstellend. Das Deckengemälde ist besonders wertvoll. Nach der Reinigung wirken die Farben völlig frisch, so daß keine Restaurierungsarbeiten notwendig sind. Dipl.-Ing. Graf vom Gebietsbauamt Krems findet dafür nur eine Erklärung: „Die Gemälde wurden von der Grundfeuchtigkeit am Leben erhalten.“

Derzeit wird die Krypta mechanisch klimatisiert und getrocknet. Der zweite Schritt sind Entsalzungsmaßnahmen am Gemäuer. Mörtelkompressen saugen die Salze heraus. Dieser Vorgang wird so lange wiederholt, bis die Mauern trocken sind. Schließlich will man die Wandflächen und Wandmalereien ergänzen. Dieses Vorhaben wird auf eine Million Schilling geschätzt. Im Herbst könnten die Arbeiten beendet sein und damit auch die gesamte Renovierung, die in acht Jahren ca. 40 Millionen Schilling verschlang.

Fritz Miesbauer, Neue NÖN/Krems, 22. 5. 1995

Edelhof (Stadtgemeinde Zwettl-NÖ)

„Daten-Highway“ für gesamtes Waldviertel

Die Idee der Teletechnologie ist im Waldviertel auf fruchtbaren Boden gefallen; das seit 1993 bestehende „Telehaus Waldviertel“ in Zwettl-Edelhof hat nun bereits 100 Mitglieder. Als „Jubiläumsmitglied“ ist dieser Tage Gerhard Weissenhofer, Bio-Fleischer aus Schloß Rosenau, der zukunftsweisenden Initiative des „Waldviertel Projekt Managements“ beigetreten. Das 99. Mitglied, die „Lebens- und Sozialberaterin“ Hermine Wiltschko aus Wiesensfeld bei Arbesbach, sowie das 101. Mitglied, „d'Greißlerei“ in Heidenreichstein, machen die Vielfalt im Waldviertler Telehaus deutlich.

„Der Datenhighway darf nicht — wie die Autobahnen — am Waldviertel vorbei führen“, betont Waldviertel-Beauftragter Dipl.-Ing. Adolf Kastner. „Telehäuser können periphere Regionen an die Welt anbinden und bieten die Möglichkeiten der Großstadt, aber die Lebensqualität des Landes!“ Geschäftsführer Josef Mayerhofer meint, daß das Telehaus mit mehr als 100 Mitgliedern nunmehr auf der Basis steht, die man (inter-)national nicht übersehen könne: „Die Europäische Union fördert Vernetzungen; mit dem Telehaus setzt das Waldviertel den entscheidenden Schritt Richtung Europa-Reife!“

Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 1. 6. 1995

Eggenburg

Sehenswerte Steinzeit-Sonderschau im Krahuletzmuseum

In der Steinzeit waren Kunstfehler manchmal tödlich — für den Operateur. Dies beweist ein Fund, der derzeit im Krahuletzmuseum zu sehen ist. Die penible Rekonstruktion der Dreifachbestattung von Dolní Věstonice (Tschechien), im Rahmen der laufenden Sonderschau „Schamanenzauber und Eiszeitkunst“ erstmals in Österreich zu sehen, gibt Zeugnis von einem tödlichen Zwischenfall vor mehreren tausend Jahren. Zwei Männerskelette (ein Schamane, also ein Mediziner) und sein Helfer sowie die Knochen der Patientin wurden so bestattet, daß ihre Haltung auf das Geschehen Rück-

schlüsse erlaubt: Nach einem „Kunstfehler“ im Zusammenhang mit einer Geburt wurde dem Schamanen eine Lanze durch das Becken gerammt und der Schädel eingeschlagen. Seinem Helfer erging es nicht besser.

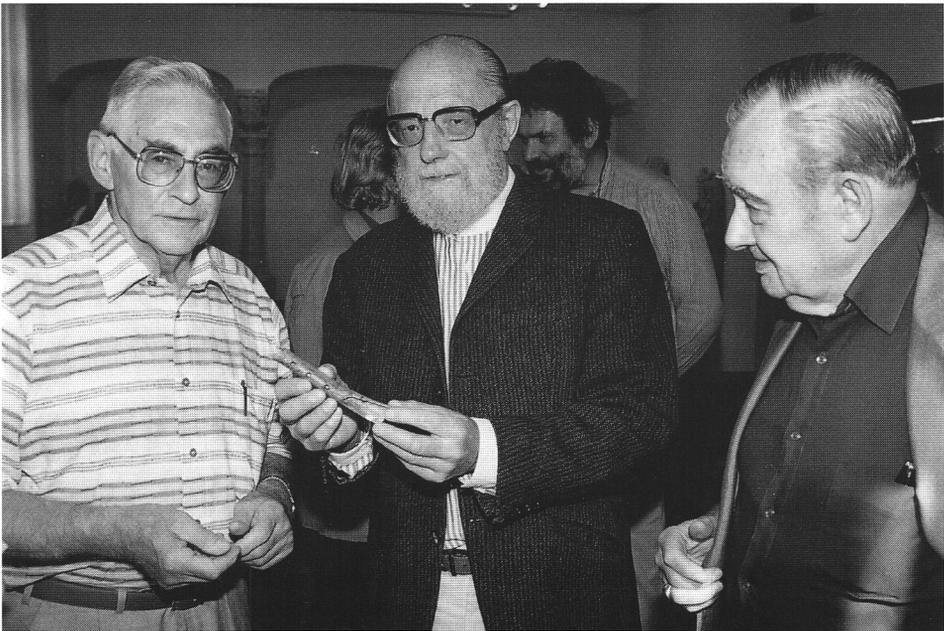
Die grenzüberschreitende Ausstellung über das Leben in der Altsteinzeit an Thaya, Pulkau und Donau zeichnet mit eindrucksvollen Objekten ein Lebens- und Glaubensbild des altsteinzeitlichen Menschen. Wie lebte er, welche Tiere waren seine Beute, und woran glaubte er? Die Schau ist täglich von 9 bis 17 Uhr geöffnet. *Martin Kalchhauser, Neue NÖN/Horn-Eggenburg, 26. 5. 1995*

Gars am Kamp

Weltsensation: Garser fand Knochenflöte aus Steinzeit!

20000 Jahre alt ist die Knochenflöte, die ein Garser entdeckte. Weltweit gibt es nur ein weiteres Exemplar! Prof. Dr. Friedrich Brandtner, Leiter der Grabungen im Grubgraben in Kammern (Gemeinde Hadersdorf, Bezirk Krems), stieß beim Präparieren einer Geweihschaukel eines Rentieres in einem Lößblock auf die Sensation. Er präsentierte das Stück jetzt im Rahmen der Ausstellung „Schamanenzauber und Eiszeitkunst“ im Eggenburger Krahuletzmuseum, wo der Wirbeltier-Paläontologe Univ.-Prof. Dr. Erich Thenius von der Universität Wien den Fund als Schienbein (wahrscheinlich das eines Rentieres) klassifizierte.

„Dieses Musikinstrument aus der Altsteinzeit ist eine archäologische Sensation“, stellt dazu Museumsdirektor Dr. Franz Stürmer fest. „Weltweit wurde bis jetzt nur ein einziges Flötenbruchstück gefunden, das jedoch bedeutend kleiner ist als der neue Fund aus dem Grubgraben.“ Eine Darstellung des Lebens jener Menschen, die diese Flöte benützt haben, ist in der laufenden Sonderschau des Krahuletzmuseums zu sehen. *Martin Kalchhauser, Neue NÖN/Horn-Eggenburg, 16. 6. 1995*



Univ.-Prof. Dr. Erich Thenius, Dr. Heinrich Reinhart und Dr. Friedrich Brandtner (von links)
(Foto: Willi Brem, Eggenburg)

Stiftsorgel: Neueste Technik unter altem Kleid verborgen

Nach dreijähriger Renovierung ertönte die 1731 gebaute Stiftsorgel zu Ostern wieder in vollem Klang. Nach einem Kirchenbrand im Oktober 1730 entstand 1731 unter dem gelehrten Organisten Abt Nikolaus Zandt auch eine neue Orgel, die im Laufe der Jahre viele Veränderungen erfuhr, die dem Instrument nicht immer genützt haben. Nun konnte nach drei Jahren Arbeit durch Sebastian F. Blank, einem Fachmann aus Holland, aus 60 % altem Material die Königin der Instrumente neu erstehen, mit neuem Spieltisch, ausgebauten Klaviaturen über die barocke Beschränkung hinaus, neuem Windwerk u. a. — gemäß dem Leitspruch Abt DDr. Joachim Angerers: „Aus Altem etwas Neues machen!“

Zu Ostern erklang sie in der Uraufführung der „Geraser Orgelmesse“ von Prof. Paul Angerer, der mit vier Solisten, dem Chor von Geras und Langau und dem Regionalkantor für das Waldviertel, Dominikus Hofer, an der Orgel, sein Werk zum Erklingen brachte. Benedikt Felsing leitete die Choralschola des Stiftes. Dies nicht nur für die Gläubigen der Basilika, auch für die Radiohörer.

Die Kosten von 3 Millionen Schilling wurden zu 1,8 Millionen Schilling von der Flughafengesellschaft und vielen Privatspendern aufgebracht.

Neue NÖN/Horn-Eggenburg, 27. 4. 1995

ORF verleiht Schloß Preis für bestgelungene Renovierung

Der große Aufwand, mit dem das Gmünder Schloß zu neuem Leben erweckt wurde, wird nun belohnt. Seitens des ORF wird am 16. Juni ein Preis verliehen. Das ORF-Landesstudio NÖ führt seit Jahren in der Sendung „Österreich heute“ die Aktion „Plus – Minus“ durch. Dabei werden positive Beispiele der Renovierung, der Restaurierung sowie der Gestaltung von Plätzen, Dörfern usw. hervorgehoben. Aber auch negative Beispiele kommen dabei zutage. Die bestgelungenen Revitalisierungen werden mit Preisen ausgezeichnet.

Solche Auszeichnungen gibt es am 16. Juni um 11 Uhr für das Schloß Gmünd. Nachdem bis Mai 1986 tiefer „Dornröschenschlaf“ über dem Schloß lag, wurden in zwei Bauabschnitten 21 Wohnungen in dem Gebäude, dessen Grundmauern noch von der Stadtgründung durch Hadmar II. um 1000 bis 1100 zeugen, von der Siedlungsgenossenschaft „Schönere Zukunft“ bis 1990 errichtet.

Die Planung führte das Büro Architekt DI Sadilek durch. Die Wohnungen sind 32 bis 130 Quadratmeter groß, und jeder Wohnungsinhaber ist sein eigener „Schloßherr“. Das eindrucksvolle Gebäude, im wunderschönen Schloßpark gelegen, wurde dadurch zu einer der schönsten Sehenswürdigkeiten der Grenzstadt, sogar mit den kritischen Augen des ORF gesehen.

Karin Pollak, Neue NÖN/Gmünder Zeitung, 16. 6. 1995

Gemeinsame Gedenkfeier von Zeitzeugen und Hauptschülern

Am 6. Mai fand im Stadtsaal eine Veranstaltung der Hauptschule zum Thema „50 Jahre Kriegsende — 40 Jahre Staatsvertrag“ statt. Diese Gedenkfeier war im Rahmen des Deutsch- und Geschichtsunterrichts der 3. und 4. Klassen entstanden.

Im Anschluß an die Begrüßung durch Bürgermeister HS-Dir. Max Igelsböck berichtete HOL Gerhard Bayerl über seine Eindrücke als Zeitzeuge. Ein Dokumentarfilm über die Unterzeichnung des Staatsvertrages am 15. Mai 1955 gab die Stimmung und Freude der Nachkriegsbevölkerung über dieses Ereignis wieder.

Recht anschaulich war die im Anschluß aufgeführte szenische Darstellung zweier Schülerinnen zum Thema „Schule 1945, Schule 1995“. Die drei Gerungser Zeitzeugen Antonia Deibler, Angela Oberreuther und Dr. Johann Haider hatten sich sehr gezielten und umfangreichen Fragen von seiten

der Schüler zu stellen. Ihre Erzählungen brachten einen interessanten Einblick in das Alltagsleben der damaligen Zeit.

Begleitet wurde die Veranstaltung von einer Ausstellung von Zeitdokumenten im Foyer des Rathauses, die von Fotos und Feldpostbriefen bis zu einem alten Motorrad reichten. Ein Grundtenor der Veranstaltung war, daß sich die Österreicher der seit ihrer Befreiung geschaffenen Werte besinnen und diese schützen sollten. Dieser gelungene Projektunterricht, der auch mit den 1. und 2. Klassen durchgeführt werden wird, vermittelte den Schülern nicht nur die „große Weltpolitik“, sondern vor allem den Alltag der Kriegs- und Nachkriegsgeneration.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung, II. 5. 1995

Groß-Siegharts

Seminar über Präsentationstechniken im Museum

Den Abschlußabend eines einwöchigen Seminars im „Mechanischen Bandfabrik Museum“ feierten 16 junge Damen am 26. Mai. Dieses Seminar, im Rahmen der „postgraduatens Ausbildung zum Kurator/in für Kommunikation im Museum“ an der wissenschaftlichen Landesakademie in Krems, hatte die Erarbeitung von Vermittlungseinheiten und die Möglichkeiten von neuen Präsentationsformen zum Inhalt. Denn es ist ein Unterschied, ob man ein Ausstellungsstück hinter einer Glaswand versteckt oder ob man ein Museum zum Angreifen (wie es das Sieghartser ist) konzipiert.

Als Dank für die freundliche Aufnahme des Kurses in Groß-Siegharts und der guten Zusammenarbeit der Teilnehmerinnen mit Gemeinde und Bürgermeister, überreichten die 16 jungen Damen, die aus allen Ländern Mitteleuropas kamen, als kleines aber originelles Dankeschön eine Urkunde an Bürgermeister Präsident Anton Kozcur, in der er in einem äußerst komplexen Schachtelsatz zum „besten Bürgermeister, mit dem wir zusammenarbeiteten“ ernannt wurde.

Neue NÖN/Waidhofen, I. 6. 1995

Gutenbrunn

Dudelsackklänge in Gutenbrunn

Musikantentage mit einem Dudelsackseminar wurden am Wochenende im Gasthaus Juster geboten. Es ist in Niederösterreich bereits die fünfte Veranstaltung, bei der den Teilnehmern die Möglichkeit geboten wird, auf „ausgestorbenen“ Instrumenten Erfahrungen auszutauschen. Natürlich stand auch der Erzeuger der Dudelsäcke mit Rat und Tat zur Seite. Unterricht im Spielen und in der Instandhaltung der Instrumente wird Anfängern sowie Fortgeschrittenen geboten.

Der Dudelsack gehört nicht nur nach Schottland. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war er auch in Ostösterreich ein bodenständiges Instrument. Er eignet sich hervorragend zur Liedbegleitung mit vielen Instrumenten, welche sich bei den Musikantentagen immer wieder fanden.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung, I. 6. 1995

Horn

Mit Donnerergrollen kam der „Schwed“ ins Land

Nach „Zwischen Herren und Ackersleuten“ und „Eine Stadt und ihre Herren“ ist „Der Schwed ist im Land“ — das Thema erinnert an den Schwedeneinfall vor 350 Jahren — die dritte große historische Ausstellung im Höbarthmuseum.

Anhand von Bildern und Texten, vor allem aber von Gegenständen aus der Zeit des 30jährigen Krieges wird ein lebendiges Bild der Ereignisse gezeigt. Wieder ist der wissenschaftliche Leiter Univ.-Prof. Dr. Gustav Reingrabner, ein hervorragender Kenner des abgehandelten historischen Zeitraumes. Er ist auch Garant dafür, daß Zusammenhänge klar dargestellt werden und so Verständnis für



Höbarthmuseum: Sonderausstellung 1995
(Fotos: Erich Rabl, Horn)



viele Entwicklungen, die sich aus dieser turbulenten Zeit ergeben haben, erkennbar sind. Ausstellungsarchitektur und Graphik lagen in den Händen von Prof. Mag. Erich Dell'mour.

Bürgermeister Karl Rauscher dankte bei der Eröffnung (sie wurde leider durch ein heftiges Gewitter gestört, auch die konzertierende Militärmusikkapelle Burgenland mußte fluchtartig den Mu-

seumshof verlassen) allen Beteiligten für das Zustandekommen der Ausstellung, besonders natürlich dem Museumsverein mit Obmann SR Franz Wagner und dem Museumsleiter Prof. Dr. Erich Rabl.

Einer der Höhepunkte der Veranstaltung waren die Darbietungen der Theatergruppe der Volkshochschule Horn unter der Leitung von Prof. Mag. Hannelore Lazarus, die „Vanitas“, ein dramatisches Gedicht, und „Der Nachtwächter“ zur Aufführung brachten.

Die Ausstellung ist bis 2. November geöffnet.

Neue NÖN/Horn-Eggenburg, 29. 6. 1995

Horn-Yamagata

Ein zweites Denkmal für Dr. Roretz

Dem österreichischen Arzt Dr. Albrecht Roretz (1846-1884), der in Japan medizinische Pionierarbeit geleistet hatte, wurde im Frühjahr 1995 im Areal des Saiseikan-Krankenhauses ein Bronze-Denkmal errichtet. Darin kommt die hohe Wertschätzung zum Ausdruck, die dem österreichischen Arzt in Japan entgegengebracht wird, zumal in Yamagata, einer Stadt mit 250 000 Einwohnern, schon 1970 ein erstes Denkmal vor dem Stadtmuseum aufgestellt worden war (vgl. Das Waldviertel 43, 1994, S. 395-403).

Kurz vor Redaktionsschluß traf aus Japan ein von Prof. Hideo Tanaka verfaßtes, 300 Seiten starkes Buch ein. Diese neueste Publikation über Dr. Roretz beschreibt sein Wirken in der Stadt Nagoya.

Erich Rabl



Roretz-Denkmal in Yamagata
(Foto: Toshihiko Ogata, Yamagata)



Titelbild des neuesten Roretz-Buches
(Foto: Erich Rabl, Horn)

Kirchbach (Marktgemeinde Rappottenstein)

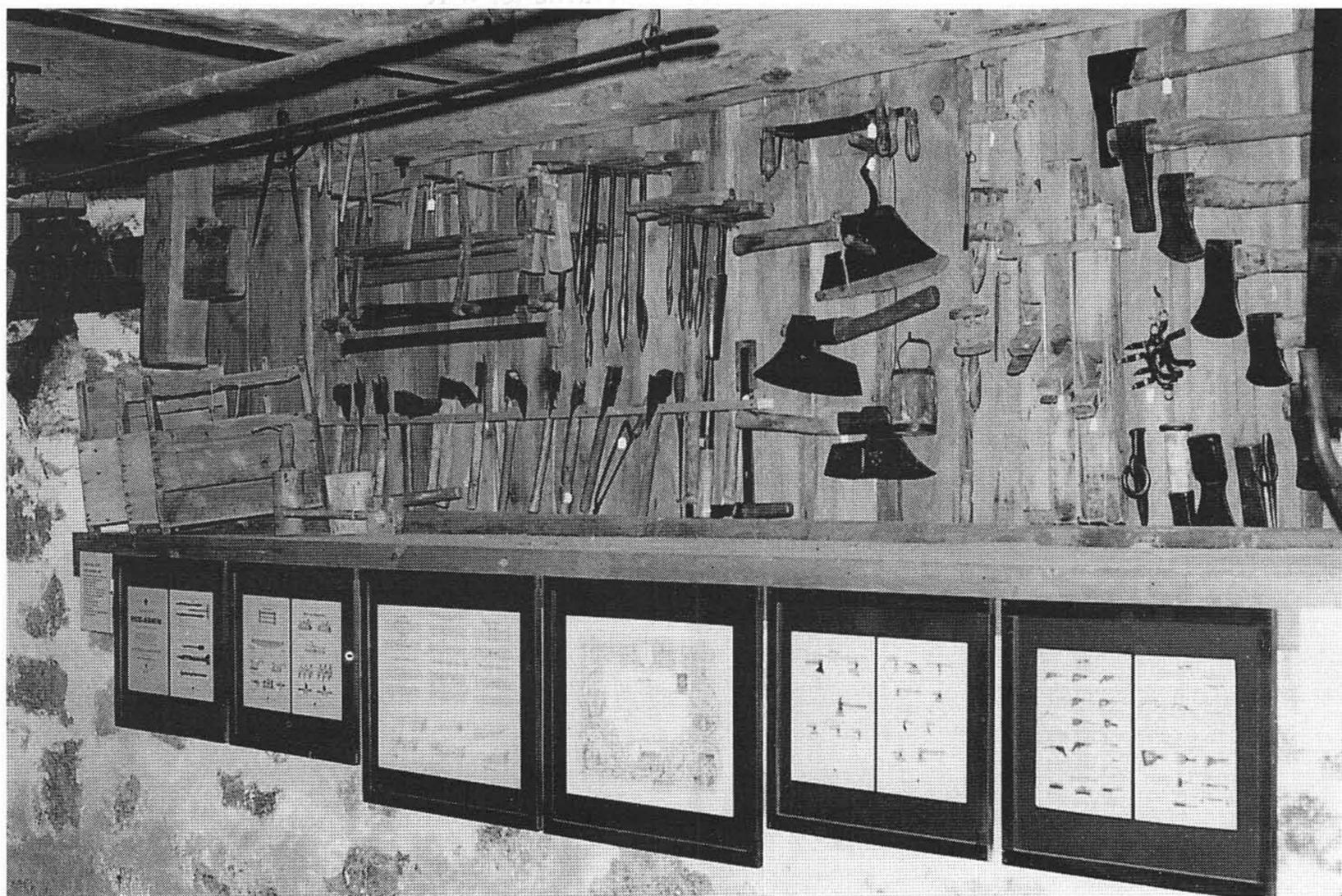
Revitalisierte Venetianersäge als gangbares Museum

Am Sonntag wurde die revitalisierte Venetianersäge im Zuge einer Eröffnungsfeier ihrer Bestimmung als gangbares Museum übergeben. Nach der Festmesse konnte Obmann Franz Wagner zahlreiche Gäste zu diesem denkwürdigen Tag begrüßen. Bürgermeister Friedrich Wagner sowie Architekt



Kirchbach: neu eröffnetes Museum

(Fotos: Franz Wagner, Oberrabenthan)



Mag. Josef Wagner sprachen Grußworte und brachten geschichtliche Fakten vor. Interessant war vor allem die mühevoll geleistete Arbeit, die der Fremdenverkehrsverein in knapp einem Jahr leistete. Eröffnet wurde das Freilichtmuseum durch BR Agnes Schierhuber, die diesen Akt nach der kirchlichen Segnung übernahm.

Werkzeuge und Bilder von damaligen Arbeitskräften fanden großen Anklang. Auch das fünf Quadratmeter große Sägestüberl wurde wieder in den Originalzustand versetzt. Es diente damals als Ruheaum, und in den zwanziger Jahren wohnte darin sogar eine fünfköpfige Familie. Eine Person aus dieser Zeit ist sogar noch am Leben.

Diese Rarität ist von Ostern bis Allerheiligen geöffnet, und Führungen sind jederzeit über Rufsystem möglich. Bei Anmeldungen stehen das Kaufhaus Schenk in Kirchbach und die Gemeinde Rappottenstein zur Verfügung.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 1. 6. 1995

Kottes

Ein neuer Geologielehrpfad

Im Rahmen der Dorferneuerung wurde 1994 im Gedenken an den verstorbenen Heimatforscher und Schuldirektor Franz Kitzler beschlossen, einen Geologie-Lehrpfad zu gestalten. Am 7. Mai wurde dieser nun eröffnet. Auf zwei Teilstrecken mit einer Gesamtlänge von rund 20 Kilometern werden hier auf 13 Schautafeln und mehreren Objekten erdgeschichtliche, geologische und montanistische Besonderheiten vorgestellt. Es ist der Allgemeinheit weithin bekannt, daß in diesem Landstrich bis in unser Jahrhundert Graphit, Eisen, Marmor und Kalk sowohl abgebaut als auch weiterverarbeitet wurden. Die Besonderheit dieses Gebietes zeichnet sich durch die geologische Benennung als „bunte“ Zone aus, was auf die Vielfalt der Gesteine und Mineralien hinweist.

Die Höhepunkte dieses Lehrpfades, der für das gesamte Waldviertel beispielgebend ist, sind der einzige im nördlichen Niederösterreich bestehende Hochofen, ein vermutlicher Erzstollen, ein wiederhergestellter Kalkofen und mehrere Kalkmeiler und Eisenröster sowie Marmorsteinbrüche, wo auch heute noch heimischer Marmor gebrochen und verarbeitet wird.

Durch die Initiative des Obmannes des Dorferneuerungsvereines, Franz Schrammel, sowie der wissenschaftlichen Mitarbeit von Mag. Andreas Thinschmidt von der Universität für Bodenkultur und mit der tatkräftigen Unterstützung der Gemeinde und ihrer Bewohner war es möglich, dieses Projekt innerhalb eines Jahres auf die Füße zu stellen. Parallel dazu wurde auch rund um den Galgenberg ein Naturlehrpfad angelegt, der die Pflanzenvielfalt und die Schönheit des südlichen Waldviertels aufzeigt. Im Rahmen eines Bildungsprogrammes sollen geführte Wanderungen und Seminare stattfinden. Anmeldungen bei Franz Schrammel (Telefon 02873/254) oder Günther Lassi (Telefon 02873/538). Eine Broschüre über den Lehrpfad kann beim Gemeindeamt oder in den Gasthäusern erworben werden.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 5. 5. 1995

Krems an der Donau

Schandl schildert Kriegsleiden in „St. Christophorus-Messe“

Eine andere musikalische Seite im Schaffen des Prof. Ernst Schandl lernte man am Ostersonntag kennen. Zum Hochamt wurde seine große „St. Christophorus-Messe“ für Soli, 8stimmigen gemischten Chor, großes Orchester und Orgel aufgeführt (unter der Leitung von Prof. Endelweber sowie Mitwirkung von Kirchenchor und -orchester).

1948 hat Prof. Schandl sie geschrieben. Die Leiden des Krieges und der Nachkriegszeit meint man herauszuhören. Es ist eine zum Teil sehr strenge, spannungsgeladene, schwierig zu spielende Messe mit gelegentlichen trostverheißenden Einschüben (herrlich u. a. das Benedictus). Doch der Jubel ist

gebremst, keine rauschende Coda am Schluß des Gloria und des Credo. Auch das „Hosannah“ ist mehr ein Hoffen. Ein mächtiger Anruf des Herrn sind Kyrie und „Dona nobis pacem“.

Die Teile sind sehr knapp gehalten, ein tonales Werk mit kühnen harmonischen Passagen, auffallend ist die Dominanz der reich besetzten Bläser. Zweifelsohne eine wirklich große Messe — und man sollte sie konzertant doch noch einmal aufführen, um ihre tiefen Schönheiten ganz genießen zu können.

Neue NÖN/Krems, 24. 4. 1995

Leiben

Neue Sonderausstellung im Landtechnik-Museum Leiben

„Ein Beitrag zu ‚50 Jahre Österreich‘ soll die Sonderausstellung ‚UNRRA-Hilfe und Marshall-Plan‘ sein“, betonte Bürgermeister Anton Hochstätger bei der Eröffnung der Sonderausstellung im Schloß. LAbg. Moser sprach vom kleinregionalen Entwicklungskonzept der EU, wo Kleinjuwelen erhalten werden müssen.

Eine umfangreiche Einführung brachte Ing. Krischka, der die großen Bemühungen der Gemeinde Leiben lobte. „Viel Hilfe gab es damals für Österreich, Hilfe zur Selbsthilfe. Die Ausstellung zeigt, was damals alles nach Österreich kam.“ Gedanken zur Zeitgeschichte waren von DDr. Rathkolb zu hören. Er zeigte die historische Dimension, die Probleme und Sorgen der Nachkriegszeit auf. Abschließend: „Österreichische Politiker hatten damals mehr Anteil, als man glaubt.“

Bezirkshauptmann HR Dr. Lechner eröffnete die Ausstellung. Dr. Lechner: „Als Zeitzeuge habe ich hautnah erlebt, was sich in den letzten Kriegstagen abgespielt hat. Man soll aber auch beachten, daß wir 50 Jahre in Frieden leben.“ Die Segnung nahm KR Alois Jungwirth vor. Musikalisch umrahmt wurde der Festakt von einer Bläsergruppe des MV Lehen.

Gleichzeitig präsentiert das Landtechnik-Museum weitere Meilensteine der historischen Entwicklung. Der Ausstellungsbereich „Vom Faustkeil zum Motorpflug“ zeigt die Rolle der Technik in der Geschichte der Ernährung. Eine besondere Attraktion ist die umfassende Sammlung der legendären LANZ-Bulldogs.

Friedrich Reiner, Neue NÖN/Melker Zeitung, 17. 5. 1995

Melk

Geschichtslehrer bereiteten sich auf die Jubiläen vor

Mit dem Doppeljubiläum „50 Jahre 2. Republik“ und „1000 Jahre Österreich“ beschäftigte sich der „Tag der Geschichtslehrer“ des Bezirkes Melk. Von jeder der 15 Hauptschulen des Bezirkes waren Lehrpersonen in den Dietmayr-Saal des Stiftes Melk gekommen, um den Ausführungen von Dr. Gerhard Floßmann über „Die frühen Babenberger im Raum Melk“ und von Univ.-Prof. Dr. Gerhard Jagschitz über „Die Zweite Republik im Wandel“ zu folgen.

Im Beisein von BSI Josef Gatterbauer herrschte nach einer Sonderführung durch das Stift „historische Betroffenheit“, als Prof. Floßmann vor dem Babenbergergrab über die Aufgabe und die Möglichkeiten des Geschichtsunterrichts sprach. Dr. Floßmann, Verfasser der Bezirkskunde, verstand es in würziger Art und Weise, die Inbesitznahme unserer näheren Heimat durch die Babenberger zu erläutern.

Univ.-Prof. Jagschitz ermunterte die Pflichtschullehrer, nicht nur die Geschichte der Eliten zu lehren. Auch die einfachen Leute haben ein gleiches Recht, im Geschichtsunterricht behandelt zu werden. Menschen ihre Geschichte erzählen zu lassen, private Tagebücher zu öffnen, kann eine faszinierende Aufgabe sein. Der Geschichtsunterricht soll nicht nur bloßen Unterrichtsstoff vermitteln, sondern zu den Wurzeln des eigenen Lebens führen.

Neue NÖN/Melker Zeitung, 5. 4. 1995

Gedenken an 5000 KZ-Todesopfer in Melk

Mehr als 350 Menschen haben am Wochenende an der „Merkwürdig“-Veranstaltungsreihe in Melk teilgenommen. Organisator Alexander Hauer ist mehr als zufrieden. Es soll auch im kommenden Jahr wieder Gedenkveranstaltungen geben. Am Gedenkweg am Freitag vom Rathausplatz zum ehemaligen Krematorium bei der KZ-Gedenkstätte haben auch Bezirkshauptmann Dr. Lechner, Kulturstadtrat Widrich sowie Gemeinderäte der SPÖ und der Grünen teilgenommen. Mit dabei war auch die Junge Generation Marbach mit Jugendgemeinderat Anton Gruber an der Spitze. Knapp 5000 Menschen haben im Melker KZ sinnlos ihr Leben lassen müssen. Bis zum letzten Platz gefüllt war der neue Arbeiterkammersaal bei der Hommage an Jura Soyfer (Wenn der Himmel grau wird). Am Samstag war im AK-Saal im Wanderkino der Film „Hasenjagd“ zu sehen. Ein Betroffener, der heutige Provinzial der Barmherzigen Brüder, P. Florentin Langthaler, diskutierte anschließend mit dem Publikum.

Neue NÖN/Melker Zeitung, 26. 4. 1995

Benefizkonzert zugunsten der neuen Orgel

Der Chor der „Highland Park Presbyterian Church“ aus Dallas, Texas, USA, der im Rahmen seiner Europatournee in Berlin, Leipzig, Prag, Wien, Budapest, Krakau und Warschau konzertierte, gab am 14. Juni in der Kirche St. Anna im Felde in Pöggstall ein Benefizkonzert zugunsten der neuen Orgel. Die zahlreichen Besucher des großartigen Konzerts waren von der außerordentlich guten Darbietung der eindrucksvollen religiösen Gesänge des Chores und vom Glockenchor begeistert.

Die neue Orgel für die Pöggstaller Pfarrkirche wird derzeit vom niederländischen Orgelbaumeister S. F. Blank gebaut; sie soll bereits im Dezember zur Ehre Gottes und zur Freude der Menschen erklingen.

Damals vor 50 Jahren

Unter diesem Titel gestalteten Schüler und Lehrer der Hauptschule Pöggstall anlässlich „50 Jahre Frieden — 40 Jahre Freiheit“ gegen Ende des Schuljahres eine interessante Ausstellung. Mit verschiedenen Dokumenten, Gegenständen, von den Schülern gesammelten Berichten von Eltern und Großeltern, Kochrezepten, Zeitungsausschnitten und Fotos wurden das Kriegsende und der Neuanfang, wichtige Ereignisse des öffentlichen Lebens sowie das Alltagsleben von 1945 bis 1955 den Schülern dargestellt bzw. den Erwachsenen in Erinnerung gerufen. Für die Schüler gab es im Rahmen dieses Projekts außerdem eine Begegnung mit „Zeitzeugen“, die aus ihrem Leben erzählten.

Herbert Neidhart

Händel-Oratorium glanzvoller Auftakt des Kultursommers

Das Oratorium „Der Messias“, von Georg Friedrich Händel war am 21. Mai der Auftakt des Kultursommers. Über 90 Musiker und Sänger verliehen dieser Aufführung einen überaus festlichen Rahmen. Als Chor fungierte der Gesang- und Musikverein Stockerau, das Orchester bildete die Camerata-Wien. Die Solisten Sabine Pawikovsky (Sopran), Elisabeth Lang (Alt), Ulrich Grossrubatscher (Tenor) und Ernst Jankowitsch (Baß) zogen alle Register ihres Könnens. Erke Duit, der 1957 in Bremen geborene und mittlerweile in Wien beheimatete Dirigent, hat dieses Oratorium einstudiert und dabei sehr großes Können bewiesen.

Mit der Besucherzahl zeigten sich die Veranstalter zufrieden, obwohl schon noch einige Plätze freibleiben. Dennoch mußte niemand seinen Besuch bereuen, ganz im Gegenteil, alle zeigten sich begeistert. Speziell das „Halleluja“ war in dieser Umgebung ein besonderer musikalischer Genuß. Auch die Akteure schwärmten von der prächtigen Kulisse und der hervorragenden Akustik, die die Stadtpfarrkirche abgab.

Ebenfalls im Kultursommer '95: Samstag, 3. Juni, 20 Uhr im Rittersaal der Burg Raabs: Konzert des Waldviertler Kammermusikensembles mit „Klassischer Kammermusik vom 18.-20. Jh.“ — Werke von Scarlatti, Bach, Telemann, Britten und Neuwirth. *Neue NÖN/Waidhofen, 1. 6. 1995*

St. Pölten

Diözesanarchiv wurde benützerfreundlicher

Nach dem Umbau des Diözesanarchivs blieb fast nichts mehr vom alten Klischee eines Archivs erhalten. Statt engen, düsteren Räumen ist es nun hell und freundlich. Der Benützerraum bietet neun Forschern bequem Platz. Auch der vormalige zweite Benützerraum wurde erweitert und der Kanzleibetrieb auf EDV umgestellt. Über der Kanzlei befindet sich nun eine Handbibliothek mit Werken ab 1850. Für die Benutzer haben sich daher die Arbeitsbedingungen gewaltig verbessert.

Der nächste Schritt, so Diözesanarchivar Mag. Thomas Aigner, wird die Neuordnung der Bibliothek sein. Derzeit seien die zwei historischen Bibliotheken, die ehemalige Stiftsbibliothek und die Kerensbibliothek, die der erste Bischof von St. Pölten, Johann Heinrich Kerens, aus Wiener Neustadt mitgebracht hatte, vermischt. Sie sollen in ihrer alten Form wiederhergestellt werden. Mit der modernen wissenschaftlichen Bibliothek umfaßt der Bestand derzeit etwa 47 000 Werke. Ein längerfristiges Vorhaben, so Aigner, ist die EDV-mäßige Erfassung der Bibliothek.

Ein besonderes Anliegen sind ihm noch die Pfarrarchive. Oft nicht sachgemäß aufbewahrt, können Werke abhanden kommen, weist er hin. Derzeit seien 240 Pfarrarchive zentral erfaßt. Etwa 200 von ihnen werden auch im Diözesanarchiv aufbewahrt. Sie bleiben aber weiterhin Eigentum der jeweiligen Pfarre. Der Vorteil für die Pfarre ist, daß in St. Pölten ein geregelter Benützerbetrieb auch für diese Archivbestände garantiert ist. *Kirche bunt. St. Pöltner Kirchenzeitung, 30. 4. 1995*

Schloß Rosenau

Ein museales „Unikat“ feierte 20jähriges Bestandsjubiläum

Zum Jubiläum „20 Jahre Österreichisches Freimaurermuseum“ gab es eine große Festveranstaltung. Anlässlich der Schaffung der Großgemeinde Zwettl vor knapp 25 Jahren kam auch die ehemalige Gemeinde Schloß Rosenau zu Zwettl. Bedingung: Die Restaurierung des Schlosses. Diese Verpflichtung wurde 1974/75 eingelöst und das Schloß zu neuem kulturellen und wirtschaftlichen Leben erweckt. Und: Bei den Arbeiten wurden zufällig Fresken mit Symbolen der Freimaurer entdeckt. Damit war der Grundstein für die Errichtung eines Freimaurermuseums gelegt.

Bei der Feier im Festsaal des Schlosses, zu der Obmann Dr. Anton Denk zahlreiche Gäste begrüßen konnte, wurde vielen für ihre Beiträge zum Zustandekommen dieses in seiner Art einmaligen Museums gedankt. Besonderer Dank aber gelte, so Festredner Landtagspräsident Franz Romeder, dem Obmann Toni Denk selbst. Nach dem Festakt, der vom Zwettler Singkreis bemerkenswert („Aus der Zauberflöte“) musikalisch umrahmt wurde, bat man die Gäste zu einem Rundgang durch jenes einzigartige Museum Österreichs, das seit seiner Eröffnung 440 000 Interessierte besucht haben. Das Schloß beherbergt außerdem ein Restaurant und ein Hotel mit Hallenbad.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 13. 4. 1995

Über 1000 Märchenbücher lassen Kindheitserinnerungen erwachen

Die Internationale Märchenbilder- und Puppenausstellung im Renaissanceschloß Schwarzenau wurde am 21. April feierlich eröffnet. „Kindheitserinnerungen mögen wiederaufleben, jung und alt sollen dabei im Schwarzenauer Märchenschloß die Möglichkeit bekommen, auf einen Streifzug durch die Märchenkultur der ganzen Welt zu gehen!“, wünschte sich Bürgermeister Hugo Hammerl in seiner Eröffnungsrede.

Gelegenheit dazu dürften die Besucher von Schloß Schwarzenau bis 26. Oktober genug haben, denn auf 1500 m² Ausstellungsfläche werden mehr als 1000 Puppenfiguren und über 1000 Märchenbücher dargeboten. Die Volksschüler Schwarzenaus sind jedenfalls jetzt schon begeistert. Sie durften nämlich bei der Gestaltung der Ausstellung mithelfen und haben ihre ganze Phantasie und Kreativität spielen lassen und mehr als ein Dutzend Kulissen für die Puppenarrangements geschaffen. Mit Märchenmalereien haben sich auch Sonderschüler an der Inszenierung der Kostümpuppen aus fast allen Staaten der Welt beteiligt. International war auch die Besetzung der Kindertanzgruppe „Aires De Mi Tierra“ aus Wien, die mit Ausdruckstänzen in Kostümierung die Eröffnungsfeier umrahmte.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 27. 4. 1995

Waidhofen an der Thaya

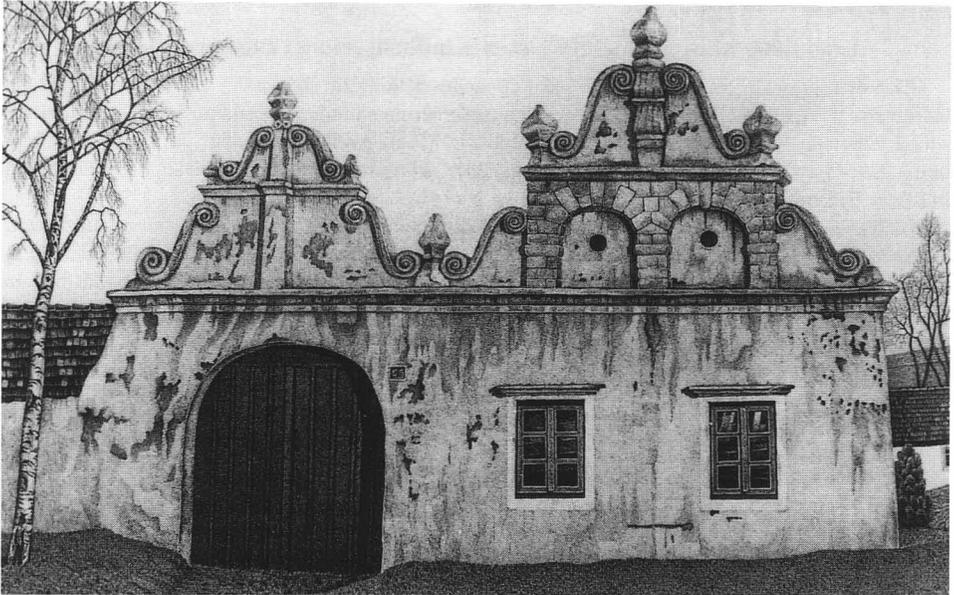
Gisy-Ausstellung: Ausstellungspremiere des gebürtigen Heidenreichsteiners

Im Heimatmuseum wurde am 12. Mai das grafische Schaffen des aus Heidenreichstein stammenden Karl Gisy erstmals vorgestellt. Diese Schau zeigt „Alte Bauformen im Wald- und Weinviertel“. Jedes einzelne Blatt besticht durch Detailtreue und Präzision in der Ausführung und verlangt das bewußte Betrachten, damit man den vollen inhaltlichen Reichtum erfassen und bewundern kann.

Vereinsobmann Komm.-Rat Walter Biedermann begrüßte viele Besucher und gab einen kurzen Lebenslauf des 1925 geborenen Künstlers, der als Bautechniker in einem Wiener Architekturbüro tätig war und als Autodidakt ein grafisches Œuvre von Format geschaffen hat. Akad. Maler Prof.



Federzeichnung von Karl Gisy
(Repro: Heimatmuseum Waidhofen/Thaya)



Federzeichnung von Karl Gisy
(Repro: Heimatmuseum Waidhofen/Thaya)

Oswald Liebhart ging sodann auf die künstlerische Intuition Gisy's näher ein und würdigte ihn als bescheidene, in seinen Werken aber aussagestarke Persönlichkeit. Auch OSR Friedrich Schadauer, wie Biedermann und Liebhart ein Klassenkollege aus der Gymnasialzeit in Waidhofen, erinnerte an markante Abschnitte in den Studienjahren und eröffnete sodann die Schau.

Das Akkordeonensemble Wieczorek bot einen großartigen musikalischen Rahmen. Beim Durchgang durch die Ausstellung konnte sich jedermann vom emsigen Fleiß des Künstlers ein gutes Bild machen.

Friedrich Schadauer, Neue NÖN/Waidhofen, 19. 5. 1995

Frühjahrskonzert mit deutschen Gästen „Finlandia“ des Bläserorchesters Waidhofen bildete sicherlich Konzerthöhepunkt

Ansprechende Leistungen der Gastkapelle und niveauvolles Programm des Bläserorchesters gaben dem Frühjahrskonzert am 27. Mai das Gepräge. Die Werkskapelle Spießhofer & Braun unter Martin Pschorr musizierte ambitioniert und rhythmisch sehr präzise, für unser Musikverstehen freilich etwas gefühlkalt. Als grundsätzlich sei jene kritische Frage zu verstehen, ob der „internationale musikalische Eintopf“ die Zukunft ist, das angloamerikanische Programm, überwiegend von einem Japaner arrangiert, ließ keinen Freiraum mehr für deutsches Lokalkolorit, was man auch gern gehört hätte. Auf jeden Fall aber ein leistungsfähiges Orchester von beachtlichem Format, ein Glanzpunkt die beiden Sprecherinnen Katrin Rainer und Sibylle Vesenmaier.

Österreichisch war auch das Programm des Waidhofener Bläserorchesters nur zum geringen Teil. Als Glanzleistung ist die Darbietung von „Finlandia“ anzusehen, Klangfülle und musikalische Einfeldung ließen kaum Wünsche offen. Den Marsch „Arnhem“ hätte man dramatischer gestalten können, einen Volltreffer hatte Kapellmeister Johann Stummvoll mit „Treffpunkt Airport“ erzielt, Unterhaltungsmusik bester Sorte. Einsatzfroh auch Günther Bogg als Dirigent bei „Fest in Valencia“ und charmant Heidi Damberger als Sprecherin.

Othmar Zaubek, Neue NÖN/Waidhofen, 1. 6. 1995

Heinz Conrads-Ausstellung

Kaum alle Gäste fassen konnte die Eingangshalle des Heimatmuseums am 23. Juni bei der Eröffnung der Heinz Conrads-Ausstellung.

Komm.-Rat Biedermann begrüßte als Obmann des Vereines Heimatmuseum die zahlreichen Gäste und bedankte sich mit einem Blumenstrauß bei Dr. Herta Wohlrab vom Heimatmuseum Penzing, die bei der Planung und Gestaltung der Ausstellung mitgewirkt hat.

Walter Biedermann erinnerte daran, daß Heinz Conrads fast auf den Tag genau vor 20 Jahren mit seinem Begleiter Norbert Pawlicki in Waidhofen aufgetreten war. Das Goethe-Zitat „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen, und er geht zufrieden nach Hause“ sei auch auf das abwechslungsreiche Programm des Heimatmuseums Waidhofen anwendbar.

Dr. Herta Wohlrab eröffnete die Ausstellung in Vertretung der erkrankten Erika Conrads. Sie lud ein, „mit dem Menschen und Künstler Heinz Conrads ein Stück des zeitgeschichtlichen Weges, den sehr viele gegangen sind, mitzugehen“.

Neue NÖN/Waidhofen, 29. 6. 1995

Waldviertel

Ein neuer Verein widmet sich Walther von der Vogelweide

Kürzlich wurde ein neuer Waldviertler Verein gegründet. Im Mittelpunkt steht Walther von der Vogelweide. Mit der Übergabe eines Walther von der Vogelweide-Gedenksteines an die Öffentlichkeit im Jahr 1992 und mit der Präsentation und Segnung einer, auf den vom niederösterreichischen Heimatforscher Walter Klomfar bei Grabungen zu Tage geförderten Resten eines mittelalterlichen Brunnens nach alten Vorlagen naturgetreu rekonstruierten Brunnenanlage 1994 auf dem Gelände des verödeten Dorfes Walthers bei Hörmanns hatte die Gruppe von Zwettler Walther von der Vogelweide-Freunden rund um Dr. Franz Trischler und Walter Klomfar beachtenswerte Marksteine ihrer Aktivitäten gesetzt.

Anfang April fand im Hamerlingsaal in Zwettl die konstituierende Versammlung des Vereines „Forschungsgemeinschaft Walther von der Vogelweide“ statt, bei der der Vorstand dieses neuen Vereines einstimmig wie folgt gewählt wurde: Obmann: Heimatforscher Walter Klomfar, Groß-Haslau; Obmann-Stellvertreter: OSR Dir. Franz Exenberger, Zwettl; Finanzreferent: Stadtrat Herbert Prinz, Jagenbach; Schriftführer: Dir. Franz Fichtinger, Zwettl; Hermann Schulmeister, Steuerberater, Zwettl; Rechnungsprüfer: Amtsdirektor Wilfried Reichenvater, Hörmanns.

Der Verein, dessen Tätigkeit nicht auf Gewinn gerichtet ist, bezweckt die Weitererforschung und Intensivierung der neuesten Erkenntnisse im Zusammenhang mit der Heimat-Theorie Walthers von der Vogelweide im Waldviertel sowie die Förderung der mittelhochdeutschen Literatur und Spruchdichtung. Sitz des Vereines ist Zwettl, zur Zeit beträgt der Mitgliederstand über 70. Eine der ersten großen Aufgaben für den Vorstand des neuen Vereines wird die Abhaltung des in enger Zusammenarbeit mit der Stadtgemeinde Zwettl zu realisierenden internationalen Symposions am 7. und 8. Oktober in Zwettl sein.

Neue NÖN/Gmünder Zeitung, 21. 4. 1995

Weitra

Kulturverein hat Vorbildfunktion

Wahrlich kein „Restlmuseum“ — nach der erfolgreichen Landesausstellung — öffnete am vergangenen Wochenende im Schloß seine Pforten. Der Kulturverein Schloß Weitra, mit Obmann Ing. Göschl an der Spitze, hat damit auch den Auftakt für eine sinnvolle Nachnutzung gegeben. Dies kam auch in den Ansprachen am Eröffnungstag zur Geltung.

Begrüßt wurden die zahlreichen Ehrengäste durch Schloßherr Johannes Fürstenberg. „Die besten Ideen bleiben Theorie, wenn Sie nicht umsetzbar sind“, sagte Fürstenberg und dankte allen, die mit-

geholfen haben, die Theorie in die Praxis umzusetzen. Als einen wichtigen Baustein für den weiteren Ausbau des regionalen Kulturtourismus bezeichnete Bürgermeister Himmer das Schloßmuseum mit seinen Exponaten und die Bierausstellung in den Kellergewölben. Obmann Göschl würdigte das Engagement jener Personen, die sich an der Verwirklichung der Ideen beteiligten, angeführt von Dr. Erwin Eltz und Dr. Wolfgang Katzenschlager. Sehr amüsant schließlich die Ansprache von Dr. Eltz, der auch auf weitere Pläne der Nachnutzung, die drei Teile umfassen und mehrere Jahre beanspruchen wird, einging.

Eröffnet wurde das Schloßmuseum schließlich von Finanzlandesrat Dr. Freibauer. Er bezeichnete die Nachnutzungsstrategie als Beispiel für andere Kulturvereine. Das Schloßmuseum Weitra, mit angeschlossener Bierausstellung, ist täglich (außer Montag und Dienstag) von 9.30 bis 17.30 Uhr bis Oktober geöffnet.

Neue NÖN/Gmünder Zeitung, 26. 5. 1995

Wiesenreith (Marktgemeinde Waldhausen)

Desolater Zustand des Meierhofs gehört nun der Vergangenheit an

Für die Revitalisierung des Meierhofes wurde die Familie Görgl kürzlich mit der „Goldenen Kelle“ ausgezeichnet. Bereits um 1100 errichteten die Kuenringer einen Herrschaftssitz, der jedoch verfiel. Im Jahr 1720 wurde der Meierhof erbaut und seither bewirtschaftet. In diesem Jahrhundert wechselten mehrmals die Besitzer, bis sich 1989 Anton und Ernestine Görgl in diesen „Bauernhof“ richtig verliebten und ihn schließlich erwarben.

Eingestürzte Gewölbe, rissige Mauern, katastrophal und desolat — ein trauriges Bild bot dieser Gutshof. Nur die Dächer waren einigermaßen gut. Seither geht es ständig aufwärts. Viel persönlicher Einsatz und Idealismus sowie viele Arbeitsstunden waren und sind noch immer notwendig, um den großen Komplex zu renovieren, wobei man mit Architekt DI Georg Thurn-Valsassina einen ausgezeichneten Berater fand.



Revitalisierter Meierhof

(Foto: Ernestine Görgl, Niedernondorf)

Ernestine und Anton Görgl, die sich damit einen Jugendtraum erfüllt haben, meinen: „Schafe, Hühner, Gänse und Enten bevölkern den Hof und sausen frei herum. Unser Haus strahlt Ruhe und Geborgenheit aus und gibt uns genügend Lebenskraft für viele neue Ideen.“ Auch Bürgermeister Josef Auer freut sich über die gelungene Renovierung: „Dieses Gebäude wäre verfallen, so aber ist es eine Bereicherung und Belebung für gesamt Wiesenreith.“ *Neue NÖN/Zwettler Zeitung, II. 5. 1995*

Ybbs

125 Jahre Freiwillige Feuerwehr

125 Jahre Freiwillige Feuerwehr Ybbs. 20 Jahre Feuerwehrjugend Ybbs. Mit einem Festakt wurde gebührend gefeiert. 1870 wurde die FF Ybbs gegründet. Damals unter den Eindrücken des verheerenden Großbrandes in Ybbs von 1868. Heuer feiert man das 125jährige Bestandsjubiläum. Den Höhepunkt bildete ein Festakt, zu dem neben zahlreichen Ehrengästen, u. a. Bürgermeister Anton Sirlinger und Bezirksfeuerwehrkommandant OBR Ing. Johann Landstetter, auch Abordnungen der Gendarmarie, des Roten Kreuzes, benachbarter Feuerwehren und der FF Kraiburg, der Partnerfeuerwehr aus Bayern, gekommen waren.

Sichtlich stolz präsentierte der Kommandant der FF Ybbs, HBI Alois Geyrecker, seine Mannen und sein Feuerwehrgebäude samt Ausrüstung. „Die Anforderungen erhöhen sich immer mehr, nicht zuletzt auf Grund der Autobahn. Doch die FF Ybbs ist stolz darauf, sagen zu können, daß ihre Einheit den Anforderungen entspricht“, so Alois Geyrecker.

Gefeiert wird 1995 aber auch das 20jährige Bestandsjahr der Feuerwehrjugend Ybbs. Diese wurde von ABI Karl Amstler gegründet und hat in der Zwischenzeit bereits 83 Jungfeuerwehrmänner ausgebildet. Im Rahmen des Tages der offenen Tür präsentierte die Feuerwehrjugend auch eine Ausstellung über ihren Werdegang in den letzten 20 Jahren.

Auch Ehrungen wurden ausgesprochen. Walter Aigner vom Roten Kreuz Ybbs erhielt das Verdienstabzeichen III. Klasse des NÖ Landesfeuerwehrverbandes, Karl Kerschbaumer das VZ III. Klasse des Österreichischen Bundesfeuerwehrverbandes, und der Kraiburger Kreisbrandrat Karl Neulinger erhielt die Erinnerungsmedaille für internationale Feuerwehrkameradschaft.

Umrahmt wurden der Festakt und die von Dechant Alois Angelmayer gehaltene Florianimesse von der Musikkapelle des PTZ Ybbs.

Christian Eplinger, Neue NÖN/Melker Zeitung, 4. 5. 1995

Zwettl

Museen als leblose Sammlungen gehören der Vergangenheit an

Die Arbeitsgemeinschaft Heimatforschung im Bildungs- und Heimatwerk und der Museumsverein Zwettl luden zum 1. Zwettler Museumsgespräch ein. Die Vertreter fast aller Museen aus dem Bezirk sowie einige aus Nachbarbezirken folgten diesem Ruf. Nach einer Besichtigung des Stadtmuseums mit der Multivisions-Diaschau „Jenseits der Donau“ trafen sich die Teilnehmer zu einem Informationsaustausch, bei dem die Arbeit, die Projekte und die Probleme der einzelnen Museen intensiv erörtert wurden. In vielen Beiträgen kamen die Bereitschaft und der Wunsch zu engerer Zusammenarbeit der Museen in der Region zum Ausdruck. Dr. Johann Hagenauer von der Interessensgemeinschaft der NÖ Museen zeigte sich erfreut über die Vielfalt der Museen im Raum Zwettl, sie reicht immerhin vom Geologie-Lehrpfad über die Brettersäge, Hammerschmiede, Hoar- und Webstub'n, Dorf-, Gemeinde- und Stadtmuseum bis hin zu Spezialmuseen, wie wir sie vor allem in Allentsteig, Schloß Rosenau und am Dürnhof finden. Bemerkenswert ist weiters, daß fast alle Museen bemüht sind, die Besucher aktiv einzubinden. Das Museum als tote Schausammlung oder begehbares Depot ist eindeutig passé, und die Museen des Bezirkes Zwettl beschreiten hier sicherlich den richti-

gen Weg. Die Teilnehmer diskutierten aber auch konkrete Möglichkeiten der Zusammenarbeit, und in absehbarer Zeit wird sicherlich das eine oder andere Projekt — speziell im Bereich der gemeinsamen Werbung — verwirklicht werden.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 26. 5. 1995

Japaner auf der Spur des Minnesängers

Ein japanischer Universitätsprofessor, der in Österreich auf Studienreise ist, stattete vor kurzem Bürgermeister Franz Pruckner einen Besuch ab.

Keiichi Hayashibe, ein Germanistikprofessor aus Japan, erhielt von der Universität Tokyo einen einjährigen Urlaub und ein Stipendium, um sich in Europa über die Heimat Walthers von der Vogelweide zu informieren. Neben Stationen in Südtirol und Deutschland besuchte er gemeinsam mit Reg.-Rat Dr. Franz Trischler und Heimatforscher Walter Klomfar das ehemalige Dorf Walthers bei Hörmanns mit dem rekonstruierten Dorfbrunnen und zeigte sich von den Forschungen sehr beeindruckt.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 16. 6. 1995

Alte Kuenringerburg muß vor dem Verfall gerettet werden Kulturjuwel aus dem 11. Jahrhundert als Museum?

Durch einen vor kurzem ausgestrahlten ORF-Bericht dürfte die Kuenringerburg aus ihrem „Dornröschenschlaf“ erwacht sein. Eine mögliche Nutzung als Museum würde aber Millionen kosten. Mit Staunen reagierte zum Teil die Zwettler Bevölkerung, wußten doch die wenigsten, daß es in Zwettl eine Kuenringerburg gibt. Die Propstei beherbergt dieses Kulturjuwel aus dem 11. bis 12. Jahrhundert, das im unteren Trakt noch fast zur Gänze erhalten ist. Die Reste sind jedoch zum Teil baufällig und bedürfen einer Sanierung.

Eigentümer der gesamten Propstei ist die Anteilsverwaltungssparkasse Zwettl-Allentsteig, die laut Denkmalschutzgesetz dieses Gebäude nicht verfallen lassen darf. Im Laufe der Jahre wurden in die Propstei schon viele Millionen investiert, nämlich zur Renovierung der Kirche, der Karners, der Michaelskapelle und der Kreuzwegstationen. Da die Anteilsverwaltungssparkasse jedoch nur die Liegenschaften und das Aktienkapital verwaltet, besitzt diese nicht die finanziellen Mittel, um die Burgrelikte soweit zu sanieren, daß sie für die Öffentlichkeit eventuell als Museum genützt werden können.

„So desolat, wie manche glauben, sind die Reste nicht, es gehört aber etwas gemacht“, erklärte Dir. Gerhard Mengl und meinte weiter: „Rund zwei bis zweieinhalb Millionen Schilling kostet die Sanierung. Diese ist jedoch nur eine Absicherung und Endsicherung, um den Verfall zu stoppen.“ „Eine ideale und fantastische Lösung“, so Dir. Mengl, wäre der Vorschlag, hier ein Kuenringermuseum für die Kuenringerstadt Zwettl einzurichten, denn bereits vor der Gründung des Stiftes waren in Zwettl eine Pfarre und ein Gut vorhanden — die spätere Propstei.

„Gerade für eine Kuenringerstadt wäre ein Museum großartig, und die Propstei ist dafür gut geeignet“, meint auch Bürgermeister Franz Pruckner, der dieser Idee positiv gegenübersteht. Kulturgüter erhalten, Museum einrichten — Tourismus fördern, das ist wie ein zweischneidiges Schwert. Dem Bundesdenkmalamt wurde im Zuge des Sparpaketes das Budget um die Hälfte gekürzt. Bleiben also drei Fragen, die bei einer Museumsgründung geklärt werden müssen: die Finanzierung — Bund, Land NÖ, die Gemeinde sowie private Sponsoren müßten finanziell kräftig einspringen —, wer übernimmt diese Aufgabe, die mit viel Arbeit verbunden ist? Und: Wer stellt die Exponate für eine Ausstellung zur Verfügung? Sinnvoll wäre vielleicht die Gründung eines Vereines „zur Erhaltung der Kuenringerburg“, wie es Rupert Leutgeb anregte, mit dem späteren Ziel, dort eine Dauerausstellung über die „Väter der Stadt“ — die Kuenringer — einzurichten.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 16. 6. 1995

Buchbesprechungen

Friedrich Prinz (Hg.), **Deutsche Geschichte im Osten Europas. Böhmen und Mähren** (Berlin: Siedler Verlag 1993) 544 Seiten, 117 einfarbige und 18 mehrfarbige Abbildungen, öS 998,— (bei Abnahme aller zehn Bände der Reihe: öS 764,—)

Dem vorliegenden, reich illustrierten und in Leinen (mit Blindprägung) gebundenen Buch hat der Prager Historiker Jiří Pešek kürzlich eine ausführliche und außerordentlich kritische Besprechung gewidmet¹⁾, deren Tenor einleitend kurz resümiert sei. Den das Mittelalter (bis 1526) behandelnden Teil, der den renommierten deutschen Mediävisten und Verfassungshistoriker Peter Moraw zum Autor hat, kritisiert Pešek noch ziemlich respektvoll. Er wirft Moraw unter anderem vor, nur einen kleinen Teil der Werke der modernen tschechischen Historiographie verwendet zu haben. Seine häufig schiefen Urteile und Schlußfolgerungen entspringen „aus der Überbewertung (der unangebrachten Verabsolutierung) rechtshistorischer Momente in der Geschichte und wohl auch aus der zu wenig komplexen und eingehenden Kenntnis der tschechischen Quellen und Literatur — der Autor übernimmt praktisch alle Informationen aus zweiter Hand“²⁾

Dem dreihundertseitigen Teil gegenüber, der die Zeit von 1526 bis 1948 behandelt und der von Friedrich Prinz, dem Inhaber des Lehrstuhls für Mittelalterliche Geschichte und Vergleichende Landesgeschichte an der Universität München, verfaßt wurde, läßt Pešek den Respekt ausdrücklich fallen.³⁾ Er beanstandet zunächst die Unausgewogenheit und Verworrenheit der Darstellung, die zum Beispiel darin ihren Ausdruck finde, daß es unter der Überschrift „Der Prager Fenstersturz“ (S. 189-193) „zu keinem Fenstersturz kommt, weil das Kapitel ausschließlich der Regierung Ferdinands I. gewidmet ist [. . .]. Der Fenstersturz kommt erst drei Kapitel später an die Reihe. [. . .] Daß z. B. die politisch und insbesondere kulturell bedeutsame Statthalterschaft Ferdinands von Tirol nicht einmal erwähnt wird, kann niemanden mehr überraschen.“⁴⁾ (Ferdinand II. von Tirol bekam 1544 einen eigenen Hofstaat in Prag, wo er von seiner Bestellung zum kaiserlichen Statthalter in Böhmen im Jahre 1547 bis zu seiner Übersiedlung nach Innsbruck 1566 residierte, repräsentierte, seine noch heute weltberühmten Sammlungen begründete, Philippine Welser heiratete, unzählige Feste feierte und sich in enorme Schulden stürzte.⁵⁾ Pešek führt in der Folge Beispiele für die sich nicht selten auf unverständliche Andeutungen beschränkenden oder lückenhaften (mit ‚antitschechischer‘ und ‚prodeutscher‘ Tendenz) oder schlicht fehlerhaften Ausführungen von Prinz an. Es kann hier nicht die scharfe, zum Teil sarkastische, meines Erachtens manchmal übers Ziel schießende Kritik Pešeks an Prinz' Text ausgebreitet werden. Sein abschließendes Gesamturteil lautet: „Der Autor trug zum Thema [zur Geschichte der Deutschen Böhmens und Mährens; Th. W.] nichts Neues bei und begnügte sich beinahe mit wahllosen Kommentaren zu unsystematischen Exzerpten aus dem heute schon ein Viertel Jahrhundert alten, von Karl Bosl redigierten Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder, zu dem er selbst einst beigetragen hatte.“⁶⁾

Es zeigt sich jedenfalls einmal mehr, daß die Geschichte des Mit-, Neben- und Gegeneinanders der Tschechen und Deutschen in Böhmen und Mähren im 19. und vor allem im 20. Jahrhundert noch

¹⁾ Český časopis historický 93 (1995), S. 117-125.

²⁾ Ebd., S. 119.

³⁾ Ebd., S. 120.

⁴⁾ Ebd.

⁵⁾ Vgl. Josef Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, Bd. 1 (Innsbruck 1885); zuletzt: Jaroslav Pánek, Der Adel im Turnierbuch Erzherzog Ferdinands II. von Tirol (Ein Beitrag zur Geschichte des Hoflebens und der Hofkultur in der Zeit seiner Statthalterschaft in Böhmen), in: Folia Historica Bohemica 16 (Praha 1993), S. 77-96.

⁶⁾ Pešek, Rezension (wie Anm. 1), S. 124.

immer so „heiß“ ist, daß viele Historiker beider Seiten bis heute nicht *sine ira et studio* darüber sprechen können und nicht ohne gegenseitige Beschuldigungen auskommen.

Insbesondere die von Friedrich Prinz verfaßten rund zwei Drittel des Buches — für eine Kritik des die moderne tschechische Historiographie stärker nutzenden, meines Erachtens durchaus lesenswerten und anregenden Mittelalter-Teils von Peter Moraw fühle ich mich fachlich zu wenig kompetent — kranken tatsächlich nicht zuletzt daran, daß sie sich hauptsächlich auf ältere Literatur stützen und die äußerst reichhaltige tschechische Forschung beinahe vollständig ignorieren. Die meisten der zum Teil krassen sachlichen Fehler, von denen im folgenden eine Auswahl vorgestellt wird, wären aber selbst unter diesen Voraussetzungen vermeidbar gewesen. Nicht „die böhmischen Stände“ hatten rund zwei Drittel der Kosten der Türkenkriege Ferdinands I. zu tragen (S. 190), sondern die Stände (bzw. die Stände und Untertanen) der böhmischen Länder, also Böhmens, Mährens, Schlesiens, der Ober- und der Niederlausitz. Auch 1742 betrug die „Steuerkraft Böhmens innerhalb des Habsburgerreiches“ natürlich keineswegs „etwa 65 Prozent“ (S. 231). 1740 machte der Anteil der böhmischen Länder an der gesamten Kontribution 54,1 % aus, jener der österreichischen Länder 17,3 und jener der ungarischen Länder 28,6 %; 1749 belief sich der Anteil der (seit 1620/35 um die beiden Lausitzen und seit 1740/42 um den Großteil Schlesiens verkleinerten) böhmischen Länder an den Netto-Staatseinnahmen auf rund 34 %, jener der österreichischen Länder auf etwa 39,5 und jener der ungarischen Länder auf ungefähr 26,5 %.⁷⁾ Kaiser Maximilian II. ist bekanntlich 1576 gestorben; Prinz läßt ihn 1579 noch regieren (S. 260). Er spricht auch von der „Ermordung König Heinrichs IV. (1619)“ (S. 270); Ravaillac schwang seinen tödlichen Dolch bereits am 14. Mai 1610. Krumau fiel nicht 1611, nach dem Tod des letzten Rosenbergers Peter Wok, an Kaiser Rudolf II. (S. 273), Peter Wok verkaufte dem Kaiser Schloß und Herrschaft Krumau vielmehr bereits im Jahre 1602 und verlegte seine Residenz nach Wittingau. Melchior Khlesl war nicht „Kardinalerzbischof von Wien“ (S. 202); Wien wurde erst 1722 zum Erzbistum erhoben. Auf S. 204 muß es statt „Ferdinand III.“ richtig „F. II.“ heißen, auf S. 230 und 248 dafür umgekehrt statt „F. II.“ recte „F. III.“ (Diese Verwechslungen hatten den kuriosen Registereintrag „Ferdinand III. s. Ferdinand II.“ auf S. 530 zur Folge!) Der Autor der „Böhmischen Geschichte“ der Jahre 1602 bis 1623 heißt nicht „Paul Skola von Zhoř“ (S. 206 und Register S. 536), sondern „Pavel (Paul) Skála von Zhoř“. Nur jemand, der nicht einmal über die Grundzüge des Verlaufs des Ständeaufstands der Jahre 1618 bis 1620 informiert ist, kann die Behauptung aufstellen, die Jesuiten seien durch den Erlaß einer mit dem böhmischen „Ausweisungsdekret vom 9. [recte: 1.] Juni 1618 [...] gleichzeitigen Proskription seitens der mährischen Stände“ (S. 208) auch aus Mähren ausgewiesen worden. Die Ausweisung der Jesuiten aus Mähren erfolgte natürlich erst nachdem sich die Mährer Anfang Mai 1619 dem böhmischen Aufstand angeschlossen hatten (das Patent der mährischen Direktoren über die Landesverweisung der Jesuiten datiert vom 6. Mai 1619).⁸⁾ Die Bezeichnung „Habaner“ (S. 213 und 220) für die mährischen (Wieder-)Täufer des 16. und frühen 17. Jahrhunderts ist ein Anachronismus: „Habaner“ ist die erst um 1800 aufgekommene slowakische Bezeichnung für die katholisch gewordenen und slowakisch sprechenden Nachkommen der 1622 aus Mähren vertriebenen Hutterischen Brüder in der westlichen Slowakei/Oberungarn. Die Böhmisches Hofkanzlei wurde nicht, wie Prinz in seiner Einleitung behauptet (S. 16), 1748 von Prag nach Wien verlegt. Vielmehr wurde die böhmische Kanzlei spätestens 1624 auf Dauer an das Hoflager und damit nach Wien transferiert. (Auf S. 231 spricht Prinz selbst von der „seit 1624 in Wien sitzende[n] böhmische[n] Hofkanzlei“!) 1749 wurden die Österreichische und die Böhmisches Hofkanzlei aufgehoben, ihre Kompetenzen gingen auf das neue Directorium in publicis et cameralibus und auf die ebenfalls neugeschaffene Oberste Justizstelle über. (Durch die Kaunitzische Staatsreform wurde 1761 das Directorium zerschlagen und die Finanzverwaltung in der obersten Instanz von der politischen Verwaltung wieder getrennt. Die „Publica und Politica“ wurden der neugegründeten „Böhmischen und Österreichischen Hofkanzlei“ übergeben.)

⁷⁾ P(eter) G. M. Dickson, Finance and Government under Maria Theresia, 1740-1780, 2 Bde. (Oxford 1987), hier Bd. 2, S. 384 und 398 f.

⁸⁾ Vgl. z. B. P. Alois Kroess SJ, Geschichte der Böhmisches Provinz der Gesellschaft Jesu, Bd. II/1 (Wien 1927), S. 172 und 283-294.

Schier unglaublich ist, daß Prinz, der Autor der Bücher „Hans Kudlich (1823-1917)“ (München 1962) und „Prag und Wien 1848“ (München 1968), vom „Erlaß der Pillersdorfschen Konstitution vom 15. März 1848“ spricht (S. 241); die Verfassung wurde in Wirklichkeit am 25. April 1848 verkündet. Das Jahr 1864 liegt nicht „nach der Erbauung des berühmten tschechischen Nationaltheaters“ (S. 461), zu diesem wurde vielmehr erst 1868 der Grundstein gelegt. Die „Königlich Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften“ wurde nicht 1879 gegründet (S. 444), sondern rund 100 Jahre früher (1784). Überdies war sie keineswegs eine exklusiv tschechische Gesellschaft, wie Prinz behauptet bzw. suggeriert, sondern sie war „böhmisch“ im Sinne des (in erster Linie und am längsten von Adelligen repräsentierten) Landespatritismus der Aufklärung und der Romantik. (Auf S. 288 schreibt Prinz selbst von dem „Deutsche wie Tschechen umfassenden böhmischen Landespatritismus, unter dessen Zeichen noch unter Kaiser Joseph II. die königlich-böhmische Gesellschaft der Wissenschaften wie das Ständetheater, bald darauf auch das Prager Konservatorium und 1818 endlich das Nationalmuseum gegründet wurden.“) Die seit dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 alle zehn Jahre fälligen Verhandlungen über die sogenannte „Quote“, also den Anteil der beiden Staaten an den Kosten der „pragmatischen“ Angelegenheiten nach Abzug der gemeinsamen Zolleinnahmen, wurden nicht von den Delegationen (S. 342) geführt, sondern von den aus je 15 Delegierten beider Parlamente bestehenden (Quoten-)Deputationen. Die beiden sechzigköpfigen Delegationen waren hingegen für die jährliche Beratung und Beschlußfassung des vom gemeinsamen Ministerrat ausgearbeiteten Budgetgesetzes zuständig. Die (progressive) Einkommensteuer wurde nicht von der Regierung Taaffe eingeführt (S. 349), sondern erst 1896 und war lange Zeit nur wenig ergiebig (im Jahre 1908 beispielsweise machte die Personaleinkommensteuer nur 5 % der gesamten Staatseinnahmen der österreichischen Reichshälfte aus), sodaß keine Rede davon sein kann, daß „damit der defizitäre Staatshaushalt saniert“ wurde (ebd.). Joseph A. Schumpeter war natürlich auch „Soziologe und Politologe“ (S. 443), in erster Linie aber Nationalökonom. Auf S. 460 und 462 wird „Logik“ mit „Logistik“ verwechselt (S. 462: „Wiener Schule der Logistik“!).

Alles in allem ist der Großteil des Buches trotz mancher lesenswerter Passagen und bedenkenswerter Urteile kein Ruhmesblatt für die deutsche Geschichtsschreibung. Wer sich für die Geschichte der Deutschen in Böhmen und Mähren interessiert und nach konzisen, den neuesten Forschungsstand sowohl der deutschen als auch der tschechischen Historiographie berücksichtigenden Überblicksdarstellungen in deutscher Sprache sucht, ist jedenfalls mit den einschlägigen Büchern von Jörg K. Hoensch besser bedient, obwohl sie „die Deutschen“ nicht im Titel führen.⁹⁾ Eine bi- bzw. trilaterale, von Tschechen, Deutschen und Österreichern verfaßte Geschichte der böhmischen Länder und der historischen Rolle und Schicksale der Deutschböhmern und Deutschmährer bleibt ein Desiderat.

Thomas Winkelbauer

⁹⁾ Jörg K. Hoensch, *Geschichte Böhmens. Von der slavischen Landnahme bis ins 20. Jahrhundert*. 2., aktualisierte u. verb. Aufl. (München 1992); ders., *Geschichte der Tschechoslowakei*. 3., verb. u. erw. Aufl. (Stuttgart 1992).

Andrea Komlosy/Václav Bůžek/František Svátek (Hg.), **Kulturen an der Grenze. Waldviertel — Weinviertel — Südböhmen — Südmähren** (Wien: Promedia und Waidhofen an der Thaya: Waldviertel-Akademie 1995) 366 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, öS 350,—

Der Band stellt mindestens einen Zwischenbericht über ein seit 1990 laufendes „interdisziplinäres österreichisch-tschechisches Ausstellungsprojekt“ dar und ist — deutsch wie tschechisch — gleichzeitig mit der Präsentation einer Wanderausstellung erschienen, die im Frühjahr und Sommer 1995 an mehreren Orten südlich und nördlich der Grenze (im Waldviertel etwa in Weitra und in Horn) präsentiert wurde. Er ist also mit seinen 42 Beiträgen und vielen Bildern so etwas wie ein Begleitbuch zur Ausstellung, ohne einen Katalog derselben darzustellen. Viele Bilder und Karten, die in der Ausstellung präsentiert werden, sind in dem Band ebenfalls wiedergegeben. Die Wahl des Formates und die Anordnung in drei Spalten haben dazu geführt, daß eine große Menge von Text in dem Band unter-

gebracht werden konnte. Autoren aus beiden Ländern versuchen unter den Stichworten „Landschaft“, „Das Bild der Grenze“, „Materielle Kultur und Alltag“, „Kunst“, „Regionale Identität“ und „Migration und Vertreibungen“ verschiedene Aspekte der keineswegs immer einfachen Nachbarschaft, die trotz jahrhundertelanger gemeinsamer Herrscher alles andere als friktionsfrei war und sich nicht erst nach 1945 zur Feindschaft entwickelte, darzustellen. Es liegt in der Natur der Sache, daß man bei gemeinsamen Projekten diese Antagonismen eher in den Hintergrund schiebt. Es spricht aber für die Ernsthaftigkeit des Projektes und der einzelnen Arbeiten, daß die sogenannten „heißen Eisen“ der Vergangenheit durchaus angesprochen werden. Was hätte man aber auch im Wald- und Weinviertel tun sollen, wo Grenzverschiebungen und Vertreibungen, die in den letzten achtzig Jahren erfolgt sind, noch durchaus lebendig und als schreckliche Erinnerung bekannt sind. Vielleicht unterschätzen einzelne Autoren des Bandes diese Tiefe der Emotionalitäten, die über wissenschaftliche Darlegungen hinaus wirksam bleiben und nicht kognitiv abgebaut werden können. Vielleicht ist aber auch die Grundfrage, nämlich die nach der Stellung und der Wertung des jeweiligen Nationalismus, noch nicht genügend reflektiert und schon gar nicht — von den beiden Seiten — gleichmäßig beantwortet. Vielleicht vermag das Buch aber auch den emotionalen Erinnerungen, wie sie in Ausstellungen, Heimatbüchern u. dgl. gepflegt und — wegen der Unreflektiertheit — unkontrolliert nächsten Generationen weitergegeben werden, nicht zu begegnen, weil es bestimmte emotionale Fragen, wie die nach der Heimat und der Identifikation mit der Vergangenheit, doch nicht in einer allgemein als akzeptierbar empfundenen Form zu vermitteln und zu behandeln versteht.

Das bedeutet keine Kritik an dem Buch und an seinen einzelnen Beiträgen; das will vielmehr auf die Schwierigkeiten hinweisen, vor die sich ein derartiges Projekt gestellt sieht. Darum kann es wohl nicht bei dieser einen Ausstellung und bei diesem einen Begleitbuch bleiben. Es wird — historisch wie gegenwartsbezogen — in vielfacher Hinsicht weitergearbeitet werden müssen. Das zeigt schon die Tatsache, daß jedem Aufsatz in diesem Band im Durchschnitt gerade neun Seiten zur Verfügung standen, was in manchen Beiträgen zu Verkürzungen führen mußte.

Es bleiben aber auch Themen ausgespart, die noch untersucht werden müssen. Dabei zeigt es sich, daß regionale Unternehmungen, wie das gegenständliche, ihre besonderen Schwierigkeiten daran haben, wenn auf größerer Ebene noch keine einschlägigen und entsprechenden Projekte angefangen, durchgeführt und akzeptiert worden sind. Man wird sich immer schwer tun, religiöse Probleme darzustellen, wenn über die politisch-religiösen Entscheidungen des 15. und des 17. Jahrhunderts (in Böhmen) und ihre Bewertung sowie ihre Folgen noch immer kein Konsens in der Forschung und im allgemeinen Bewußtsein vorhanden ist. Darum sind die beiden Aufsätze von Thomas Winkelbauer über die Herren von Liechtenstein und ihre Bedeutung im Grenzland sowie jener über die Glaubensflüchtlinge, der in etwas erweiterter Form in der Zeitschrift des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich erschienen ist, als besonders qualitativ anzusehen. Es ist schade, daß nur noch ein Beitrag des ehemaligen Zwettler und nunmehrigen Admonter Stiftsarchivars Johann Tomaschek über „Ordensmänner und Weltpriester“ diesen kirchlich-religiösen Bereich betrifft und daß die interessanten, bis in die nahe Vergangenheit reichenden Probleme in den protestantischen Bekenntnissen, die an der Grenze kumulierten, ausgespart geblieben sind.

Es dürfte in dem Band eine Menge von Dingen geben, die Ärger und Widerspruch erregen werden; das beginnt mit der Art, in der die Ortsnamen wiedergegeben sind. Die Zusammenfassung der staatlichen Politik gegen die jeweils andere Bevölkerungsgruppe unter dem gemeinsamen Titel „ethnische Homogenisierung“ scheint gewissermaßen Äpfel mit Birnen zu vergleichen. Die Behandlung der Deutschen nach 1945 als „Aussiedlung“ (S. 323 ff.) zu bezeichnen, kann nicht einmal mehr als euphemistisch angesehen werden — was ist mit den Geschändeten, den Ermordeten, den zu Tode Gemarterten? Der Widerspruch zwischen manchen Bild- und anderen Texten aus der Vergangenheit, die in dem Band abgebildet sind, und den Aussagen in dem zugehörigen Aufsatz wird Emotionen auch nicht gerade unterdrücken helfen.

Und es wird in dem Band eine — nach Meinung des Rezensenten erheblich größere — Menge von Dingen geben, die auf Zustimmung und Anerkennung stoßen werden. Da ist die sorgsame Aufarbeitung der Problematik der Grenzziehung und der Bedeutung der Grenze zu verschiedenen Zeiten, da

ist die Darstellung über die Verkehrsrouten, die auch den gängigen landesgeschichtlichen Untersuchungen zugute kommen sollte, da sind verschiedene volkskundliche Beobachtungen, die auch emotional ansprechend empfunden werden sollten.

Ein gewisses Übergewicht der tschechischen Beiträge dürfte nicht zu leugnen sein. So finden sich über die Stadtfunktionen im niederösterreichischen Teil des Grenzraumes verhältnismäßig wenige Aussagen. Das allein wäre etwa bei einer Fortsetzung des Projekts zu beheben.

Bei einer solchen sollte man vielleicht auch über eine gewisse Ent-Intellektualisierung und einfachere Aufbereitung nachdenken, wobei gleichzeitig die Tiefe der Untersuchung erhalten bleiben müßte. Insgesamt aber kann — gerade die kritischen Anmerkungen wollen das zeigen — der Band wirklich empfohlen werden. Er bietet eine Fülle an Informationen, gibt aber auch genügend Grund zum Nachdenken. Das dürfte ja ein erster Schritt in die richtige Richtung sein, nämlich eine nüchterne Aufarbeitung der Probleme, die sich aus dem Nebeneinander von Staaten und Völkern im Grenzbereich ergeben, der noch dazu im Verlauf der Jahrhunderte immer wieder zu einem wichtigen Faktor in der territorialen Dimension europäischer Geschichte geworden ist.

Eine Anmerkung kann der Rezensent aber nicht unterdrücken: Wäre es nicht möglich gewesen, ein Buch dieses Formates (22,5 cm hoch, 26,3 cm breit) und dieses Umfangs (19 mm Rückenstärke) mit einem festen Einband auszustatten? Das dürfte nicht nur eine Frage der Haltbarkeit, sondern auch der Gebrauchsmöglichkeit des Bandes sein! Dafür ist der günstige Preis positiv hervorzuheben, um den das Buch gekauft werden kann. Es sollte wirklich bei allen, die sich mit der Eigenart des Waldviertels beschäftigen, vorhanden sein.

Gustav Reingrabner

Bertrand Michael Buchmann, **Daz jemant singet und sait . . .** Das volkstümliche Lied als Quelle zur Mentalitätsgeschichte des Mittelalters (Frankfurt/Main—Berlin—Bern—New York—Paris—Wien: Peter Lang GmbH/Europäischer Verlag der Wissenschaften 1995) 342 Seiten mit zahlreichen Notenbeispielen, öS 741,—

Die Frage nach dem, wie es wirklich gewesen ist, treibt Historiker wie Germanisten zu immer neuen Überlegungen. Die Fakten vergangener Geschehnisse sind, so weit es geht, erforscht. Weil man aber wissen will, wie und warum es zu diesen Geschehnissen gekommen ist, hat man andere Fragen entwickeln müssen bzw. andere Quellen zu erschließen gehabt. Und schließlich will man ja auch etwas über jene Menschen wissen und erfahren, die in diesen Geschehnissen drinnen standen und sie erlebten, deren Leben also dadurch determiniert wurde. So sind alle die Formen der Sozial-, der Geistes-, der Kultur- und schließlich auch der Mentalitäts- oder der Mentalitätsgeschichte entstanden, die derzeit die Methodenvielfalt historischer Forschung darstellen. Dabei zeigt es sich immer wieder, daß verschiedene Forscher mit dem gleichen Namen unterschiedliche Absichten und Fragestellungen verbinden, daß es also — weithin — an allgemein akzeptierten Begriffsdefinitionen ebenso mangelt wie an multilateral angelegten Theorien. Es scheint zudem fast so zu sein, als ob jede neue Methode bis ans äußerste ausprobiert werden muß, also so weit, daß sie sich selbst als überzogen und daher als eher unbrauchbar erweist. Schließlich muß dann auch noch an alle möglichen Texte und — literarischen wie nichtliterarischen — Quellen mit der Sonde dieser neuen Methode herangetreten werden, also so lange versucht werden, eine Methode an neuem „Material“ zu operationalisieren, bis die Methode ganz sicher überdehnt wird. Dabei läßt sich natürlich nicht leugnen, daß die Ausweitungen der Fragestellungen immer wieder neue Erkenntnisse gebracht haben, daß bereits bekannte Texte und Quellen aufgrund neuer Fragestellungen und anderer methodischer Aufbereitungen auch in bisher ungeahnter Weise zum Sprechen gebracht werden können. Daß das schon wegen des sich in bestimmten Bereichen historisch orientierter Forschung allmählich einstellenden Mangels an „neuem“, also unbekanntem Material als erforderlich erweist, ist auch klar.

Das betrifft vor allem jene Perioden, in denen der erhaltene Text- und Quellenbestand mengenmäßig begrenzt und allmählich doch bereits weitgehend aufgearbeitet worden ist. Es ist also — um das klassische Beispiel anzuführen — im Blick auf die Auslegung von biblischen Texten eindeutig erfor-

derlich, neue methodische Wege zu gehen. Das trifft aber allgemach auch schon auf die Mediävistik zu, ist doch der Bestand an literarischen Texten — und auch weitgehend an Urkunden — bekannt und auch schon untersucht. Es trifft also eine — auch anderswo bemerkbare — gewisse Krise der Literaturgeschichte mit neuen historischen Interessen und Fragestellungen zusammen.

An dieser Schnittstelle ist Buchmanns Darstellung angesiedelt. Er fokussiert an einer Reihe von literarischen Texten („volkstümliches Lied“) aus dem hohen und späten Mittelalter verschiedene Ansätze, die etwa den Anlaß des Werkes, seinen historischen Platz, seine Adressaten, die Aussagen in ihre Relation zu den bekannten Geschehnissen stellen. Dabei beweist er eine ganze Menge überraschender Kenntnisse, beschränkt er sich doch bei weitem nicht auf Regionen und Texte aus Österreich. Aus diesen Kenntnissen versucht er die „Gefühlswerte“ des literarischen Textes zu gewinnen und daraus Folgerungen für die Zeit und die Menschen zu ziehen.

Nun wird man manches als etwas gekünstelt, als zufällig und nicht unbedingt methodologisch wirklich reflektiert ansehen können — angesichts der Vielfalt der Gattungen der herangezogenen Quellen ist das aber nicht als Vorwurf oder Kritik, sondern als Hinweis auf die disparate Forschungssituation zu verstehen. Zeitlich reicht der Rahmen der von Buchmann untersuchten Lieder vom älteren Hildebrandslied bis zu Landsknechtsliedern aus der Zeit des späteren Maximilian I. In regionaler Hinsicht finden sich Texte aus und über Österreich, wie ein Klagelied über den Tod Ottokars von Böhmen, das Sempacher Lied oder erzählende Lieder über Ladislaus Posthumus, bis zu norddeutschen Texten, wie das Dithmarscher Lied. Dazwischen eingestreut hat Buchmann „Exkurse“ über die verschiedenen literarischen Gattungen, denen die einzelnen Texte angehören.

Es ist eine kenntnisreiche und eindrucksvolle Arbeit geworden, die dennoch irgendwie einen Eindruck hinterläßt, der nicht voll zufriedengestellt hat. Woran es liegt? Vielleicht an den dann doch zu wenig ausgeführten Folgerungen, an der zu wenig kompakten Auswahl, an dem doch nur begrenzten Gewinn für die „Mentalitätsgeschichte“ — vielleicht sollte man das Buch doch selbst in die Hand nehmen und damit die Antwort selbst suchen. Zu lernen ist aus ihm jedenfalls Erhebliches, und zwar auch im Blick auf methodische Überlegungen in der Geschichtswissenschaft und deren Operationalisierung.

Gustav Reingrabner

Shulamit Volkov, **Die Juden in Deutschland 1780-1918** (= Enzyklopädie deutscher Geschichte Bd. 16, München: Oldenbourg Verlag 1994) 170 Seiten, öS 233,—/531,—

Dem Charakter als „Handbuch zur deutschen Geschichte“ entsprechend bietet das Werk der Leiterin des Institutes für Deutsche Geschichte an der Universität Tel Aviv einen Überblick über die Geschichte des deutschen Judentums von der Aufklärung bis zum Ende der Monarchie. Hauptproblem der Epoche war die Frage nach „Assimilation und Dissimilation“ (Kapitel E/2), fällt ja der Beginn der Emanzipation des deutschen Judentums ebenso in die Zeit der Aufklärung wie in jene der Anfänge des deutschen Nationalismus. So erließ Kaiser Josef II. nicht nur 1782 das Toleranzpatent als „ersten Versuch den rechtlichen Status der Juden zu ändern“ (S. 3), sondern befahl darinnen den Juden auch, innerhalb von zwei Jahren die deutsche Sprache anstelle lokaler Sprachen zu verwenden (S. 12). Diese Problematik wurde durch die Grenzerweiterungen Richtung Osten verschärft. So kamen um 1800 zu den 70 000 Juden im Gebiet des späteren deutschen Kaiserreiches fast ebensoviele in Westpreußen und Posen, während das vorwiegend in Böhmen und Mähren konzentrierte Judentum der Habsburgermonarchie durch die Annexion von Galizien fast vervierfacht wurde (S. 4). Nicht zuletzt aufgrund dieser Gegebenheiten war die behandelte Epoche auch innerhalb der Judentum durch das Oszillieren zwischen Festhalten an der jüdischen Tradition und Konversion bzw. Säkularisierung gekennzeichnet. Dieser Konflikt institutionalisierte sich schließlich in der Entstehung neuer reformierter Gemeinden im Gegensatz zur Orthodoxie (S. 24 ff.).

Eine erste Zuspitzung der Situation ergab sich während der Revolution des Jahres 1848. Diese bot ebenso die „erste Gelegenheit zu einer konkreten andauernden Beteiligung von Juden an der Politik in Deutschland“ (S. 36) wie die „schlimmste Judenverfolgung der gesamten Emanzipationsepoche“;

z. B. im Elsaß und im Odenwald, aber auch in Prag und Preßburg (S. 38). Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufstieg, es „befanden sich die Juden offensichtlich in einer besonders günstigen Position, um von der Konjunktur profitieren zu können. Ihre Erfahrungen in Handel und Finanzwesen, ihre spezifischen, eigenständigen Wohlfahrtseinrichtungen und ihre Verbindungen über viele Grenzen hinweg befähigten sie zu dem Schritt vom ökonomischen Rand der Gesellschaft in ihren Innenbereich.“ (S. 43) Standen die konservativen politischen Richtungen dieser Emanzipation der Juden im Gefolge des Liberalismus von vornherein ablehnend gegenüber, wie u. a. Richard Wagners Pamphlet „Juden in der Musik“ demonstriert (S. 45), so kam es nach dem Börsenkrach 1873 zu einer verstärkten Ablehnung des Liberalismus und zur Entstehung des politischen Antisemitismus (S. 47). Die Betroffenen reagierten entweder mit verstärkter Assimilation („Austrittsgesetz“ 1876, S. 57), Rückzug auf die traditionellen Wurzeln oder eigenem Nationalismus. Die Anfänge dieser zionistischen Bewegung lassen sich in Wien ab den 1880er Jahren feststellen (S. 62). Die Krisenzeit des Ersten Weltkrieges verstärkte wieder ebenso den jüdisch-deutschen Patriotismus wie die antisemitische Agitation, z. B. gegen den späteren Außenminister Rathenau (S. 68).

Der zweite Teil des Buches bietet einen Forschungsüberblick, wobei sich das interessante Phänomen zeigt, daß die historischen Bruchlinien zwischen Assimilation und Eigenständigkeit in der Wissenschaft wiederholt wurden. Während die Vertreter der sogenannten „liberalen Schule“ die Emanzipation positiv bewerten, steht die zionistische Geschichtsschreibung dieser kritisch gegenüber (S. 71 f.). Das abschließende Literaturverzeichnis (S. 131-153) umfaßt fast 400 Werke, wobei einzelne Arbeiten zur Situation in Österreich aufgenommen wurden (z. B. N. Vielmetti, Hg.: Das österreichische Judentum, 1974), andere wichtige Publikationen aber nicht, z. B. Andrew G. Whiteside: Georg Ritter von Schönerer. Alldeutschland und sein Prophet, Graz-Wien 1981. Bei der Nennung von Tietzes Geschichte der Wiener Juden sollte statt der Originalausgabe von 1933 der Nachdruck aus dem Jahr 1987 angegeben werden. Aufgrund der Forderung, daß Arbeiten über das Landjudentum die „gewöhnliche Überbetonung der großen Stadtgemeinden“ abschwächen sollten (S. 130), überrascht z. B. das Fehlen des umfangreichen Ausstellungskataloges „Siehe der Stein schreit aus der Mauer. Geschichte und Kultur der Juden in Bayern“, hg. von Gerhard Bott (Nürnberg 1988). Trotzdem bietet das Buch von Volkov ebenso für Fachleute wie für Laien einen übersichtlichen und nützlichen Einstieg in die Materie.

Friedrich Polleroß

Monika und Michael Klein (Hg.), **Grillparzer-Bilder 1991**. Dokumentation und Bibliographie von Artikeln deutschsprachiger Zeitungen zum 200. Geburtstag des Dichters (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe 46, Innsbruck: Institut für Germanistik 1993) 129 Seiten, öS 288,—

Der Titel des vorliegenden Bandes ist leicht irreführend: Es wird hierin nicht eine „Dokumentation“, sondern eine Auswahl einschlägiger Artikel geboten; im Anschluß an diese folgt die versprochene Bibliographie, welche für den definierten Zeitraum nicht nur Artikel allgemeiner Art, sondern auch solche zu Symposien, Vorträgen, Ausstellungen, ferner Rezensionen von Primär- und Sekundärliteratur, Artikel zu Sendungen in Rundfunk und Fernsehen, Theaterkritiken, Beiträge zu Lesungen und schließlich Gedichtinterpretationen ausweist. Auflistung und Kurzvorstellung der im gegenständlichen Band mit Artikeln vertretenen Autoren bilden den Abschluß und erweisen sich angesichts des hier begehrenden Nebeneinanders von Angehörigen diverser akademischer Berufe, von Journalisten und belletristischen Publizisten als zusätzliche Hilfe für das tiefere Verständnis so mancher — oft provokanter — Äußerungen zum Thema.

Der Vielfalt an Beiträgern, unter welchen die Fachgermanisten zwar würdig, jedoch keineswegs dominierend vertreten sind, entspricht nur scheinbar eine Vielzahl an behandelten Aspekten. In Wahrheit lassen sich diese auf einige wenige Gesichtspunkte vor allem biographisch-psychologischer wie auch geistesgeschichtlicher Natur reduzieren. Gleichfalls nur wenigen Autoren ist es gelungen,

auf knappem Raum eine der Komplexität des Gegenstands angemessene essayistische Leistung zu bieten (z. B. Ulrich Fülleborn, dem emeritierten Erlangener Ordinarius). Auch von Zugang und — nicht zuletzt stilistischem — Niveau sind die hier versammelten Artikel höchst unterschiedlich, und gerade dieses Moment macht ein Verdienst des Bandes aus, an welchem künftige rezeptionsgeschichtliche Forschungen zu Grillparzer, welche naturgemäß zu allererst Jubiläen untersuchen, nicht vorbeigehen können.

Aber auch an solchen Fragestellungen weniger interessierte Leser werden viel Anregendes, wohl auch Ärgerliches, sicher jedoch Appetiterregendes in vorliegender Publikation finden — gemeint ist der Appetit auf die Lektüre von Grillparzers Werken als solchen, welche auch durch die geistreichsten Betrachtungen anderer Autoren nicht ersetzt werden kann.

Ralph Andraschek-Holzer

Karl Lukan, **Seltene Kultstätten — Sonderbare Heilige**: Kulturhistorische Wanderungen in Österreich (Wien: J & V Edition Wien, Dachs Verlagges. m. b. H. 1995) 296 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, öS 298,—

In bewährt lebendigem Stil hat Karl Lukan wieder ein Heimatkundebuch besonderer Art geschrieben, nämlich seine österreichweite Bestandsaufnahme seltener Kultstätten und Bräuche rund um „sonderbare Heilige“ aus christlicher Zeit oder älteren Datums. Dabei beruft er sich auf eine alte Weisheit, wonach Dinge nicht den Wert haben, den sie besitzen, sondern den, den wir ihnen beilegen. Doch wenn er seine subjektive Meinung ausspricht, so verschweigt er dabei nicht andere, auch kritische Betrachtungen, die es dem Leser ermöglichen, sich seine eigene Meinung etwa über auffällige Naturdenkmale zu bilden. Er stellt dem Leser auch ein umfangreiches Literaturverzeichnis, ein Ortsnamenregister und eine Übersichtskarte aller Orte zur Verfügung.

Lukan geht als erstes dem Phänomen der Wundergläubigkeit bis in unsere Tage nach, wenn er etwa vom Rasenkreuz von Eisenberg im Burgenland oder vom — rein erfundenen — heiligen Schickanus in Rohrbach in Oberösterreich berichtet. Er beschreibt, wie aus einem Bedürfnis nach Religiosität noch in unserem Jahrhundert Wallfahrten ins Leben gerufen und inszeniert wurden, etwa in die Maria-Grün-Kapelle im Wiener Prater oder in die Maria-Lourdes-Grotte in Gugging in Niederösterreich. Wie Prozessionen von Glücksspielern im Kleinen Lotto zu einer heiligen Corona pilgerten. Wie heute lebende bildende Künstler — wie Franz Xaver Ölzant, Robert Herfert, Arnold Keyserling oder Wilhelm Cerveny — oder auch Pfarrer Anderle ihre eigenen prähistorisch inspirierten Steinkreise, Steinalleen oder Erdheiligtümer errichteten.

Wie schwer macht es sich hingegen ein Urgeschichtsforscher wie Hermann Schwammenhöfer, wenn er auffällige Felsformationen wie den „Kalenderstein“ von Leodagger bei Pulkau oder den „Dolmen“ von Payerbach auf Bodenfunde aus prähistorischer Zeit hin untersucht.

Ein heute wieder propagierter Weg der Naturerkundung wird von Fritz Lukan besprochen, und ihr Mann erzählt auch, wie sie in Großschönau Wünschelrutengehen und Pendeln erlernte. Von ihr stammen auch die 41 eindrucksvollen, teils farbigen, teils ganzseitigen Photos im Buch.

Eine astronomische Ausrichtung schreiben seine beiden Namensgeber dem „Skorpionstein“ von Kautzen zu.

Auch Freimaurer läßt Lukan nicht aus, etwa beim Teufelsstein samt Obelisk und Einsiedler bzw. der Püläu-Statue im Illmauer Wald bei Kautzen. Weiters schreibt Lukan von Steinernen Stuben, von einem pyramidenartigen „Babylonischen Turm“ bei Rosenau, von Quellenheiligtümern, Höhlenkultstätten, Durchkriechsteinen, Erdställen, Näpfchensteinen, Kraftfeldern. Am „Katzenstein“ von Großradischen im Waldviertel konnte ich selbst die von Lukan beschriebenen Schalen, den Steinsitz und die Gravrur im Stein sehen. Es muß hiezu bemerkt werden, daß der Weg nach Lukans Beschreibung leicht zu finden und als Ausflugsziel sehr lohnend ist.

Daß auffällige Felsformationen oft ihre Sagen und Bräuche haben, belegt der Autor durch Zitate von Franz Kießling aus dessen Buch „Alttertümische Kreuz- und Querzüge“ (1914). Oder er befragt Einheimische über heute noch übliche Bräuche.

Lukan läßt auch Walter Pongratz, den Historiker und vormaligen Redakteur dieser Zeitschrift, wie folgt zu Worte kommen: „Ob und in welcher Dichte hier Illyrer, Kelten, Germanen oder Slawen gesiedelt haben, läßt sich nach dem Stand der derzeitigen Forschung nicht eindeutig beantworten. So ist die Frage, ob ein Teil der markanten Felsgipfel mit ihren ‚Opferschalen‘ oder ‚Opfersteinen‘ auf heidnische Kulte zurückgehen könnte, ebenso ungeklärt wie der konkrete Nachweis von Siedlungen der Kelten oder Germanen (im Waldviertel) durch charakteristische Bodenfunde.“

Als Schlußwort soll gesagt werden, daß bisher mit Ausnahme des Donau-, Krems- und Kamptales sowie des Horner und Eggenburger Raumes und des Thayatales — hier aber vorwiegend von tschechischer Seite — keine systematischen Grabungen prähistorischer Universitätsinstitute im Waldviertel durchgeführt wurden. Karl Lukan bietet seit nunmehr über vierzig Jahren genug Ansatzpunkte. Im Waldviertel und österreichweit.

Herta Puschnik

Herbert Dachs/Peter Gerlich/Wolfgang C. Müller (Hgg.), **Die Politiker. Karrieren und Wirken bedeutender Repräsentanten der Zweiten Republik** (Wien: Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung 1995) 664 Seiten, 75 Schwarzweißabbildungen, 14 Graphiken, öS 780,—

„Die Zweite Republik ‚notiert‘ heute auf der Meinungsbörse unter ihrem Wert“ (S. 338). Es ist daher erfreulich, daß dieses Buch rechtzeitig zum Republik-Jubiläum erschienen ist und so einen wichtigen Beitrag leisten kann zur Korrektur gängiger Meinungen. Es bringt die Biographien von 75 bedeutenden österreichischen Politikern der Zeit nach 1945 und bietet bis zu einem gewissen Grad indirekt eine Geschichte der Zweiten Republik unter dem Blickwinkel der herausragendsten Repräsentanten. Von ausgezeichneten Fachleuten konzipiert und geschrieben, zeichnen die einzelnen Lebensgeschichten ein Bild von der Macht des Individuums im Rahmen der politischen Entwicklung der jüngsten Vergangenheit.

Die einzelnen Biographien sind aufeinander abgestimmt, wobei der Schwerpunkt auf der Interpretation der jeweiligen Persönlichkeit liegt. Nach einem Beitrag über „Persönlichkeit und Politik“ von Wolfgang C. Müller werden die Politiker in einem — vom Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank für die Förderung der Forschung gesponserten — instruktiven Einleitungskapitel von Wolfgang C. Müller, Wilfried Philipp und Barbara Steininger in drei Gruppen eingeteilt: in die „politische Klasse“, die politische Positionselite und die politischen „Stars“. Die 75 ausgewählten Politiker (die alle ihre politische Tätigkeit bereits beendet haben) werden den politischen „Stars“ zugerechnet, die sich durch die Länge ihrer Amtszeit(en), die Anzahl der Karrierestationen und die Zahl der politischen Positionen von den anderen Gruppen positiv unterscheiden. Die Biographien zeigen den Weg in die Spitzenpositionen, das Verhalten in diesen und (soweit dies zutrifft) die Zeit „danach“. Die ausführliche Lebensbeschreibung wird jeweils ergänzt durch ein sparsames Literaturverzeichnis und eine übersichtliche Standard-Tabelle.

Die Auswahl der Persönlichkeiten (und gleichermaßen die der sie behandelnden Wissenschaftler) ist in jeder Hinsicht geglückt, die Wesensart der verschiedenen Politiker ist durchgehend treffend herausgearbeitet und die Illustrationen sind personen-typisch. Grundsätzlich kann festgestellt werden, daß kein einziger Beitrag als mißglückt bezeichnet werden müßte und eine ganze Reihe von Aufsätzen echte Kabinettstücke der Personencharakterisierung sind. Mit einer in diesem Bereich wohlthuenden Objektivität werden die Licht- und Schattenseiten im Leben und Schaffen jedes einzelnen dargestellt, und es wird eindrucksvoll gezeigt, wo die Stärke der beschriebenen Persönlichkeit liegt, und auch heikel darzustellende Persönlichkeiten werden elegant charakterisiert. Dabei liest sich dies meist geradezu spannend und ist durch die bewußte Einbeziehung von Anekdoten auch dem Geschmack eines breiteren Leserpublikums angepaßt, ohne je den Bereich der Wissenschaftlichkeit zu verlassen.

Angenehm fällt die einheitliche Konzeption auf, wofür den Herausgebern ein Extralob gebührt. Bei aller individuellen Eigenart der einzelnen Beiträge sind die großen Linien eines einheitlichen Schemas klar zu erkennen. Und wenn naturgemäß in vielen Aufsätzen dieselben Ereignisse und Personen angesprochen werden, stößt man dabei nirgends auf Widersprüche, was nicht nur von der exakt

wissenschaftlichen Arbeitsweise der 51 Mitarbeiter an dem Buche zeugt, sondern vor allem von der Einheitlichkeit der Führung durch die Herausgeber. So sind etwa die mehrfach angesprochenen Charakterzüge eines Bruno Kreisky in allen Fällen ident, ist der Ständestaat konsequent immer der „Ständestaat“ und werden die Unruhen des Jahres 1950 nie als „KP-Putschversuch“ apostrophiert.

Besonders interessant zu lesen sind die Beschreibungen des Werdegangs der einzelnen Persönlichkeiten. Man sieht, aus welch ärmlichen Verhältnissen manche gekommen sind, lernt die persönlichkeitsprägenden Einflüsse kennen und sieht, wie die individuellen Fähigkeiten und die gegebenen Rahmenbedingungen den Aufstieg in die politischen Spitzenpositionen nachdrücklich beeinflusst haben.

Der Schwerpunkt der Darstellungen aber liegt darauf, was die betreffenden Politiker und Politikerinnen in ihren Spitzenpositionen bewirkt haben und wie sie sich in dieser Position verhalten haben. Es fällt dem Rezensenten schwer, nicht einzelne Highlights hervorzuheben, aber jedes Lob für einen einzelnen Verfasser wäre eine Ungerechtigkeit gegenüber allen anderen, denn jeder Autor bemühte sich, der von ihm beschriebenen Persönlichkeit gerecht zu werden, und insofern ist das Buch ein wertvoller Beitrag zu einem bisher noch vernachlässigten Teilbereich der österreichischen Zeitgeschichte.

Für diese Zeitschrift ist der Blick auf Bezüge zum Waldviertel legitim. So liest man, daß Gewerkschaftspräsident Johann Böhm in Stögersbach geboren worden ist und im Waldviertel eine entbehrensreiche Kindheit verlebt hat (S. 78). Aus Frauenhofen bei Horn stammte Landeshauptmann Johann Steinböck, der nicht nur zu den „Politikern der ersten Stunde“ in Niederösterreich gehörte (S. 560), sondern auch einer der ersten seines Heimatbezirkes war, „der gezielt Stickstoffdünger zur Steigerung der Produktivität des Bodens einsetzte“ (S. 558). Auf Bundespräsident Rudolf Kirchschläger wirkte das Aufbaugymnasium in Horn auch persönlichkeitsprägend, er heiratete später eine Schulkollegin, begann seine Gerichtspraxis am Bezirksgericht Horn, wurde dann an das Kreisgericht Krems versetzt und war ab 1949 Gerichtsvorstand am Bezirksgericht Langenlois. Mit Genugtuung liest man, daß Landeshauptmann Siegfried Ludwig seinen ersten Dienstposten an der Bezirkshauptmannschaft Horn gar nicht gern verließ: „Diese Veränderung kam Ludwig zuerst gar nicht gelegen, hatte er doch kurz zuvor eine Kollegin aus der Sozialabteilung geheiratet und begonnen, sich in Horn eine Wohnung einzurichten. Schließlich war er jedoch bereit, seinen Lebensmittelpunkt nach Wien zu verlagern“ (S. 392). Wenn es aber zur Demonstration der Popularität von Bundeskanzler Julius Raab heißt: „In manchen verrauchten Gaststuben des hinteren Waldviertels hängt noch immer sein von der Zeit vergilbtes Bild“ (S. 476), so mag dies schon stimmen, hat aber doch mehr symbolischen Wert. Und der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß der oberösterreichische Landeshauptmann Erwin Wenzl im Zweiten Weltkrieg den ganzen Rückzug der deutschen Wehrmacht mitgemacht hat „vom Kaukasus über Südrußland, Rumänien, Ungarn und das Waldviertel“ (S. 606).

Nach fast 600 Seiten Biographien behandelt der Abschlußbeitrag von Herbert Dachs, Peter Gerlich und Wolfgang C. Müller „Politische Karrieren in der Zweiten Republik“ und versucht Verallgemeinerungen über die dokumentierte Führungsschicht zu formulieren. Vom exakten Personen- und Stichwortverzeichnis ist besonders die geschickte Auswahl der Stichworte hervorzuheben.

Wenn man bei einem so großartigen Werk wie diesem auch auf einige kleine Schönheitsfehler hinweist, so soll dies nicht als Kritik aufgefaßt werden, sondern lediglich als vielleicht doch ein wenig hilfreicher Beitrag für eine ziemlich sicher zu erwartende Neuauflage. So stört es schon, wenn man in einem so niveaувollen Buch eine Reihe von Druckfehlern findet (z. B. S. 222, 348, 360, 363, 394, 402, 404, 439, 441, 464, 469, 473, 481), und vor allem, daß das derzeitige Modewort Millennium wieder einmal mit nur einem „n“ gedruckt ist (S. 395). Vom „Politthriller des Wiederaufbaus“ zu sprechen, ist inhaltlich zwar verständlich, stilistisch aber unter dem Niveau des Buches (S. 218). Und wenn vom „Einbürgerungsgesuch des deutschen Schriftstellers Bert Brecht, eines bekannten ‚Komunisten‘“ die Rede ist (S. 232 f.), so hat man den Eindruck, daß der Autor der Meinung ist, der Leser habe keine Ahnung, wer Bert Brecht war. Der Vorarlberger Landeshauptmann Herbert Keßler ist Ehrenbandträger der CV-Verbindung „Austria“ und nicht „Ehrenbannerträger des CV-Verbandes Austria“ (S. 280). Die Verwendung der Binnenmajuskel I findet sich lediglich in einem Aufsatz (S. 60 ff.), in einem wissenschaftlichen Werk aber stört auch dies.

Abschließend sei nochmals der außerordentliche Wert des besprochenen Werkes betont. Seine einzelnen Kapitel sind nicht nur für jeden auch nur ein wenig zeitgeschichtlich oder politisch Interessierten eine fesselnde Lektüre, sondern sie helfen sicher auch mit, die in der Zweiten Republik erbrachten Leistungen gerechter zu würdigen. Und daß diese Periode „im großen und ganzen eine Erfolgsgeschichte geworden ist“ (S. 510), verdankt Österreich ganz wesentlich den in diesem Band behandelten Politikern, denen auf diese Weise auch ein verdientes Denkmal gesetzt wird. Gerade durch die objektive Darstellung, die auch menschliche und charakterliche Schwachstellen nicht verschweigt, wird die Größe dieser Männer und Frauen erkennbar, die sich oft aus bescheidensten Verhältnissen in ihre Spitzenpositionen emporgearbeitet haben. Wenn dadurch auch ein wenig dazu beigetragen wird, die Politik- und Politikerverdrossenheit vieler unserer Zeitgenossen zu verringern, ist dies ein wertvoller Nebeneffekt dieses Werkes. Allgemein gesehen aber zeigt der Band den gewaltigen Einfluß von Einzelpersönlichkeiten auf den Lauf der Geschichte, und er macht — um mit einem Zitat aus dem Buch zu enden — augenfällig, „daß Politik nicht in sozialer Automatik von sich aus über Programme, Strukturen und Institutionen ‚läuft‘; sondern vielmehr — durchaus auch in der Demokratie — von starken Persönlichkeiten getragen wird“ (Wolfgang Mantl, S. 336). *Anton Pontesegger*

Peter Diem, **Die Symbole Österreichs**. Zeit und Geschichte in Zeichen. (Wien: Verlag Kremayr & Scheriau 1995) 447 Seiten mit über 300 Schwarzweiß- und Farbabbildungen, öS 498,—

Dieses Buch, erschienen 1995, könnte man als ein würdiges Geschenk an die österreichische Nation im Zeichen des bevorstehenden Ostarrichi-Jubiläums betrachten. Mehr als drei Jahrzehnte hat der Autor die vielfältigen Materialien für sein Werk gesammelt; das Ergebnis ist weit mehr als ein Kompendium der Symbole Österreichs im 20. Jahrhundert, es ist ein gediegenes Hand- und Lehrbuch für den österreichischen Staatsbürger jeden Alters geworden: Handbuch freilich keineswegs im Sinne einer trockenen Enzyklopädie, denn es ist dem Verfasser gelungen, neben der „wissenschaftlichen Analyse und kühlen Interpretation jener Symbole, welche die Zeit und die Welt, in der wir leben, kennzeichnen“ (Vorwort), die Geschichte und Kultur hinter den Zeichen lebendig zu machen. So läßt sich das Sachbuch auch als Lesebuch benutzen. Manche Episode, manches Kuriosum macht, ohne Beeinträchtigung der wissenschaftlichen Akribie, die Lektüre zum angenehmen und spannenden Erlebnis. Da im gesamtösterreichischen Rahmen der Thematik in dem Abschnitt über die Symbole der Bundesländer auch Niederösterreich ausführlich berücksichtigt ist („O Heimat, Dich zu lieben“, siehe weiter unten!), mag eine Besprechung des Buches in der Zeitschrift „Das Waldviertel“ angemessen erscheinen.

Zuerst wird eine Einführung in die Grundbegriffe der Heraldik und „Vexillologie“ (Fahnen- und Flaggenkunde) gegeben; besonders wird die große und verschiedenartige Wirkung der Farben und deren Bedeutung für das Wappenwesen dargestellt. Das folgende Kapitel („Die ungebrochene Macht der Symbole“) bietet die „Annäherung an eine allgemeine Definition des Begriffs Symbol“ und, in alphabetischer Reihenfolge, Beispiele relevanter „Ursymbole“ und anderer heraldischer Sinnbilder, wie „Adler“, „Kreuz“, „Mond“, „Stern“ bis zu „Runen“ und „symbolischen Zahlen“ (Einfluß der Zahlenmystik; Archetyp und Aberglaube). Der Fahne ist nicht nur das Kapitel „Über uns die Fahne...“ gewidmet, sondern auch die Kapitel „Rot-weiß-rot durch die Jahrhunderte“ und „Vom richtigen Gebrauch der österreichischen Staatssymbole“. Der Bedeutung des altösterreichischen Doppeladlers trägt ein eigenes Kapitel Rechnung, ebenso der weiteren Entwicklung des Adlersymbols im Wappen der Republik Österreich („Adler und Bindenschild“). Zu den visuellen Symbolen gesellen sich akustische Signale. Höchst interessant das Kapitel „Fünf politische Systeme — sechs Hymnen“: eine kurze Entstehungsgeschichte der Nationalhymnen vom sogenannten „Geusenlied“ der Niederlande, der ältesten noch in Gebrauch befindlichen Nationalhymne, bis zur österreichischen Bundeshymne der Zweiten Republik, die „beträchtliche Anlaufschwierigkeiten“ hatte (wir erfahren manches skurrile Detail am Rande, wie über das Spottgedicht von Fritz Molden, dem Sohn der Hymnendichterin, sowie über dessen und seines Bruders vergebliche Tantiemenforderungen; bei aller

Aktualität konnte Peter Diem allerdings noch nicht auf die allerjüngste Diskussion — vom Juli 1995 — mit Textänderungswünschen unter Berücksichtigung der Quotenregelung Bezug nehmen).

Die Kleinodien des Heiligen Römischen Reiches, die Erzherzogshüte, die Kronen der Habsburger nehmen breiten Raum ein; das „mystische Motto Österreichs AEIOU“ ist natürlich nicht vergessen, ebensowenig wie die Denkmäler und Monumente, die Orden und Ehrenzeichen, die Münzen, Banknoten, Briefmarken und Eide. Der Entwicklung der Symbolik im österreichischen Heer werden interessante und originelle Aspekte abgewonnen (Vom „Rock des Kaisers“ zum „Blauhelm“). Die Symbole der Berufsstände und Vereine bleiben nicht unerwähnt (man vermißt eigentlich nur wenige Spezialbereiche, wie z. B. die österreichische Gendarmerie oder die österreichischen Studentenverbindungen).

Angezogen wird das Interesse des Lesers sicher auch einerseits durch die kursorische Übersicht über „Entwicklung und Symbolik des Faschismus in Italien, Deutschland, Österreich, den Niederlanden, Ungarn, Kroatien und der Slowakei“; andererseits durch das Kapitel über die Entstehung des Davidsterns und seine schließliche Aufnahme in die israelische Flagge.

Der Abschnitt „Symbole der Bundesländer“ (alphabetisch geordnet) beginnt mit kurzen Einführungen zur Geschichte des Landes und demographischen Daten und führt über die Erklärung der Symbole bis zu — manchmal kuriosen — Besonderheiten, wie die Integral-Telefonumfrage vom Jänner 1993 über die Bekanntheit der Landespatrone. Ad Niederösterreich z. B. werden folgende Aspekte behandelt: Geschichte; demographische Daten; Landesverfassung; Landeswappen und Landesfarben; Landeshymne; Landespatron und Landesfeiertag; sonstige Symbole Niederösterreichs.

Weiters erörtert das Werk die Symbole der Arbeiterbewegung und die verschiedenen Parteisymbole; selbst die Symbole der Pfadfinderbewegung (Lilie und Kleeblatt) fehlen nicht (ihre Einordnung unter dem Schlagwort „Politik durch die Blume“ mag vielleicht fragwürdig erscheinen).

Den Abschluß bilden die kommerziellen Symbole mit Österreichbezug, die Symbolik wichtiger internationaler Organisationen, die Country-codes of International Organization for Standardization in Tabellenform sowie ein Verzeichnis ausgewählter Literatur, ein Personenregister und ein Bildnachweis über das reiche und informative Bildmaterial. Wünschenswert wäre noch ein Index der Sachbegriffe, um den Wert des Buches als Nachschlagewerk zu erhöhen.

Zum Schluß noch ein Beispiel für ein typisch österreichisches Kuriosum, eines von vielen, die wir aus dem Buch kennenlernen: „Obwohl der Staatsvertrag von St. Germain vom 10. September 1919 mit der ‚Republik Österreich‘ abgeschlossen wurde und obwohl Art. 1 der Bundesverfassung von 1920 besagte: ‚Österreich ist eine demokratische Republik‘, kam das Wort ‚Republik‘ auf den österreichischen Briefmarken bis 1945 nicht vor. Offenbar lehnte man den Begriff unterbewußt ab. Erst der ab 3. Juli 1945 für die sowjetische Zone aufgelegte ‚Wappensatz‘ trug die Bezeichnung ‚Republik Österreich‘. Es hat somit 27 Jahre gedauert, bis sich die offizielle Staatsbezeichnung auf den Briefmarken Österreichs einfand — unter russischem Einfluß, notabene!“ (Zitat S. 235, gekürzt).

In Summa kann gesagt werden, daß es Peter Diem mit seinem sehr empfehlenswerten Werk gelungen ist, über vielfältige und kompetente Sachinformation hinaus sein Ziel zu erreichen, nämlich „einen modernen, unverkrampften und überparteilichen österreichischen Patriotismus im europäischen Geist zu stärken“, also eine integrative Wirkung auf unser Geschichts- und Nationalbewußtsein auszuüben. Haben doch wir Österreicher im 20. Jahrhundert fünf verschiedene Staatssysteme mit ihren dazugehörigen Symbolen erlebt: Monarchie, Erste Republik, Ständestaat, Nationalsozialismus, Besatzungszeit und Zweite Republik.

Wir erleben heute diese turbulente Geschichte unseres Landes gewöhnlich als visuell bewegte Medienlandschaft (in Film und Fernsehen). Da kann die genauere Kenntnis der statischen Symbole und ihrer Evolutionen eine wertvolle Ergänzung unserer Geschichtsbetrachtung und eine sinnvolle Hilfe für unser Selbstverständnis sein. Somit leistet das Werk einen wichtigen Beitrag zur schwierigen — und höchst aktuellen — Aufgabe der Suche nach der österreichischen Identität, die sich in Zeichen und Sinnbildern darstellt.

Marianne Hubalek

Sigrid Strohschneider-Lae, **Direktverbindung Zeit — Raum — Mensch**. Konzept für zielgruppenorientierte Kulturvermittlung, Römische Bernsteinstraße — Burgenland (Wien: Österreichische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 1995) 23 Seiten mit 6 Abbildungen, öS 55,—

Strohschneider-Lae stellt in ihrem Werk nach einer allgemeinen Einführung, in der u. a. ein historischer Überblick über das wanderbare Museum Römische Bernsteinstraße gegeben wird, umfangreiche und detaillierte Vermittlungskonzepte für Schüler jeder Alterstufe und Erwachsene vor. Dabei geht es der Autorin vor allen Dingen darum, nicht nur keltische und römische Geschichte zu vermitteln, sondern übergeordnete Zusammenhänge zu verdeutlichen und zur Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte anzuregen.

Schwerpunkt für alle Altersklassen bilden die Exkursion zur Römerstraße sowie ein „Römerpaket“, das die Möglichkeit bietet, Geschichte anhand von Originalen zu „begreifen“. Das weitere spannende und interessante Vermittlungsangebot ist jeweils altersspezifisch aufgebaut. Genaue Erläuterungen zu verwendeten Materialien, zur Organisation und Durchführung der einzelnen Projekte sowie hilfreiche Kontaktadressen und eine umfangreiche Literaturliste vervollständigen die Arbeit. Für alle, die sich mit Kulturvermittlung im Bereich der Archäologie beschäftigen, wird dieses Werk wertvolle Anregungen bieten und als Leitfaden dienen.

Doris Prenn

Fritz F. Steininger/Heinrich Reinhart (Hg.), **Schamanenzauber und Eiszeitkunst**. Das Leben in der Altsteinzeit an Thaya, Pulkau und Donau (= Katalogreihe des Krahuletzmuseums Nr. 14, Eggenburg 1995) 66 Seiten mit 23 Schwarzweißabbildungen, öS 70,—

Der Katalog der Wanderausstellung im Krahuletzmuseum in Eggenburg beschreibt die interessante Schau in einigen kurzen Aufsätzen namhafter Urgeschichtsforscher und ist der Versuch, Leben, Kunst und Kult in der Altsteinzeit an Thaya, Pulkau und Donau darzustellen.

Nach einer übersichtlichen Einführung von Heinrich Reinhart und einer Schilderung der wissenschaftlichen Kontakte zwischen südmährischen und österreichischen Prähistorikern seit 1955 von Friedrich Berg geht Bohuslav Klíma auf das eigentliche Thema seiner großräumigen Grabungsergebnisse in Dolní Věstonice (Unterwisternitz) im Thayatal am Fuß der Pollauer Berge ein.

Zentrum der Darstellung ist eine Dreifach-Bestattung einer Frau mit zwei Männern vor rund 26600 Jahren, deren Beziehung zueinander und deren Todesumstände durch die Anordnung der Skelette wiedergegeben scheinen: der gebärenden Frau konnte durch ihre beiden Geburtshelfer nicht geholfen werden, weshalb die Männer auch beide getötet wurden. Die medizinische Betätigung des vermutlichen Schamanen mit Kopfschmuck, Rötelfärbung, Amulett und Schneckengehäusekette gibt der Sonderausstellung ihren Namen: Schamanenzauber.

Weiters wird eine Ritzzeichnung auf einem Mammutzahn, die im ersten Augenblick wie ein geometrisches Strichmuster aussieht, mit der geographischen Umgebung des Siedlungsplatzes in Dolní Věstonice in Zusammenhang gebracht, wobei Klíma von der ersten Landkarte der Weltgeschichte spricht. Ein Stäbchen mit gebündelten Strichritzungen konnte zum Zählen der Tage nach dem Mondzyklus dienen. Klíma spricht dabei von den Uranfängen der Bildschrift.

Zahlreiche Abbildungen zeigen kunstvolle Menschen- und Tierfigurchen aus dem Fundgut, wobei neben Mammutelfenbein und Tierknochen auch bereits gebrannter Ton verwendet wurde. Tiefere Bedeutung wird ihnen im Sinne der Stammeserhaltung und des Jagdzaubers beigemessen. Die Venus von Dolní Věstonice ist etwa gleich alt wie die Venus von Willendorf. Magische Macht in der Abwehr von Unglück und Krankheiten wird auch Amuletten, Hals- und Stirnketten beigemessen.

Im folgenden Artikel von Fritz F. Steininger werden fossile Schmuckgegenstände aus der Alt- und der Jungsteinzeit beschrieben und auf die Provenienz des fossilen Rohmaterials hin untersucht, wobei sich beispielsweise bei den Ringen aus der Spondylusmuschel herausstellt, daß es sich um rezente, also damals noch im Mittelmeer lebende Muscheln handelte. Dies setzt die Existenz von

Handelswegen bis zum Mittelmeerraum voraus. Auch das Alter der häufigsten übrigen Fossilien wird übersichtlich angegeben.

Gerhard Trnka gibt einen kurzen Überblick über Schamanismus. Der Begriff Schamane stammt aus dem tungusisch/ewenkischen Sprachschatz in Sibirien und bedeutet soviel wie „erregter, ruhelos hin- und herspringender Mensch“. Man meint, der Schamane träte im Trancezustand mit Geistern in unmittelbare Beziehungen. Die Zeichnung eines tungusischen Schamanen aus Sibirien nach N. C. Witsen (1672) ist auch das Titelbild des Kataloges. Trnka beschreibt einige Erscheinungsformen des Schamanismus bei rezenten oder historischen Völkern und weist auf mögliche Zusammenhänge mit prähistorischen Funden hin. Lochstäbe mit Verzierungen lassen demnach neue Interpretationen zu. Fünf Abbildungen zeigen Schamanentrommeln.

Interessant ist auch der Aufsatz von Johannes Tuzar über das Wohnen der eiszeitlichen Menschen. Anschaulich sind dabei vor allem die Zeichnungen eines Schutzdaches vom Galgenberg bei Stratzing nach Chr. Neugebauer-Maresch, 1993, weiters eine Hütte aus Mammutknochen in Meshiritsch, Ukraine, nach Gladkin, 1989, und der Behausungen von Dolní Věstonice, nach B. Klíma, 1963.

Der Rekonstruktionsversuch der Behausung in der Paläolithstation im Grubgraben bei Kammern, die durch Friedrich Brandtner ausgegraben wird, bekam neue Impulse von Bohuslav Klíma, und man wird mit Spannung einem umfassenden Grabungsbericht entgegensehen.

Nach den Aufsätzen über paläolithische Steingeräte von Gerhard Trnka und über Mineralien und Gesteine als Rohmaterial für Werkzeuge und Geräte der Paläolithstation Grubgraben bei Kammern von Friedrich Brandtner folgt zuletzt noch die Übersicht von Sylvia Kirchengast und Gernot Rabeder über fossile Hominidenreste aus Österreich. Den jüngsten sensationellen — weil seltenen — Fund im Weinviertel beschrieb 1988 Hermann Maurer in Grafensulz: es handelt sich um Ober- und Unterschenkelknochen einer Frau aus der jüngeren Altsteinzeit.

Etwas mehr Aufmerksamkeit hätte auch die gelungene künstlerische Gestaltung der Sonderausstellung verdient, die durch die Aquarelle von Dana Vitková-Klímová und die Bilder von J. Z. Burian sehr an Lebendigkeit und Anschaulichkeit gewann.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß im vorliegenden Katalog doch ein wichtiger Fundbestand — nämlich der aus dem Kamptal (Langenlois, Plank, Kamegg, Rosenberg, Horn), der sich im Höbarthmuseum in Horn befindet — unberücksichtigt blieb. Damit sei angeregt, die prähistorischen Objekte der Museen in Eggenburg und in Horn der breiten Öffentlichkeit mittels eines Kataloges zugänglich zu machen.

Herbert Puschnik

Herbert Berndl-Forstner (Bearb.), Diözesanmuseum St. Pölten, Sonderausstellung 1995. **Kostbarkeiten aus Waldviertler Kirchen** (St. Pölten: Bischöfliches Ordinariat 1995) 51 Seiten mit 1 Karte und 21 Abbildungen, öS 150,—

35 Gegenstände, die dem liturgischen Dienst gewidmet sind, aus Waldviertler Kirchen sind da zu einer Sonderausstellung zusammengestellt und in dem Katalog nacheinander beschrieben worden; 21 Bilder, z. T. auch farbig, geben etwas mehr als die Hälfte der ausgestellten Objekte wieder. Zeitlich spannt sich der Bogen von Figuren aus dem 14. Jahrhundert und zwei Taufschüsseln aus der Zeit von etwa 1500 bis zu Glasfenstern aus der Zeit knapp vor 1890. Die Verfügbarkeit aus den Kirchen bzw. eine eben abgeschlossene Restaurierung waren wohl der Grund, warum gerade dieser oder jener Gegenstand seinen Weg in die Ausstellung fand. So ist zwar eine hübsche Sammlung zusammengewickelt, der gleichwohl ein gewisser Zufälligkeitscharakter anzumerken ist.

Positiv ist festzustellen, daß damit eine ganze Reihe von Objekten ihre erstmalige kunstgeschichtliche Beschreibung erhalten haben, was aus vielen Gründen erfreulich sein dürfte. Damit bleibt etwas von der Arbeit der Restauratoren und Bearbeiter über den unmittelbaren Anlaß hinaus erhalten — wohl auch zur Freude der Eigentümer und der späteren Betrachter.

Gustav Reingrabner

Verein Waldviertler Eisenbahnmuseum Sigmundsherberg (Hg.), **125 Jahre Kaiser Franz Josef-Bahn** (Horn-Wien: Verlag Ferdinand Berger & Söhne 1995) 178 Seiten, 123 Schwarzweißabbildungen, 5 Landkarten mit geplanten oder ausgeführten Eisenbahntrassen, 10 Katastralmappenpläne als Grundlage für Trassenführungen, 23 Baupläne, 9 Fahrpläne sowie 14 Urkunden u. a. Schriftstücke, öS 240,—

Die Verfasser der einzelnen Beiträge für diesen Jubiläumsband geben einen umfassenden Einblick in die Entstehung dieser so wichtigen Bahn zwischen Wien — Budweis — Prag beziehungsweise Budweis — Pilsen — Karlsbad und der sächsischen Grenze.

Das Buch beginnt mit einer Einleitung über das Reisen und den Warentransport vor dem Eisenbahnzeitalter und den Trassenstudien im Waldviertel und im südböhmischen Raum. Unter Berücksichtigung volkswirtschaftlicher, handelspolitischer und strategischer Überlegungen wurden solche Trassenstudien bereits ab 1842 durchgeführt. Anfänglich machte das Ministerium für Handel und Volkswirtschaft einen Projektvorschlag unter der Bezeichnung „Donau-Kamptal-Linie“, der u. a. das Horner Becken und die Stadt Horn in einer Entfernung von 1706 Meter einbezogen hätte.

Leider wurden die in diesem Zusammenhang noch vorhandenen Unterlagen, z. B. im Stadtarchiv von Horn, die das verzweifelte Bemühen der Stadtväter um die Trassenführung dokumentieren, von Gerhard Zauner nicht berücksichtigt. Aber dennoch erfährt der Leser endlich die wahren Hintergründe für das Scheitern der „Donau-Kamptal-Linie“. Somit werden die noch immer tradierten Vorwürfe, daß die einzelnen Gemeinden und deren Vertreter, insbesondere die der Stadt Horn, durch Desinteresse, ja sogar durch bewußtes und gezieltes Hintertreiben zum Schutze der Gewerbe- und Handelsbetriebe, insbesondere aber der Fuhrwerker, dieses Projekt verhindert hätten, in das Reich der Märchen verbannt. Es wurde einfach der kürzeren, weniger kostspieligen und somit wirtschaftlicheren Trasse durch das Tal des Schmidabaches der Vorzug gegeben.

Liest man die Inhaltsangabe, so werden alle Bereiche von der Konzessionserteilung, der Gründung einer Aktiengesellschaft — war die Kaiser Franz Josef-Bahn anfänglich doch eine Privatbahn — bis hin zu den einzelnen Streckenabschnitten abgehandelt, weiters auch Objekte von besonderem baulichen oder bautechnischen Interesse, wie der Bahnhof von Gmünd, die Hangbrücke von Limberg, die Tullner Donaubrücke oder der Wiener Bahnhof, unter Berücksichtigung der Änderungen im Laufe der einhundertfünfundsanzwanzigjährigen Baugeschichte.

Nicht unerwähnt soll die Geschichte des Fahrplanes bleiben, spiegelt sie doch die verschiedensten Entwicklungen der großen Verkehrsströme im Laufe der Zeit, geprägt von den wirtschaftlichen politischen und kriegerischen Ereignissen des 19. und 20. Jahrhunderts, wider.

Im Kapitel „Vom Dampfheizhaus zur E-Zugförderung“ von Karl Kunstovny kommen die technisch Interessierten und Lokliebhaber auf ihre Rechnung. Beim Beitrag von Peter Wegenstein „Die Betriebsführung“ wäre es für weniger Informierte oder jüngere Leser zur Veranschaulichung mancher Fachausdrücke (z. B. Kreuzschieber für optische Signalisierung) von Vorteil gewesen, ihn mit Abbildungen zu versehen und für verschiedene Termini (wie Spurplanstellwerk) eine eingehendere Beschreibung zu geben.

Die sozialen Probleme dieser neuen Berufsgruppe vom Beginn an bis zur gewerkschaftlichen Organisation werden gleichfalls ausführlich veranschaulicht. Auch aufschlußreiche Lohnvergleiche zwischen den Eisenbahnern und verschiedenen Handwerkern einerseits und den Lebenshaltungskosten andererseits werden dargestellt.

Eines der letzten Kapitel behandelt die Unfälle, die relativ geringfügig und selten waren, sodaß man ruhig der eingangs aufgestellten Behauptung „Die Eisenbahn zählt zu den sichersten Verkehrsmitteln überhaupt“ beipflichten kann.

Abschließend möchte ich dieses Buch als eine gelungene, alle Bereiche der Geschichte der Kaiser Franz Josef-Bahn aufhellende informative Festschrift bezeichnen, welche jedem Eisenbahnliebhaber, aber auch jedem heimatkundlich Interessierten empfohlen werden kann.

Walter Winkler

Manfred Greisinger/Mark Perry, **Dorfwirtshäuser und Greißler — wo die Seele lebt...** (Allentsteig: Edition Stoareich 1994) 144 Seiten mit zahlreichen Schwarzweißabbildungen, öS 168,—
Bestelladresse: Hauptstraße 26, 3804 Allentsteig

Neben dem Milchhaus sind die Greißler und die Dorfwirtshäuser die wichtigsten Kommunikationszentren im dörflichen Bereich. Doch alle miteinander liegen im Sterben. Durch die steigende Mobilität und den Preiskampf der Supermärkte ist man nicht mehr angewiesen auf die Nahversorgung. Bis zu 200 Greißler und Dorfwirte sperren in Niederösterreich jährlich für immer zu, schreiben die Herausgeber in einem Vorwort. Durch verschiedene Aktionen soll dieser negative Trend gestoppt werden. Einen interessanten Beitrag dazu stellt dieses Buch dar. Es präsentiert insgesamt 155 niederösterreichische Greißler und Dorfwirte in Wort und Bild, wobei der Begriff Dorfwirtshaus nicht allzu eng gesteckt werden darf. Denn es befinden sich darunter auch durchaus einige größere Gasthäuser (in Dörfern und Städten).

Die einzelnen Betriebe sind nach den Standorten von Allentsteig bis Zwettl alphabetisch gereiht und damit leicht zu finden. Zusätzlich verraten eine Reihe von Prominenten ihre Lieblingsgasthäuser und Lieblingsgreißler. Ein kulinarischer Beitrag über niederösterreichische Küchenspezialitäten und einige Gedichte runden den Inhalt des Buches ab. Insgesamt ein gelungener Beitrag zur Bewusstseinsbildung. Bleibt nur zu hoffen, daß es gelingt, die Greißler und Dorfwirte am Leben zu erhalten. Denn wie schreiben Greisinger/Perry in der Einleitung: „Wo der Wirt stirbt, wird die Dorfseele heimatlos.“

Johann Fenz

Gerhard Floßmann, **Der Bezirk Melk. Band II einer Bezirkskunde — ein Kultur- und Reiseführer** (Melk: Kuratorium zur Herausgabe einer Bezirkskunde für den Bezirk Melk 1994) 432 Seiten, viele Farb- und Schwarzweißabbildungen, Karten und Skizzen, öS 290,—

Im Jahr 1990 ist der erste Band der Melker Bezirkskunde erschienen (vgl. die Rezension in dieser Zeitschrift 1991, 40. Jg., H. 4, S. 388-390), nur vier Jahre später liegt der zweite voluminöse Band vor. Gleich vorweg gesagt: Gerhard Floßmann hat eine enorme Leistung erbracht und verdient dafür höchste Anerkennung! Wie der Herausgeber schreibt, soll der Band „in lockerer und ansprechend erzählender Darstellung die einzelnen Gebiete, Orte und Sehenswürdigkeiten des Bezirks“ (S. 9) vorstellen. Der Autor präzisiert seine Ziele noch dahin, daß er „die vom Menschen in den vielen Jahrhunderten geschaffene Kulturlandschaft“ (S. 11; der Begriff „Kulturlandschaft“ wird dabei im umfassenden Sinn und nicht nur geographisch verstanden) in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen will und mit diesem Buch neben der eigenen Bevölkerung auch den Aspekt der Tourismuswerbung ansprechen möchte. Dazu muß ich allerdings bemerken, daß dieser Band zwar der Reisevorbereitung bestens dienen kann, von Größe und Gewicht her aber sicher nicht auf einer Wanderung einsetzbar ist — was aber auch nicht vorgesehen ist.

Die Grundgliederung erfolgt nach geographischen Einheiten, die noch weiter untergliedert werden. Ein Beispiel: Das Kapitel „Im Weiental“ wird untergliedert in die Subkapitel „Nach Leiben und ins Schwarzaual“, „Weiten und Raxendorf“ sowie „Pöggstall — Meran des Waldviertels“. Der Aufbau der einzelnen Kapitel folgt dabei einem gewissen einheitlichen Schema. Jedes Kapitel wird mit einer farbigen großmaßstäbigen Karte eingeleitet, worauf eine knappe naturgeographische Übersicht folgt, die mit einer Darstellung der Erreichbarkeit und der Verkehrsmöglichkeiten endet. Angeführt werden noch die Möglichkeiten für Auskünfte und Buchungen. In den Subkapiteln dominieren Informationen zur Geschichte (besonders zur Kunstgeschichte) und zur Kultur im weiteren Sinn. Kurze Überblicke wechseln mit detaillierten Beschreibungen, Fotos und Planskizzen verdeutlichen und illustrieren die Texte. Auch wenn sich der Autor in seinem Vorwort quasi dafür entschuldigt, daß sein „kulturhistorischer Reiseführer“ (S. 11) wegen der Überfülle an vorhandenem Material nur Stückwerk sein könne, so muß der unbelastete Leser sicher der Meinung sein, daß Floßmann zweifellos ein Optimum bietet — vor allem unter dem Gesichtspunkt der beiden Zielgruppen gesehen. Auf den Seiten 403 bis 414 befindet sich das Literaturverzeichnis. Es kündigt nicht nur von der großen Belesenheit des Autors, sondern stellt auch eine gute Bibliographie für den Leser dar (mir fehlte darin nur die Stu-

die über „Die Morphogenese der Donau. Versuch einer neuen Deutung“ von Hubert Nagl und Spyridon Verginis aus dem Geographischen Jahresbericht aus Österreich XLVI, erschienen 1989). Gar nicht genug gelobt werden kann das abschließende Personen- und Ortsregister (S. 417-432), das einen leichten Zugriff zur Fülle der Informationen ermöglicht. Wie schon bei Band I muß die gefällige Ausstattung des Buches hervorgehoben werden und vor allem der konkurrenzlos niedrige Preis für diesen repräsentativen Band.

Da der politische Bezirk Melk Anteile am nördlichen Alpenvorland und am Waldviertel hat, sei nur auf jene Kapitel verwiesen, die sich mit dem Waldviertler Anteil beschäftigen: Vom Strudengau in die Wachau: Nördliche Donauseite; Im Weintal; Am Ostrong; Im und um das Yspertal (Seiten 263-400).

Was schon bei Erscheinen von Band I festgestellt wurde, gilt auch für den Band II: Der Bezirk Melk hat mit diesen beiden Bänden zur Bezirkskunde ein Meisterwerk erhalten, das (schon allein aus finanziellen Gründen) schwer nachzuahmen sein wird. Auf das Erscheinen des Bandes III kann man gespannt sein. Dem Autor Gerhard Floßmann ist dafür zu danken, die Bürger und Bürgerinnen des Bezirks Melk sowie viele andere werden diese seine Arbeit hoffentlich zu würdigen wissen.

Harald Hitz

Hans Schaumberger (Hg.), **Wachau. Natur- und Kulturlandschaft**. Text von Christoph Wagner. Fotografien von Lois Lammerhuber (Wien: Edition Christian Brandstätter 1995) 192 Seiten mit 98 Farbabbildungen, 8 Holzschnitten und einer Karte, öS 980,—

Die Wachau ist eine der ältesten Kulturlandschaften, Klösterreich ebenso wie Burgen-Land, und seit der Zeit der Nibelungen auch von politischer Relevanz. Und dann die herrliche Gegend und der Wein und die Marillen und so viele originelle Menschen. Verwundert es da, wenn Christoph Wagner und Lois Lammerhuber, deren Bildbände alle ausgesprochen exquisit sind, in diesem Buch ihr Können und ihre Kreativität besonders eindrucksvoll unter Beweis stellen konnten?

So ist wieder ein Prachtband entstanden, der einen von der ersten Seite an fesselt. Schon das Einleitungskapitel zeugt von der routinierten Versiertheit des Texters. Mit treffsicheren Harpunensätzen wird der Leser gefangen und dann nicht mehr losgelassen. Dabei spannt sich der Bogen von der „mythenumwobenen Burgunderkönigin Kriemhild“ (S. 17) bis zu Hans Albers und Hans Moser. Im Plauderton erfährt man, daß es zwischen Melk und Krems keine Brücke gibt, sondern nur Fähren. Die Tätigkeit der Schiffer wird ebenso geschildert wie die der Fischer, welche die Fischküche mit ihrem Fang versorgen; „die schönsten Exemplare landen jedoch nicht in der Pfanne, sondern als Trophäen an der Wand“ (S. 33).

Daß das Donauweibchen und andere Sagen- und Legendengestalten nicht vergessen werden, ist selbstverständlich. Und der Wein dominiert natürlich und alles, was mit ihm zusammenhängt. Auch die fremdenverkehrsfördernde Marillenblüte und die Obststanderl am Straßenrand fehlen nicht. Das Wachauerlabelel wiederum, dessen Mehlbeschaffenheit streng gehütet wird, sieht man als „Wachauer Ikone“ apostrophiert, und es wird in Wort und Bild gebührend gewürdigt.

Gelebtes Benediktinertum, Malerei, Baukunst, die Welt der Bücher und schließlich ein interessanter Exkurs über die Totenroteln des Mittelalters runden das Bild ab. Den Band mit einem Kapitel über die Wachau im Winter schließen zu lassen, ist eine durchaus originelle Idee, ist diese Jahreszeit doch die, welche man am wenigsten mit dieser Landschaft verbindet.

Schon aus diesen skizzenhaften Andeutungen geht hervor, wie breit das Spektrum des Buchtextes ist, der durch das für diese Editionen charakteristische Stichwortlexikon („Wachau wörtlich“) ergänzt wird. Da erfährt man nicht nur viel Wissenswertes über die einzelnen Wachauer Orte, sondern auch, was ein Treppelweg ist oder war (was sicher nicht jeder weiß), warum der Kaiserwein so heißt und sogar, welche Rolle das Trinkgeld gespielt hat und heute noch spielt. Und auch Hinweise darauf, wo man gut ißt, trinkt und wohnt, sind hier zu finden.

Der Textteil vermittelt viele interessante Detailkenntnisse und ist recht amüsan zu lesen. Und wenn etwa bei der Aufzählung der Weißweinkategorien der „Smaragd“ als „Rolls-Royce unter den

Wachauer Weinen“ charakterisiert wird (S. 189), so ist dies nur ein Beispiel für die einprägsame Ausdrucksweise des Autors. Wie umfassend der Textteil ist, kann man daraus ersehen, daß neben den kirchlichen Orgelkonzerten auch erwähnt wird, daß der Kremser Turnerbund heute noch das Julfest feiert, „neuerdings sogar eines mit Jazzgymnastik“ (S. 163). Anerkennend sei vermerkt, daß durchaus leserfreundlich auch vor der Radarüberwachung auf der Uferstraße gewarnt wird, wenn auch für den Rezensenten zu spät.

Kongenial ist der wieder ausgesprochen niveauvolle Bildteil. Die Auswahl der Motive und ihre originelle Umsetzung lassen die anfängliche Reserviertheit gegenüber der für Lois Lammerhuber typischen Vorliebe für eine dunkle Farbgebung rasch vergessen. Der Kontrast zwischen der lebensgroßen Venus-Statue in Willendorf und den zeichnenden Schulkindern, die Stimmung der Weißenkirchner Weinriede, die „Herrgottsmugeln“ beim Spitzer Erntedankfest und die Marillenblüte ebenso wie die Ernte vergißt man nicht so leicht. Das Foto von der Ruine Aggstein schließlich ist schlichtweg ein preiswürdiges, unüberbietbares Kunstwerk (S. 16).

Und noch mehr als im Textteil zeigt sich hier die für den Band charakteristische Personenorientiertheit. Nicht nur die Goldhaubenstickerin, der Harnischmacher und der Buttenbinder werden namentlich genannt, auch die für die Wachau so wichtigen Gastronomen und der „Weinpfarrr“, aber auch weniger bekannte Personen, die exemplarisch für viele andere Wachauer und Wachauerinnen aufscheinen. Und das fast immer mit imposanten Großaufnahmen. Josef Jamek aber ist so unumstritten der „Grandseigneur der Wachau“, daß es genügt, ihn relativ kleindimensioniert inmitten seiner Welt der Reben und Weinfässer zu präsentieren (S. 105, 164/65). Auch die Kunstfotos vermitteln wieder den für sie charakteristischen Eindruck. Unübertreffbar die Aufnahme von der kunstvoll ausgeschmückten Sakristei der Melker Stiftskirche und dem telefonierenden turnbeschuhten jungen Geistlichen (S. 151). Und das spirituelle Element eines Benediktinerklosters könnte nicht besser zum Ausdruck gebracht werden als durch das Foto von der Cranachschen „Madonna in der Weinlaube“ und dem im Nebenraum schlicht betenden Kleriker (S. 154/55).

Man könnte das Buch noch lange loben. Doch soll diese andeutende Besprechung nur Gusto darauf machen, den Bildband selbst durchzugenießen. Auszusetzen gibt es kaum etwas Ernsthaftes. Daß der sonst immer richtig gedruckte Förthof auf der Bildlegende auf Seite 15 zum „Försthof“ geworden ist, kann auch einer ausgesprochen sorgfältig arbeitenden Lektorin entgehen. Und auch wenn jeder Senior einmal ein Junior war, stört das „jun.“ bei Karl Holzapfel vom Prandtauerhof etwas (S. 93). Umberto Eco als „Wahlwachauer“ zu bezeichnen, dürfte doch zu weit gehen (S. 188). Und wenn sogar die in den Apotheken erhältlichen homöopathischen Hustentropfen Erwähnung finden, hätten auch die qualitätsvollen Antiquitätenhandlungen der Wachau genannt werden sollen — Bert Winters Nachf. in Dürnstein etwa. Und daß die Geschichte von Richard Löwenherz im Haupttext und im Stichwortteil fast wörtlich übereinstimmt, kann nur auf Zeitdruck zurückzuführen sein.

Doch damit genug der kleinkarierten Beckmesserei. Können doch solche Lappalien das hohe Niveau der Edition in keiner Weise mindern. Mit einer fast sektiererischen Hartnäckigkeit gleich dreimal zu behaupten, der in Neu Serowitz (Nové Syrovice) in Mähren geborene Räuberhauptmann Grasel wäre ein Wachauer und stamme aus dem Dunkelsteiner Wald (S. 112, 146, 179), kreidet ein Rezensent des „Waldviertels“ dem Verfasser des Textes aber schon an, und er würde dem Verlag Christian Brandstätter empfehlen, dem Autor nächste Weihnachten das Graselbuch von Harald Hitz (Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes 34) zum Präsent zu machen.

Die Freunde der Wachau haben sicher schon eine Reihe von Büchern und Bildbänden über diese schöne „Natur- und Kulturlandschaft“ in ihren Bücherkästen. Auch wenn diese Publikationen recht schön und gut sind, kann ohne Einschränkung gesagt werden, daß der besprochene Band unbedingt dazugehört. Wer aber die Wachau noch nicht oder nur flüchtig kennt, wird sicher durch diesen perfekt gemachten Prachtband angeregt, hierher zu kommen. Was könnte man über ein solches Buch Besseres sagen?

Anton Pontesegger

Harry Kühnel/Franz Schönfellner (Hg.), **Tausend Jahre Krems. Ein Jubiläumsbuch.** Fotografiert von Gerhard Trumler (Wien: J & V Edition Wien/Dachs Verlags GmbH 1995) 191 Seiten und zahlreiche Farb- und Schwarzweißabbildungen (und ein eingelegerter kleinformatiger „Kleiner Stadtführer Krems und Stein“ von Franz Schönfellner/Gerhard Trumler, 32 Seiten), öS 980,—

Jubiläen gehorchen bestimmten Gesetzen, die vom dekadischen System her gestaltet werden. Dazu kommt im gegenständlichen Fall natürlich noch der Tausendjahr-Mythos, der nicht zuletzt sogar durch biblische Bezüge (und erheblich zeitnähere andere Vorstellungen) aktualisiert wurde. Aber auch Jubiläumsfeiern haben so ihre Gesetze. Und wenn sich eine Stadt auch noch so bemüht, nicht völlig auf den ausgetretenen Pfaden vergangener Jubiläen zu wandeln, so bleiben doch genügend Elemente übrig, die von anderswo und von früher übriggeblieben und gewohnt sind.

Aber so wie sich die Akzente der Feiern gegenüber früheren Gelegenheiten etwas verschoben haben, wahrscheinlich auch deshalb, weil der Fremdenverkehr wichtiger geworden ist, so sind auch die Akzente in der Produktion von Jubiläums-Büchern anders zu setzen. Wenn es früher (also bis gegen 1960) noch darum ging, vor allem einmal eine solide und vom Inhalt wie vom Umfang her exzeptionelle Stadtgeschichtsdarstellung vorzulegen, so läßt man heute aus derlei Anlässen eben Bücher schreiben, die gewissermaßen kulinarisch sind. Die Fotografie und Drucktechnik lassen dies gut zu, der Geschmack der Käufer verlangt auch eher Repräsentativität, die Kosten für Bücher sind so, daß man vor allem an den Absatz denken muß. Dazu braucht man zunächst ein großes (Buch-)Format, dann gute und viele Bilder sowie einige Autoren, die bekannt sind, und schließlich auch ein annähernd auf die feiernde Stadt und ihre Eigenart bezogenes Konzept für das Buch. Vermutlich wird auch noch einiges an Geduld und dicker Haut benötigt, damit das Werk aus seinen vielen Mosaiken zustandekommt. Krems ist das gelungen. Ein entsprechendes Jubiläumsbuch, an dem neben den Herausgebern noch 15 Autoren mitgearbeitet haben (die Sagen entnahm man einem Buch des verstorbenen Kremser Historikers und Museumsmannes Hans Plöckinger), ist rechtzeitig erschienen. Und unter den Autoren finden sich so bekannte Leute wie Alfred Komarek, Eva Bakos, Herwig Zens oder Werner Kitlitschka, zu denen Historiker wie Alois Brusatti, Karl Gutkas oder Friedrich Winter kommen; selbstverständlich darf ein Beitrag über die sogenannte „Venus“ vom Stratzinger Galgenberg nicht fehlen. Daß auch die historischen Beiträge den sogenannten Gegenwartsbezug nicht fehlen lassen dürfen, versteht sich bei einem solchen Buch von selbst. Und daß die Beiträge in der Regel so gut sind, daß sie wirklich etwas an Inhalt, Stimmung und Emotion vermitteln, wobei in der Regel auch die sprachliche Form angenehm und erfreulich ist, spricht für die Konzeption und die Arbeit der Herausgeber.

Nun, ich möchte nicht mißverstanden werden. Ich kritisiere oder ironisiere hier nicht das Kremser Jubiläumsbuch. Ich stelle lediglich Fragen zu gewissen — angeblich zwanghaft vorgegebenen — Erfordernissen, die der derzeitige Betrieb rund um Geschichte, Forschung, museale Tätigkeit, publizistische Aktionen und Jubiläen zu diktieren unternimmt und versucht; ich frage bloß anhand eines bestimmten Beispiels, ob es nicht anders gehen könnte, ob man nicht anders planen sollte. Ich tue das — bewußt — anhand eines gelungenen und guten Beispiels, weil damit die Bedeutung der Fragen deutlicher hervortritt und die Problematik deutlich wird.

Das Buch selbst enthält eine ganze Reihe von wichtigen Darstellungen, so etwa in dem Aufsatz des Mannes, der durch lange Zeit die Revitalisierung der Stadt betrieben hat, längst bevor anderswo etwas von „Stadterneuerung“ bekannt war, Harry Kühnel (†). Abgesehen von einigen Fotos, die irgendwo anders auch hätten gemacht werden können und eigentlich gar nicht unbedingt das Spezifische der Doppelstadt an der Donau vermitteln können, sind die Bilder hervorragend; viele von ihnen zeigen längst Bekanntes in einer neuen und anregenden Weise, andere aber stellen einfach dar, was es in Krems gibt und was in der Stadt geschieht. Der Anteil der Bilder ist groß, wenn man den Band als Ganzes beurteilt. Daß am Ende eine ganze Reihe von nützlichen Informationen, wie eine Übersicht über Wirtschafts- und Schuldaten, eine Zeittafel, eine Liste der Bürgermeister ab 1849 sowie Zusammenfassungen in Englisch, Französisch, Italienisch und Tschechisch nicht fehlen, rundet den Band ab und zeigt seine Bindung an gegenwärtige Klischees.

Der beigegebene kleine Stadtführer ist besonders wichtig. Er gibt dem, der durch die Bilder und die Texte veranlaßt worden ist, nicht nur das Buch, sondern die Stadt anzusehen, die erforderliche Orientierungshilfe, dazu jene Auskünfte, die man bei einer solchen Wanderung, nicht zuletzt auch über die Baulichkeiten, an denen man vorbeikommt, benötigt. Wenn man ihn — der ebenfalls gut bebildert ist — durchblättert, dann bedauert man, daß er nicht ein wenig umfangreicher ausgefallen ist. Man hätte in ihm eigentlich noch erheblich mehr an Informationen gesucht. Aber manches findet man ja — nach anderen Gesichtspunkten gruppiert — in einzelnen Beiträgen des großen Jubiläumsbuches.

Damit soll aber wieder auf die eingangs gestellten Fragen hingelenkt werden: Es versteht sich sozusagen von selbst, daß ein heutzutage präsentiertes Jubiläumsbuch nicht nur der Vergangenheit zugewendet sein kann. Es muß ja etwas von dem gegenwärtigen Leben und der Entwicklung darstellen! Gerade jetzt stellt sich ja die Situation und Position von Krems in einer besonderen Lage dar. Die Stadt gerät ab dem Jahr 1996 wohl immer stärker in den Bannkreis der neuen niederösterreichischen Landeshauptstadt und wird eine neue Position — oder gar „Identität“ — zu suchen haben. Derzeit ist man in Krems bemüht, eine solche vor allem auf dem Felde des Bildungswesens zu finden. Es wird sich zeigen, ob das genügt oder ob nicht auch noch in anderer Hinsicht entsprechende Aufgaben gesucht werden müssen, damit die zentralörtliche Funktion der Donaustadt in dem bisher innegehabten Maße erhalten bleibt.

Wenn man den Band zuklappt, dann erinnert man sich an kluge Sätze in den einzelnen Aufsätzen, an schöne und eindrucksvolle Bilder, dann hat man sich an der guten äußeren Gestaltung gefreut, in der eine lesbare Schrift viel Text auf eine Seite zu bringen vermag, dann ist man von der Vielfalt der Beiträge beeindruckt und dann denkt man doch auch an einen Besuch in der jubilierenden Stadt. Die Fragen, wie das damals bei der Gründung war, oder so — die stellt man dann an einem anderen Ort. Aber vielleicht gibt es doch auch neue Antworten darauf. Das wäre dann fast so schön wie dieser wunderschöne, dem Jubiläum wirklich entsprechende Band.

Gustav Reingrabner

Herwig Schöber (Hg.), **Krems — Stein — Mautern 1860-1930** (Wien: Album, Verlag für Photographie 1995) unpaginiert, 125 Schwarzweißabbildungen, 2 Seiten Text, 1 Seite Register, öS 298,—

Die Faszination alter Ansichtskarten und Fotos ist immer noch ungebrochen, dies beweisen ganze Serien von Bildbänden mit alten Fotos bzw. Ansichtskarten. Nach der Europäischen Bibliothek in Zaltbommel/Niederlande, einem Verlag, der tausende, auch kleine Orte in einer Reihe europäischer Länder in sein Verlagsprogramm aufnahm, dem NÖ Pressehaus in St. Pölten (Serie „anno dazu-mal“), der Edition Wien/Jugend & Volk-Verlag mit der Bildband-Reihe „Damals in . . .“ hat der Wiener Album-Verlag begonnen, zuerst Wiener Bezirksbände und einzelne Regional- und Stadtbände, nun aber auch den ersten Niederösterreich-Band aufzulegen.

Das Format der Album-Bände beträgt 17,5 x 24 cm, sodaß pro Seite zwei Fotos Platz finden. Vorangestellt ist eine Einleitung von zwei Seiten, die einen Überblick über die bauliche Entwicklung gibt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts änderte sich das Gesicht der Stadt „in wenigen Jahrzehnten völlig“. Interessant ist, daß die bauliche Entwicklung fast ganz durch eine Architektenfamilie geprägt war: „Die Architekten und Baumeister Utz senior und junior erreichten fast ein Monopol auf Planung und Bauausführung.“

Der vorliegende Band versucht anhand topographischer Aufnahmen vor allem das Stadtbild, Straßen, Gassen und Plätze zu zeigen. Ereignisse und Veranstaltungen sollen einem weiteren Band vorbehalten bleiben. Die Bildlegenden sind — im Gegensatz zu den Bänden der Europäischen Bibliothek — sehr knapp gehalten; oft wird nur der Name der Straße oder des Gebäudes genannt. Existiert ein abgebildetes Gebäude nicht mehr, so wird das Jahr des Abbruchs bzw. das heutige Gebäude genannt.

So beginnt der Bilderbogen mit dem Steiner Tor, dem einzigen erhaltenen Stadttor, und geht weiter über die Land- und Ringstraße zu den anderen Straßen und Plätzen. Manche Straßen werden aus verschiedenen Himmelsrichtungen gezeigt, das erhöht die Anschaulichkeit. Nicht mehr vorhandene

Gebäude (z. B. Nr. 48 die 1978 abgerissene Synagoge) werden wieder „sichtbar“. Der Kremser Bilderbogen endet mit der „K. k. Männer Strafanstalt“, es folgen Bilder der 1938 eingemeindeten Stadt Stein; Fotos wie Nr. 115 — man sieht die neue Eisenbahnbrücke aus dem Jahr 1895, aber auch die alte Holzbrücke — leiten über zur Stadt Mautern, die auch heute noch eine eigene Gemeinde bildet. Ein Register beschließt den mit viel Liebe zusammengestellten Bildband. Es ist zu hoffen, daß weitere Niederösterreich-Bände folgen werden.

Erich Rabl

Gerhard Jagschitz und Wolfgang Neugebauer (Hg.), **Stein, 6. April 1945**. Das Urteil des Volksgerichts Wien (August 1946) gegen die Verantwortlichen des Massakers im Zuchthaus Stein (Wien: Bundesministerium für Justiz — Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes 1995) 162 Seiten, öS 136,80

Dieses Buch ist ein Dokument der Menschenverachtung. Versehen mit einem Umschlag im tiefsten Friedhofsschwarz bietet es in sachlich-objektiver Form einen erschütternden Einblick in die Details des grauenhaften Massakers am 6. April 1945 im Zuchthaus Stein.

Bei Kriegsende 1945 war der nahezu siebzigjährige Direktor Franz Kodré Leiter der Justizhaftanstalt Stein, sein Vertreter war Verwaltungsinspektor Alois Baumgartner. Beide waren Mitglieder der NSDAP. Über die Räumung des Zuchthauses Stein im Zusammenhang mit dem Vordringen der Roten Armee gab es zwischen ihnen aber gravierende Meinungsunterschiede. Die „Richtlinien für die Räumung von Justizvollzugsanstalten im Rahmen der Freimachung bedrohter Reichsgebiete“ sahen für diesen Fall eine Rückführung, Abgabe an andere Stellen oder Entlassung vor. Bestimmte Häftlingsgruppen (z. B. asoziale und staatspolitisch gefährliche Gefangene, Juden, Judenmischlinge 1. Grades und Zigeuner) durften jedoch nicht entlassen werden. War deren Rückführung nicht mehr durchzuführen, waren sie „der Polizei zur Beseitigung zu überstellen, oder, wenn auch dies nicht möglich, durch Erschießen unschädlich zu machen“. Und noch etwas war zu beachten: „Die Spuren der Unschädlichmachung sind sorgfältig zu beseitigen.“ (S. 27)

Entgegen den für die „Freimachung“ angeordneten Regelungen entschied sich Kodré am 6. April 1945 im Hinblick auf die Frontnähe jedoch für die Entlassung aller Gefangenen — neben ganz pragmatischen Gründen sicher auch aufgrund des Motivs der Menschlichkeit. Baumgartner und andere fanatische Nationalsozialisten aber wandten sich gegen die Entlassung sämtlicher, insbesondere der politischen Häftlinge, auch noch, als die vom Anstaltsleiter verfügte Entlassungen bereits in vollem Gange waren.

Um nun trotz der teilweisen passiven Resistenz der meisten Aufseher eine reibungslose Durchführung der Entlassung zu gewährleisten, rief der — antifaschistisch eingestellte — Verwaltungsinspektor Lang mit Zustimmung Kodrés und unter Mithilfe der ihm als Antifaschisten bekannten Aufseher Lasky, Bözl und Schmörlzer ein Komitee aus den Reihen der politischen Häftlinge ins Leben, das für Ordnung sorgen sollte. Einige vertrauenswürdige politische Gefangene erhielten zu diesem Zwecke auch Gewehre aus den Beständen der Torwache und die dazugehörige Munition.

Daraufhin verständigte einer der Beamten der Justizhaftanstalt die Kreisleitung Krems der NSDAP, in Stein sei eine bewaffnete Revolte ausgebrochen und es müsse etwas dagegen unternommen werden. Da die Kreisleitung der Meinung war, daß sich „die Häftlinge der Strafanstalt Stein befreit hätten und nun plündernd nach Krems hereinströmten“ (S. 90), wurden Volkssturm, Wehrmacht und SS zum Zuchthaus beordert, wo sie Baumgartner — „obgleich sämtliche Beamten und Aufseher der Strafanstalt Stein . . . wußten, daß es sich um eine vom Anstaltsleiter verfügte, wenn auch etwas ungeordnete Entlassung aller Häftlinge handelte und daß es hiebei zu keinerlei Revolte, ja nicht einmal zur geringsten Tätlichkeit gegen einen Anstaltsbeamten oder Aufseher gekommen war“ (S. 95) — mit den Worten „Hier im Hause ist eine Revolte!“ empfing.

Was nun folgte, ist in Worten kaum auszudrücken. In der Meinung, daß es sich tatsächlich um einen Aufstand handelte, ging die Exekutive in grausamster Weise vor. „Was damals am 6. April in der Haftanstalt Stein geschehen ist, hat nichts mit soldatischer Pflichterfüllung zu tun, sondern war

blindwütiges Morden einer entmenschten Soldateska. Anders wäre es auch nicht denkbar, daß man Häftlinge, die sich bereits ergeben hatten, ja selbst Häftlinge, die man aus den Zellen oder Spitalsbetten zerrte, einfach erbarmungslos niedermachte.“ (S. 100) Der Volkssturmkommandant Leo Pilz schoß auf einen Häftling, der vor ihm kniete und um sein Leben bat, ein Häftling, der auf seine sieben Kinder hinwies und um Gnade flehte, wurde von der SS erbarmungslos niedergeschossen, „wobei einer der SS-Leute noch lachend sagte: ‚So, jetzt ist ihm leichter!‘“ (S. 101, 99) Gewehre, Maschinenpistolen, Maschinengewehre und Handgranaten wurden eingesetzt. Insgesamt fanden dabei 229 Häftlinge den Tod.

Der Anstaltsleiter Regierungsrat Kodré, Verwaltungsinspektor Lang und die Aufseher Lasky und Bölz wurden durch ein — angebliches — „Standgerichtsurteil“ zum Tode durch Erschießen verurteilt. Kreisleiter Wilthum begründete das „Urteil“ damit, „daß die vier Verurteilten das Vaterland in einem entscheidenden Augenblick dadurch in Gefahr gebracht hätten, weil sie in der Strafanstalt Stein den Ausbruch einer Revolte begünstigt hätten. . . . Kodré und Lang wollten noch etwas vorbringen, was aber vom Kreisleiter Wilthum nicht gestattet wurde. Auch die von ihnen vorgetragene Bitte, ihre Frauen noch einmal sehen zu dürfen, wurde brüsk abgelehnt“ (S. 109). Sie wurden in den Westhof der Anstalt geführt, an die Wand gestellt und von einer Wehrmachtsabteilung unter dem Kommando eines Offiziers hingerichtet.

Das Morden ging aber noch weiter. „Am 6. und 7. April wurden weitere Dutzende Häftlinge im Stadtgebiet von Krems an der Donau und in der Umgebung ermordet, so in Paudorf, Hörfarth und Rottersdorf bei Statzendorf, weiters in Wolfenreith im Dunkelsteiner Wald sowie in Theiss und Hadersdorf. Auf dem Friedhof von Hadersdorf am Kamp wurden am 7. April 61 flüchtige Häftlinge erschossen. Die Gesamtzahl der Opfer ist bis heute nicht bekannt.“ (S. 12) Die in der Justizstrafanstalt erschossenen Häftlinge wurden am 7. April im Wäschereihof in drei Massengräbern beerdigt, die Leichen der vier Justifizierten Kodré, Lang, Lasky und Bölz (sowie die des „versehentlich“ erschossenen Verwaltungssekretärs Kwis) wurden abgesondert bestattet. Von den überlebenden Gefangenen wurden am 7. und 8. April von Baumgartner — dem neuen Anstaltsleiter — 240 Häftlinge, vorwiegend Kriminelle mit Freiheitsstrafen bis zu 5 Jahren, entlassen, die restlichen 836 Gefangenen unter unenschlichsten Bedingungen per Schiff nach Passau gebracht und von dort per Bahn in drei bayrische Anstalten überstellt.

Dieser Sachverhalt wird im besprochenen Buch ausführlich dargestellt. Es enthält den vollständigen umfangreichen Text des „Urteils des Landesgerichts Wien als Volksgericht gegen Leo Pilz u.a. vom 30. August 1947“, die Zitierung der vom Gericht herangezogenen Gesetzesstellen sowie einige erläuternde Beiträge.

Die Publikation verfolgt zwei Anliegen: „Zum einen soll an eines der zahlreichen Massenverbrechen der nationalsozialistischen Machthaber knapp vor dem Kriegsende in Österreich — das Massaker im Zuchthaus Stein — erinnert werden; zum anderen möchten wir am Beispiel des Prozesses gegen die Verantwortlichen für dieses Gemetzel zeigen, welche Anstrengungen die österreichische Justiz in den ersten Jahren nach der Befreiung zur Aufklärung und Ahndung der NS-Verbrechen unternommen hat“, schreiben die Herausgeber im Vorwort.

Zwischen 1945 und 1955 fällten die Volksgerichte 23477 Urteile — 13607 Schuldsprüche und 9870 Freisprüche. Im vorliegenden Prozeß wurden fünf Todesurteile gefällt sowie fünf Schuldsprüche zu lebenslangem schwerem Kerker, ein Schuldspruch zu 3 Jahren schwerem Kerker und vier Freisprüche. Die Todesurteile wurden im Galgenhof des Wiener Landesgerichts für Strafsachen vollstreckt. Die zu lebenslänglichem schwerem Kerker verurteilten Angeklagten wurden inzwischen bedingt begnadigt und aus der Haft entlassen.

Die vorliegende Publikation trägt der Bedeutung der Volksgerichtsverfahren für die zeitgeschichtliche Forschung Rechnung und ist daher als wertvolle Geschichtsquelle zu bewerten. Der einem breiteren Interessentenkreis angehörende Leser darf sich jedoch nicht durch die stellenweise trockene juristische Ausdrucksweise des Urteilsspruches verschrecken lassen. Die Begründung des Urteils ist nämlich so ausführlich und so gut lesbar, daß sie — für einen breiteren Leserkreis — den wichtigsten Teil des Buches darstellt. Die Seiten 82-124 geben eine so detaillierte und daher umso erschütterndere

Schilderung dieser furchtbaren Apriltage, daß sie zur Pflichtlektüre der offiziellen und privaten politischen Bildung erklärt werden müßten. Oder sollte man verschweigen, verdrängen oder vergessen, wie ein verzweifelt „Mutter! Mutter!“ rufender Häftling mit einem Genickschuß getötet wurde, daß die Witwe des Anstaltsleiters Kodré vom Tod ihres Mannes durch ein Zuchthaus-Büropapier mit dem Text „Regierungsrat Franz Kodré wurde über Auftrag des Gauleiters als Reichsverteidigungskommissar heute standrechtlich erschossen. Stampiglie. Unterschrift“ verständigt wurde und daß zwei eingelieferte Ausländer aufgrund eines mit einem Stempel der Wasserschutzpolizei und einer unleserlichen Unterschrift versehenen Zettels mit dem Auftrag, „daß die zwei Eingelieferten zu erschießen seien“ (S. 116), ermordet wurden. Und daß die in Wolfenreith verhafteten Widerstandskämpfer mit der „Würgefesselung“ festgehalten wurden: „Diese Fesselung geschieht in der Weise, daß um die Hände ein Strick gebunden, dieser dann durch die Beine gezogen, am Rücken aufwärts geführt und um den Hals des bedauernswerten Opfers geschlungen wird, sodaß dieses sich ständig in einer zusammengekauerten Stellung befinden mußte, wenn es nicht Gefahr laufen wollte, bei der geringsten Streckbewegung erwürgt zu werden.“ (S. 123)

Eine von einem Studentenkollektiv zusammengestellte „Chronik der Ereignisse“ am Schluß der Publikation gibt einen kurzen Überblick über die Vorkommnisse. Die ganze Tragweite des Massakers selbst kommt dabei aber kaum zum Ausdruck.

Die Broschüre zeigt eindrucksvoll — und damit komme ich zum Einleitungssatz zurück — die praktischen Auswirkungen der Menschenverachtung des Nationalsozialismus. In dieser Hinsicht ist die Publikation ein wertvolles zeitgeschichtliches Quellenwerk. Darüberhinaus kann die Beschäftigung mit diesen furchtbaren Ereignissen aber auch Anlaß dazu sein, wachsam zu sein und jede politische Ideologie danach zu befragen, welchen Stellenwert sie dem einzelnen Menschen und seiner Menschenwürde zuweist.

Anton Pontesegger

Michael Grill, **Josef Neugebauer (1810-1895)**, Herausgegeben anläßlich einer vom KMV und dem Stift Melk gestalteten Gedächtnisausstellung 1995 (Melk: Kultur- und Museumsverein Melk 1995) 22 Seiten mit 12 Schwarzweißabbildungen, öS 35,—

Das Bändchen über den Maler Josef Neugebauer von Michael Grill ist ein Auszug aus der Hausarbeit Grills an der Hochschule für künstlerische und industrielle Gestaltung in Linz. Es beschreibt Leben und Werk eines klassizistischen Künstlers, der seinem Stil bis zuletzt treu geblieben ist.

Als Zeitgenosse von Ferdinand Waldmüller kommt er diesem auf dem Gebiet des Porträts sehr nahe. Seine Kunstauffassung war geprägt von der Ehrfurcht vor den alten Meistern wie Raffael und Rubens. Die liebevolle Behandlung der Details und die klassische Schlichtheit der Gebärde in seinen Porträts weist auch auf Ingres als Vorbild hin. Den Wert dieser Bilder stellen vor allem die meisterhafte Technik sowie die Naturtreue dar. Dies wurde auch durchaus zu seiner Zeit von den Kunstliebhabern bis hinauf zum Kaiserhaus an den Bildern Neugebauers bewundert und gewürdigt.

Nach seinem Tod geriet der Maler bald in Vergessenheit. Dies hängt damit zusammen, daß die Kunst bekanntlich um 1900 radikal andere Wege ging. Erst in der Gegenwart wurden durch Clemens Auer und P. Martin Rotheneder die Bilder im Stift Melk, wo sich der Nachlaß des Künstlers befindet, ihrer hohen Qualität wegen wiederentdeckt und teilweise ausgestellt.

Das Verdienst von Michael Grill ist es, durch genaue Recherchen einen Einblick in das Leben des Künstlers sowohl in künstlerischer als auch in sozialer Hinsicht zu geben.

Herbert Puschnik

Ralph Andraschek-Holzer (Bearbeiter), **Benediktinerstift Altenburg 1144-1994** (= Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, 35. Ergänzungsband, St. Ottilien: Eos-Verlag 1994) 462 Seiten, zahlreiche Abbildungen, öS 380,—

Die Geschichte des Stiftes Altenburg liest sich zunächst als eine Kette von Katastrophen. Dreimal (1427, 1430 und 1467) wurde das Kloster von den Hussiten geplündert und zerstört, eine Brandkata-

strophe machte 1480 das Unglück voll. Das mühsam wiederhergestellte Stift gelangte in der Reformationszeit an den Rand des Untergangs, die protestantischen „Horner Stände“ plünderten es 1619 aus, und das mühsam Aufgebaute wurde 1645 von den schwedischen Truppen Torstensons niedergebrannt. Es mutet fast wie ein Wunder an, daß im 18. Jahrhundert hier ein barockes Gesamtkunstwerk von seltener Qualität entstehen konnte. Eine neue Katastrophe brach über Altenburg im 20. Jahrhundert herein, als es vom nationalsozialistischen Regime aufgehoben und nachher von der russischen Besatzungsmacht als Kaserne benützt und unvorstellbar verwüstet wurde. Wer das Stift damals sah, kann über den heutigen Glanz Altenburgs nur staunen. Und die vorliegende Festschrift zum 850jährigen Jubiläum der Gründung legt Zeugnis ab für den starken Lebenswillen des Klosters und für die umsichtigen und erfolgreichen Bemühungen um seine geistliche und künstlerische Wiederherstellung.

Der Inhalt dieser Festschrift ist sehr reichhaltig. In 26 Beiträgen haben kompetente Fachleute Altenburger Themen von den verschiedensten Seiten dargestellt und bieten insgesamt ein eindrucksvolles Bild von der Vielfalt dieses Waldviertler Kultur- und Glaubenszentrums. Es ist nicht möglich, sie hier alle einzeln aufzuzählen. Sie behandeln historische Themen von der Gründungsurkunde bis zur Gegenwart. Breiten Raum nehmen selbstverständlich kunsthistorische Abhandlungen ein, von archäologischen Untersuchungen bis zu mehreren Beiträgen über Altenburger Barockwerke. Darunter sind Arbeiten über die bisher kaum behandelten Künstler Leopold Wißgrill und Johann Georg Schmidt (der oft der „Wiener Schmidt“ genannt wurde, aber aus Südböhmen stammte). Man findet auch Untersuchungen über einzelne Altenburger Handschriften sowie über ganze Sammlungsbestände (Handschriftensammlung, Mineraliensammlung) und aus dem Gebiet der Wirtschaftsgeschichte. Selbstverständlich kommt auch die Tradition des monastischen Lebens nicht zu kurz, denn mehrere Beiträge behandeln den Mönchskonvent von Altenburg.

So will die vorliegende Festschrift nicht eine Geschichte des Stiftes Altenburg darstellen — eine solche ist bereits, reich illustriert, 1981 erschienen. Sie bietet vielmehr ein reiches Spektrum verschiedener Glanzlichter aus Kultur, Kunst und Geschichte und vermag gerade durch diese unsystematische Vielfalt die Bedeutung und das Wesen eines österreichischen Stiftes überzeugend und lebendig darzustellen.

Floridus Röhrig

Vom Morgen im Heute: Dorferneuerung Kautzen. Hg. vom Club Niederösterreich — Interessengemeinschaft ländlicher Raum (Wien: Club Niederösterreich 1994) H. 4/5, 112 Seiten, viele Schwarzweißabbildungen, öS 90,—

Gemessen an der Einwohnerzahl kommt in der regionalen Presseberichterstattung keine Gemeinde im oberen Waldviertel öfter in die Schlagzeilen als die Marktgemeinde Kautzen. Die vorliegende Broschüre erklärt diese Tatsache nun: Ein großes kreatives Potential fleißiger Menschen, gepaart mit unternehmungslustigen Gemeindevertretern, ergibt den Modellfall Kautzen.

Niklas M. Perzi, der Alleinverfasser dieses Bandes, ist selbst Kautzener Gemeindebürger. Er sieht in seinem Beitrag aber nicht kritiklos nur die Sonnenseiten, sondern beleuchtet auch stets die Schattenseiten der Gemeindeentwicklung, wodurch ein ungeschminktes, aber nichtsdestotrotz positives Bild dieser Waldviertler Gemeinde entsteht. Der Stolz über die erbrachten Leistungen ist auch berechtigt: Unzählige Umweltpreise hat Kautzen bereits erhalten, 1993 sogar den Klimaschutzpreis der Organisation „Greenpeace“; das bäuerliche Blockfernheizwerk ist österreichweit ein Vorbild (und sogar schon als Musterbeispiel in einem Schulbuch enthalten); die Kontakte zu einer tschechischen Nachbargemeinde wurden zielstrebig vorangetrieben, wodurch ein Präzedenzfall von „Vergangenheitsbewältigung“ geschaffen werden konnte, usw. Ich möchte nicht mehr Themen aufzählen, weil bloße Nennungen nicht die Intention des Bandes erfüllen können — die Leser sollen sich selbst in die vielfältige Thematik (diese reicht bis zum UFO-Alarm in Kautzen) unbeeinflusst einlesen.

Die vorliegende Broschüre des Clubs Niederösterreich verdient weite Verbreitung. Sie könnte vielen Gemeindeverantwortlichen und vor allem auch allen Gemeindebürgern zeigen, was in einer kleinen Gemeinde möglich ist.

Harald Hitz

Marktgemeinde Krumau am Kamp. Ein Heimatbuch. Wissenschaftliche Leitung: Stephan Fordina (Marktgemeinde Krumau am Kamp: 1995) XXX+II36 Seiten mit zahlreichen Farb- und Schwarzweißabbildungen, öS 600,—

Aus einer Gemeinschaftsleistung, die anlässlich des Jubiläums der Verleihung des Marktrechtes an den Ort (vor 550 Jahren) angefangen wurde, ist dieses imposante Buch hervorgegangen, das den Marktort sowie die seit der niederösterreichischen Gebietsreform mit diesem zu einer politischen Gemeinde vereinigten Ortschaften behandelt. Es setzt mit einer durchaus traditionellen Darstellung der geographischen und klimatischen Grundlagen der Besiedlung ein, versucht dann — ausgehend von Karl Lechner, aber unter Einbeziehung einiger neuer Erkenntnisse — den Gang der Besiedlung darzustellen und wendet sich dann den einzelnen lokalen Abschnitten zu: Die Marktgemeinde in der Gegenwart (S. 41-62), die Siedlungsformen (S. 63-76), der Name (S. 77-82), die Herrschaft (S. 83-100), Besitzgeschichte der Herrschaft (S. 101-142); die Burg als Mittelpunkt der Herrschaft (S. 143-164), abgekommene Siedlungen und Orte (S. 165-170), der Landgerichtsbezirk (S. 171-182), die Geschichte des Marktes von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg (S. 183-240), in der Zwischenkriegszeit (S. 241-268), im Zweiten Weltkrieg (S. 269-292), seither (S. 293-314 und 315-363). Daran schließen sich die Geschichte der Pfarre Krumau (S. 363-394) und eine Beschreibung der Kirche (S. 395-414), weiters die von religiösen Denkmälern im Marktort (S. 415-418), sowie eine umfangreiche Häuserchronik (S. 429-546) an, wie solche auch für die eingemeindeten Orte noch folgen (Preinreichs S. 675-704, Eisenberg S. 719-748, Idolsberg S. 825-862, Thurnberg S. 905-916, Tiefenbach S. 917-996). Dann folgen Aufsätze über Volksschule, Feuerwehr, Kameradschaftsbund, Vereinswesen in Krumau. Die einzelnen Orte wurden je nach Bedeutung und vorgefundenen Nachrichten dargestellt: Preinreichs (Entstehung und Entwicklung, S. 645-664, Kapelle und religiöse Denkmale, S. 665-674), der Klausenhof (S. 705-710), Idolsberg (Herrschaftsgeschichte S. 751-762, Ortsgeschichte S. 763-794, Pfarrgeschichte S. 795-804, Pfarrkirche S. 805-824, Volksschule S. 863-883), Thurnberg (S. 885-904). Sämtliche freiwilligen Feuerwehren in der Marktgemeinde haben Darstellung gefunden (S. 591-610, 711-718, 749-750, 883-884, 997-1002). Zwei Kapitel des Buches befassen sich mit den Strukturen und Arbeitsformen der Landwirtschaft (S. 1003-1028, 1029-1065), wobei das seinerzeitige Verhältnis zur Grundherrschaft und Erzählungen zur Lebens- und Arbeitswelt um 1925 im Mittelpunkt stehen. Der Band wird durch eine Reihe von eher bunt gemischt anmutenden kleineren Kapiteln abgeschlossen: Es geht um Raiffeisenkasse, Gendarmerieposten, Postämter, gewerbliche Wirtschaft, um eine Darstellung des Jahresbrauchtums (S. 1091-1116) und eine Zusammenstellung von „Sagen über Krumau und Umgebung“ (S. 1117-1136). Allein diese Aufzählung zeigt etwas von dem Umfang des Buches und seinem — nicht nur äußerlichen — Gewicht. Es ist dementsprechend schlechterdings unmöglich, in einer knappen Besprechung seinen Inhalt darzustellen. Lediglich einige Anmerkungen sollen gemacht werden:

- a) Es ist beachtlich, was auch über kleine und kleinste Orte an historischen Nachrichten zusammengetragen werden kann. Es ist damit wirklich möglich, ein deutliches Bild der Entwicklung der Region zu geben, wenigstens was die äußerlichen Verhältnisse und die institutionellen Formen des Lebens anbelangt. Das Buch tut das in eher traditionellen und in durchaus knapper Weise, was als Anerkennung zu verstehen ist.
- b) Die Bedeutung von Häuserchroniken wird wieder deutlich. Diesen hätte man in dem Buch eine etwas bessere drucktechnische Betreuung gewünscht (Lektorat und Layout).
- c) Die Gliederung von Heimatbüchern stellt sich nach wie vor als Problem dar, das — wie immer es versucht wird — doch nur unvollkommen gelöst werden kann. Schade ist in dem Krumauer Buch, daß eine Reihe von (vermutlich zu spät eingelangten) Beiträgen zusammenhanglos ans Ende gestellt wurden.
- d) Das Problem der Verknüpfung von landesgeschichtlichen Entwicklungen mit den Ereignissen in den Orten in der Darstellung ist auch in dem Krumauer Buch nicht so gelöst, daß man wirklich zufrieden sein könnte. Kann es aber überhaupt gelöst werden? Wäre dazu nicht die Zusammenar-

beit von lokalen Kennern der Entwicklung mit wirklichen Fachleuten der landesgeschichtlichen Forschung notwendig?

- e) Die Fragen der „Besiedlung“ nach 1050 („babenbergische Landnahme“) wären heute doch noch anders zu sehen; daraus ergeben sich vielleicht auch neue Erkenntnisse zur frühen Herrschaftsgeschichte.
- f) Kann — mindestens bis ins 18. Jahrhundert — die Geschichte der Pfarre wirklich deutlich von der des Ortes geschieden werden? Sind nicht die geistlichen und weltlichen Lebensformen unmittelbar miteinander verbunden gewesen, und zwar auch noch in der Barockzeit? Auch das ist nicht so sehr eine Frage nach dem Inhalt des Buches, sondern nach seiner Gliederung.

Natürlich könnte man noch weitere Fragen stellen. Sie zeigen aber lediglich — und in dieser Absicht wurden sie gestellt —, welch großen Wert das Buch hat und welche Probleme gerade dann, wenn es möglich ist, viel Material zu sammeln und darzustellen, bei der Abfassung eines solchen Werkes auftreten. Der Marktgemeinde, ihrem Bürgermeister Erwin Warnung, der selbst auch mitgearbeitet hat, sowie den Hauptmitarbeitern (und vermutlichen Anregern) Stephan Fordinal, Herbert Kefeder und Franz Fux sei jedenfalls wirklicher Dank für die Mühe (auch in finanzieller Hinsicht) gesagt, die mit der Abfassung und der Herausgabe des Buches verbunden waren. Bildredaktion und Lektorat hätten manches besser machen können, die Druckqualität ist meist recht gut, der Preis außerordentlich günstig.

Gustav Reingrabner

Andreas Johannes Brandtner (Idee und Realisierung), **Langau im Waldviertel** (Langau: Waldviertler Sommerlager SOLA-Langau Karl Toifl 1994) 444 Seiten mit 108 Farbabbildungen und ca. 400 Schwarzweißabbildungen und Karten, öS 400,—

Wie Pfarrer Andreas Johannes Brandtner in seinem Vorwort betont, geht es ihm in diesem Werk darum, Langau in seiner Ganzheit darzustellen, also gesellschaftliche, kulturelle, soziale und religiöse Ansätze aufzuzeigen. Im Sinne des Slogans „Zukunft braucht Herkunft“ soll dieses Buch dazu beitragen, das „Langauer Selbstwertgefühl“ zu erneuern.

Weit gespannt ist der inhaltliche Bogen dieses Buches. Einer Einstimmung und einer Kurzanalyse der Lebensform Dorf folgen Gedichte über Langau, die Wappen aus der Geschichte von Langau und eine gut gelungene Abhandlung über die Kleinkunstdenkmäler von Christa Pilshofer. Sie bietet neben einer Beschreibung der Denkmäler viele Berichte von Ortsbewohnern und hat zahlreiche archiva-lische Quellen ausgewertet. Dieser Abschnitt ist mit einem Anmerkungsapparat versehen und bietet ein Quellen- und Literaturverzeichnis. Es fehlen auch nicht Karten und Hinweise auf trigonometrische Besonderheiten.

Das Kapitel „Die Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt“ hat Franz Pilshofer bearbeitet. Es folgt ein Bericht über die jetzige Orgel und ihre Vorgängerinnen sowie die „Geschichte von Langau mit besonderer Berücksichtigung der Pfarrgeschichte“ von Milo Ambros. Auch dieses Kapitel enthält exakte Quellenangaben.

Franz Wurst hat „Weitere wichtige Ereignisse“ aus der Geschichte von Langau zusammengestellt, die vor allem die jüngere Zeit betreffen. Anschließend finden wir eine Liste der Bürgermeister, Vizebürgermeister und Sekretäre sowie Volkszählungsergebnisse. Morden und Totschlägen in Langau folgt das Kapitel „1938-1945“, das aber nur weitgehend unkommentierte Fotos enthält. Zur Volksschule gibt es unterschiedlichste Beiträge. Sie reichen vom Artikel „Die Volksschule Langau und ihre Leiter“ von Milo Ambros über „Aus der Chronik unserer Schule“ von Franz Kaufmann bis zum Beitrag „Das Neueste aus der VSL“ von Reinhard Mayerhofer.

Ein bißchen mehr Abstimmung der Beiträge hätte hier gut getan. Mir ist es völlig unverständlich, wie es in Kaufmanns Aufsatz heißen kann „Der erste namentlich genannte Lehrer in Langau hieß Thomas Themer. Er unterrichtete von 1740 bis 1770“, wenn einige Seiten vorher eine Liste aller Oberlehrer und Schuldirektoren veröffentlicht wird, die vor dem Namen Themer neun „ältere“ Oberlehrer

enthält. Außerdem gibt es in dieser Liste als Nr. 10 zwar einen Paul Themer und als Nr. 11 einen Josef Andre Themer, aber keinen Thomas Themer.

Im Kapitel Persönlichkeiten finden wir die Ortsrichter und wieder einmal, zum zweiten Mal, die Bürgermeister. War jetzt Benedikt Wurstinger ab 1905 oder ab 1907 Bürgermeister? Es folgen die Kirchenväter und Kirchenräte, die Ärzte, die Pfarrer und Kapläne, Postmeister und Bahnhofsvorstände.

Aus „Frau Saga im niederösterreichischen Waldviertel“ von Franz Kießling wurden einige Sagen über Langau übernommen. Sigrun Seidl erläutert die Flurnamen in Langau und berichtet über interessante Sitten und Bräuche. So sollen etwa die Gräber in Langau bis ins späte 19. Jahrhundert mit blau-weiß gestrichenen Brettern eingefaßt worden sein.

Interessant, wenn auch nicht vollständig, ist der Artikel über die Herkunft der Familien. Es werden für Zeiträume von etwa 50 Jahren jeweils die erstmals aufscheinenden Familiennamen genannt und außerdem wird angefügt, welche Träger davon heute noch in Langau ansässig sind. Für zwölf Häuser folgen Hauschroniken. Familienforscher freuen sich sicher über die Stammbäume von 48 Familien.

Professionell gestaltet sind die Beiträge „Der geologische Aufbau der Landschaft um Langau“ von Reinhard Roetzel und Gerhard Fuchs und „Der Braunkohlebergbau von Langau“, den Roetzel allein bearbeitet hat.

Es folgen Aufsätze über Lagerhaus, Milch- und Molkereigenossenschaft, Raiffeisenkasse, Volksbank und Landwirtschaftliche Informationsgemeinschaft. Das rege Vereinsleben von Langau spiegelt sich in Berichten über die Blasmusikkapelle, die Damenturngruppe, die Feuerwehr, den Gesang- und Musikverein, den Dorferneuerungs- und Dorferhaltungsverein, den Kameradschaftsbund, den Kirchenchor, die Theatergruppen, die Landjugend, den Schützen- und Sportverein und die White Angels.

Der „WILLI“ (= Was in Langau los ist) informiert die Langauer über Ereignisse und Veranstaltungen in und um Langau. Sehr aktiv sind auch die Legion Mariens und die Jungschar. Das Sommerlager Langau führt seit über zehn Jahren Kinder und Jugendliche auf die Kippe zum Bergwerkssee. Schließlich stellen sich die Langauer Betriebe jeweils auf einer Seite vor.

Der Band wagt auch einen Blick nach Norden. Die Nachbargemeinde Schaffa, mit der es im 17. Jahrhundert immer wieder Streit um den Grenzwald gab, war bekanntlich zuletzt durch den Eisernen Vorhang von Österreich getrennt. Gut, daß im Buch dokumentiert werden kann, daß er gefallen ist. Das Buch schließt mit einer Darstellung der Katastralgemeinde Hessendorf. Dem AKW von Dukovany werden Langauer Erstkommunionkinder mit brennenden Kerzen gegenübergestellt.

Nach Lektüre dieses Buches kann ich durchaus sagen, daß ich einen Einblick in das Leben von Langau bekommen habe. Was ich mir gewünscht hätte, wäre eine etwas sorgfältigere Redaktion. Ein Ortsfremder kann mit unbeschrifteten Bildern, die willkürlich im Text verteilt sind, wenig anfangen, und meinem Ordnungssinn widerspricht es, wenn auf die Bilder der Dreikönigsaktion von 1992 jene von 1989, 1981 und 1993 folgen oder dem Feuerwehrgruppenfoto von 1967 jene von 1960, 1994 und 1903 (!). Wer der stolze Feuerwehrmann mit dem Pokal auf Seite 352 ist, werde ich wohl nie erfahren, und daß unser Landesschulratspräsident Stricker heißt und nicht Stickler, wie Seite 194 zu lesen ist, weiß ich nur, weil ich Lehrer bin.

Reinhard Preißl

Heinrich Eggerth, **Die schwarze Kugel** (Krems: Österreichisches Literaturforum 1994) 77 Seiten, 1 Schwarzweißabbildung, öS 150,—

Den Beginn eines Lehrerlebens auf dem Land könnte man sich anders vorstellen, selbst wenn er in die ersten harten Jahre nach dem Krieg fällt. Heinrich Eggerth läßt uns keine Chance auf romantische Illusionen. Schonungslos und sarkastisch beschreibt er den Weg seiner Hauptperson Richard — ohne Zweifel der Autor selbst — durch das letzte Kriegsjahr und dann durch seine kurze Ausbildung zum Lehrer. „Die schwarze Kugel“ ist dabei das Sinnbild für sein Leben, das, seiner Meinung nach, immer weiter einem Tiefpunkt zurollt, der dann eben das Leben eines Dorfschullehrers ist. Mit sei-

nen Ansichten über den Sinn des Lehrerlebens schockiert er gleich zu Beginn des kurzen Romans: „Aber Lehrer? War das nicht einer, der auf Kinder aufpaßte, bis sie genau so ekelhaft wurden wie ihre Eltern, einer, der unschuldigen Kleinen das beibrachte, was sie brauchten, um schuldig zu werden als Große?“ oder „Lehrer, das war einer, der aus Menschen Staatsbürger erzeugte, indem er ihnen Temperament und Eigenart amputierte und das Denken überhaupt abgewöhnte.“

Natürlich erfährt man viel über das Leben damals — als Ort der Handlung ist unschwer die Stadt Horn mit den umliegenden Dörfern zu erkennen —, über eine Zeit, in der die Kinder in Holzschuhen zur Schule gingen und der Lehrer, besonders ein „Springer“, kilometerlange Fahrten auf einem alten Fahrrad auf sich nehmen mußte.

Das Wesentliche und Überraschende ist jedoch, daß trotz des pessimistischen Beginns mit fortschreitender Erzähldauer ein ganz anderes Bild dieses Lehrers entsteht: das Bild eines Menschen mit viel Gefühl und einem großen Herzen für Kinder, die ihm dies auch zu danken wissen. Humor blitzt auf, und kurze, eindrucksvolle Naturbilder erscheinen vor dem Auge des Lesers.

Ein sarkastischer, genau und scharf beobachtender Mensch, der keinen Mißstand unerwähnt läßt, bringt uns zum Schluß zu dem Wunsch, es möge mehr solche Lehrer geben. Lesenwert — nicht nur für Lehrer!

Ulfhild Krausl

Brigitte Wiedl, **Blickspuren — Gedichte** (Krems: Österreichisches Literaturforum 1994) 125 Seiten, 6 Schwarzweißdrucke von Erich Kres, öS 150,—

Brigitte Wiedl, 1945 in Wien geboren, lebt und arbeitet in Krems. Im vorliegenden Lyrikband gibt sie uns in 99 Gedichten, gegliedert in sechs Abschnitte, Einblick in ihr Leben und ihre Gefühlswelt. Sie verwendet dazu verschiedenartige Versformen, wobei mir die zu ganz kurzen Gedichten „verdichteten“ Gedanken besonders eindrucksvoll erscheinen. Ihre „Blickspuren“ durchstreifen alle Gebiete des menschlichen Daseins, beschreiben Zustände, Gedanken, Empfindungen, aber auch geographische Orte, Landschaften, Jahreszeiten.

Man findet immer wieder Eindrücke beschrieben, die einem bekannt vorkommen, die man so oder so ähnlich selbst schon gedacht hat. Die knappe Sprache ist lebendig, nie maniert, immer lebensbejahend und positiv: „Der Tag umarmt mich jeden Morgen neu.“ Man spürt auch sehr deutlich, daß die Gedichte von einer Frau geschrieben wurden.

Vor jedem Buchabschnitt sind Schwarzweißdrucke von Erich Kres eingefügt, Variationen zum Thema „Gesicht“. Das sehr kluge und einfühlsame Vorwort von Heinrich Eggerth sei ebenfalls erwähnt.

Ulfhild Krausl

BÜCHER ZUM JAHR 1945

Maria Mayr

DAS JAHR 1945 IM BEZIRK HORN

176 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, öS 160,—

Christoph Schadauer

**DAS JAHR 1945 IM BEZIRK WAIDHOFEN AN DER THAYA
(Zweite Auflage) 320 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, öS 195,—**

Bestelladresse: WHB, A-3580 Horn, Postfach 100

Mitteilungen des Waldviertler Heimatbundes

Jahreshauptversammlung des Waldviertler Heimatbundes in Gföhl

Die diesjährige Jahreshauptversammlung des Waldviertler Heimatbundes fand am Sonntag, dem 7. Mai 1995, im Gasthaus Haslinger in Gföhl statt. Präsident Prof. Dr. Erich Rabl begrüßt die erschienenen Mitglieder, insbesondere Ehrenpräsident Dr. Berthold Weinrich, Dr. Johannes Wurzer vom NÖ Bildungs- und Heimatwerk, OSR Friedrich Schadauer und Reg.-Rat Dr. Franz Trischler; er eröffnet die Jahreshauptversammlung und stellt die Beschlußfähigkeit fest. Für die Organisation der Jahreshauptversammlung in Gföhl bedankt er sich bei Walter Enzinger und HOL Paul Ney. Ebenso begrüßt Dr. Rabl OStR. Mag. Josef Konar, der das EDV-Programm für das Generalregister der Zeitschrift „Das Waldviertel“ erstellt hat und im Anschluß an die Jahreshauptversammlung präsentiert.

1. Bericht des Präsidenten Prof. Dr. Erich Rabl über das Vereinsjahr 1994 und Vorschau auf das Jahr 1995

Der Präsident berichtet, daß seit der letzten Jahreshauptversammlung in Weitra am 29. Mai 1994 zwei Vorstandssitzungen stattgefunden haben, und zwar am 14. Oktober 1994 in der Bezirksbildstelle in Zwettl und am 1. April 1995 im Kunsthaus in Horn. Zusätzlich gab es zahlreiche Gespräche mit den Vorstandsmitgliedern, den Mitgliedern der Redaktion und den anderen Mitarbeitern, aber auch viele Einzelkontakte, zum Teil, wie es dem Zug der Zeit entspricht, telefonisch.

Der Schwerpunkt der Tätigkeit liegt nach wie vor in der Herausgabe der Zeitschrift „Das Waldviertel“ und der Schriftenreihe des WHB. Unsere Zeitschrift erschien 1994 schon im 43. Jahrgang, zählt man die Jahrgänge der Zwischenkriegszeit dazu, so sind es schon 54 Jahrgänge. Die vier Hefte des Jahres 1994 hatten einen neuen Rekordumfang von 452 Seiten — im Vergleich dazu hatte die gesamtösterreichische Zeitschrift „Unsere Heimat“ im selben Jahr 312 Seiten. Bei jedem Heft unserer Zeitschrift arbeiten an die 30 Mitarbeiter mit. Dr. Rabl gibt einen Rückblick auf die Leitartikel der Zeitschrift. Heft 2/1995 ist in Vorbereitung und erscheint Ende Juni, der Leitartikel ist von Univ.-Prof. Dr. Gustav Reingrabner: „Das Waldviertel als Kriegsschauplatz im Dreißigjährigen Krieg“.

Seit 1993 ist ein Schwerpunktheft über die Erdgeschichte des Waldviertels geplant. Die Gesamtdirektion liegt in den Händen von Univ.-Prof. Dr. Friedrich F. Steininger, o. Prof. am Institut für Paläontologie der Universität Wien, seit kurzem Obmann der Krahuletz-Gesellschaft Eggenburg und ab 1. Juli Direktor der Senckenberg-Stiftung in Frankfurt am Main. Als Beilage für dieses Heft ist eine geologische Karte des Waldviertels in Farbe geplant. Dieses Schwerpunktheft soll als Heft 4/95 erscheinen.

An Veranstaltungen gab es nach zwei Graselfesten in Horn in den Jahren 1992 und 1993 am 11. Juni 1994 das dritte Graselfest im Hof des Schlosses Drosendorf. Mitwirkende waren die Tanzgruppe Tanthea aus Waidhofen an der Thaya und der Schülerchor des Gymnasiums von Kremsier. Leider war schlechtes Wetter und trotz Ankündigung im ORF nicht allzu zahlreicher Besuch. Die zweite Veranstaltung war am 18. Juni 1994 eine Buchpräsentation im Palmenhaus in Gmünd. Vorgestellt wurde das Buch „Kontakte und Konflikte“, Referenten waren Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer, Univ.-Ass. Dr. Andrea Komlosy und Prof. Dr. Harald Hitz. Die tschechische Musik- und Tanzgruppe „Prácheňský Soubor“ begeisterte die Anwesenden.

Der Buchverkauf, welcher hauptsächlich auf dem Versandwege erfolgte, war 1994 wieder sehr gut. Bei den verschiedenen Veranstaltungen des WHB gab es immer Büchertische, sehr erfolgreich war der Verkauf bei der NÖ Landesausstellung in Weitra über die Buchhandlung Wolfrum.

Dr. Rabl berichtet weiters, daß die Waldviertel-Bibliothek im Höbarthmuseum im Juni 1994 in Schachteln verpackt und umgelagert werden mußte. Der Grund dafür war der Umbau im Höbarthmuseum. In den Osterferien wurden die Kästen wieder aufgestellt, ein Teil der Bücher ist bereits eingeordnet, ein weiterer Großteil der Aufstellung soll im Juli und August erfolgen. Derzeit haben wir ca. 60 Periodika aus allen Bundesländern, weiters aus Südtirol, der BRD und der Tschechischen Republik. Der Zuwachs an Büchern und Broschüren betrug 1994 weit über hundert Stück.

Auch wird die Korrespondenz im Laufe eines Jahres immer umfangreicher. Sie reicht von verschiedenen Subventionsansuchen über Korrespondenzen mit Mitarbeitern bis zur Beantwortung diverser Anfragen. Zum Schluß seines Berichtes dankt der Präsident allen Mitarbeitern, den Kollegen im Vorstand sowie auch den Mitarbeitern bei den Publikationen.

2. Herausgeber Prof. Dr. Harald Hitz: Bericht über die Schriftenreihe des WHB

Der Herausgeber der Schriftenreihe, Prof. Dr. Harald Hitz, gibt einen Rückblick auf 1994. So ist das Buch von Maria Mayr-Bitter „Das Jahr 1945 im Bezirk Horn“ erschienen, auch gab es zwei Neuauflagen, und zwar vom Graselbuch (Band 34), welches um 16 Seiten erweitert wurde, sowie von Band 35, das von Christoph Schadauer verfaßte Buch „Das Jahr 1945 im Bezirk Waidhofen an der Thaya“. 1995 sollen ebenfalls drei Bände erscheinen, und zwar „Juden und Judenverfolgung im Waldviertel“, herausgegeben von Univ.-Lektor Dr. Friedrich Polleroß, „Das Jahr 1945 in Weitra und Umgebung“ von OSR Wilhelm Romeder sowie ein weiterer Band von Dr. Robert Streibel über Krems 1945. Für 1996 ist von Univ.-Prof. Dr. Gustav Reingrabner das Buch „Die evangelische Bewegung im Waldviertel“ geplant, ferner die Herausgabe des Generalregisters über die Zeitschrift „Das Waldviertel“. Bezüglich des Generalregisters bemerkt Dr. Hitz, daß noch nicht entschieden ist, ob dieses nur als Diskette oder auch als Band erscheinen wird. Der Vorteil der Diskette ist, daß diese jederzeit auf neuesten Stand gebracht werden kann, der gedruckte Band hingegen schließt das Register mit einem bestimmten Jahr ab.

Dr. Karl Schwarz meldet sich zu Wort und meint zum Polleroß-Band, daß hier unbedingt die Familie Gutmann in Jaidhof behandelt werden sollte. Ferner bemerkt er, daß er vorhat, eine Bibliographie zu erarbeiten, welche alle Orte des Gföhler Gerichtsbezirkes behandelt. Reg.-Rat Dr. Trischler verweist darauf, daß sich auch der 75. Todestag Schönereers nähert und die seinerzeit von ihm verfaßte Schönereer-Broschüre vergriffen sei. Ehrenpräsident Dr. Weinrich weist auch auf dieses Büchlein von Dr. Trischler hin und legt dem WHB eine eventuelle Neuauflage ans Herz. Dr. Rabl bemerkt dazu, daß man einerseits die laufenden Planungen des Herausgebers, andererseits den zeitlichen Faktor der Mitarbeiter berücksichtigen muß.

3. Bericht des Finanzreferenten Prof. Mag. Rudolf Malli

Der stellvertretende Finanzreferent Prof. Mag. Johann Fenz ist entschuldigt. Finanzreferent Prof. Mag. Rudolf Malli berichtet über die Finanzen des WHB im Jahre 1994 und stellt den Einnahmen von 711 398,35 S die Ausgaben von 828 156,71 S gegenüber. Der Defizitbetrag von 116 758,36 S mußte aus der Gebarungreserve abgedeckt werden.

Jahreseinnahmen und -ausgaben 1994

Einnahmen:	
Mitgliedsbeiträge	282 861,00 S
Subventionen und Spenden	160 000,00 S
Inserate	22 353,00 S
Schriftenreihe und Einzelhefte	207 890,55 S
Zinsen	38 293,80 S
Summe der Einnahmen	711 398,35 S

Ausgaben:

Druck und Versand der Zeitschrift „Das Waldviertel“ (Heft 4/1993 und Heft 1-4/1994)	460718,20 S
Druck der Schriftenreihe	247923,16 S
Vorträge und Werbung	25926,50 S
Ankauf eines Computers für Adressenverwaltung und Verbuchung der Mitgliedsbeiträge	31920,00 S
Verwaltungsaufwand und Postgebühren für den Buchversand	43583,42 S
Bankspesen	4100,70 S
Waldviertel-Bibliothek	13984,73 S
Summe der Ausgaben	828156,71 S
Entnahme aus der Gebarungsreserve	116758,61 S

Anschließend gibt der Finanzreferent den Voranschlag für 1995 bekannt. Er erwartet Einnahmen von 535000 S, aber auch Ausgaben von 869000 S, somit eine Entnahme aus der Gebarungsreserve von 334000 S. Da der Vorstand des WHB in seiner letzten Sitzung beschlossen hat, der Jahreshauptversammlung zu empfehlen, den Mitgliedsbeitrag von 275 S auf 300 S zu erhöhen, stellt Mag. Malli den diesbezüglichen Antrag. Dieser Antrag, den Mitgliedsbeitrag für 1996 von 275 S auf 300 S zu erhöhen, wird einstimmig angenommen.

Schließlich verweist der Finanzreferent auf die Mitgliederbewegung und stellt fest, daß mit heutigem Tage 1094 Mitglieder (einschließlich der Tausch- und Pflichtexemplare), davon 1038 zahlende Mitglieder dem WHB angehören. Er beendet seinen Finanzbericht mit der Bitte, auf den Zahlscheinen nicht auf Namen und Adresse zu vergessen. Auch heuer konnte er wieder sieben Zahlscheine ohne Namen und Adresse nicht zuordnen, und es täte ihm immer wieder leid, wenn dadurch manchmal Mitglieder Mahnungen erhalten, die bereits bezahlt haben.

4. Bericht über die Rechnungsprüfung und Entlastung der Finanzreferenten

Rechnungsprüfer Gerhard Grassinger ist entschuldigt. Es berichtet HOL Friedel Moll, daß die Rechnungsunterlagen von ihm und Gerhard Grassinger überprüft wurden und die Rechnungsführung für richtig und korrekt befunden wurde. Er stellt daher den Antrag auf Entlastung der Finanzreferenten. Dieser Antrag wird einstimmig angenommen.

5. Neuwahl der Rechnungsprüfer

Bei dieser Wahl werden die bisherigen Rechnungsprüfer Gerhard Grassinger und HOL Friedel Moll einstimmig wiedergewählt.

6. Beschlußfassung über eingebrachte Anträge

Da keine Anträge eingebracht wurden, entfällt dieser Punkt.

7. Ehrungen

Der Vorstand hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, folgenden Persönlichkeiten die Ehrenmitgliedschaft des WHB zu verleihen: Dir. Eduard Führer, OSR Dir. Friedrich Schadauer und Reg.-Rat Dr. Franz Trischler. Bevor Präsident Dr. Rabl die diesbezüglichen Anträge stellt, hält er eine Laudatio auf die zu ehrenden Persönlichkeiten. Jeder der drei Geehrten erhält als Geschenk des Waldviertler Heimatbundes eine Originalradierung von Prof. Karl Korab.

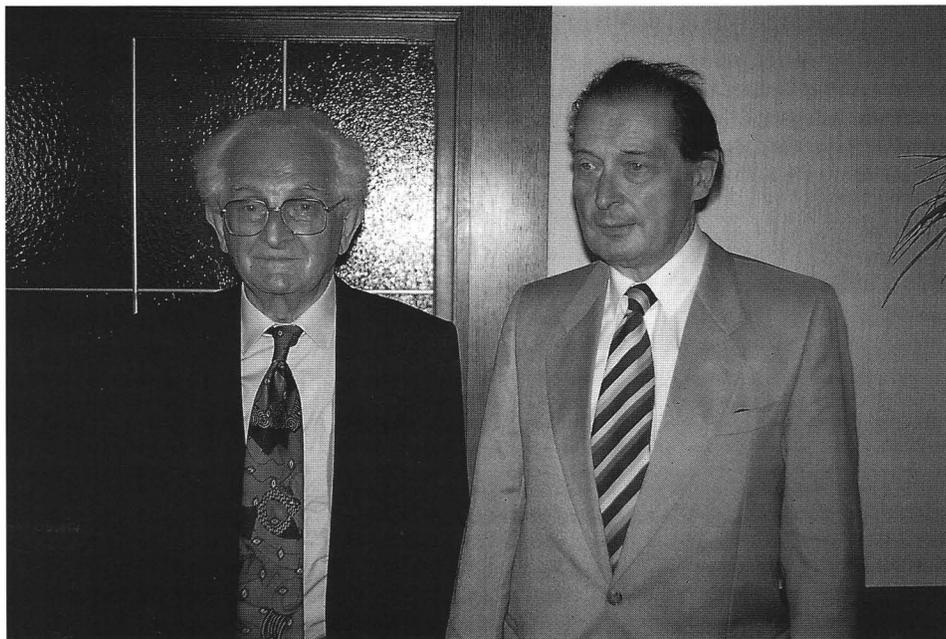
OSR Friedrich Schadauer wurde am 9. April 1925 in Thaya als Sohn eines Schlossermeisters geboren. Er besuchte das Stiftsgymnasium in Seitenstetten, wechselte dann 1938 in die Oberschule

nach Waidhofen an der Thaya, wo er 1943 maturierte. Anschließend folgten Kriegsdienst und russische Gefangenschaft. 1948/49 besuchte er die Lehrerbildungsanstalt in St. Pölten, wo er die Lehrbefähigung für Volksschulen erhielt. 1956 absolvierte OSR Schadauer das Lehramt für Hauptschulen, von 1959 bis 1987 war er Lehrer bzw. Direktor der Hauptschule in Dobersberg. In dieser Zeit war Dir. Schadauer auch in der Personalvertretung im Bezirk Waidhofen und in diversen Schulgremien tätig.

Seit 1960 im Gemeinderat seiner Heimatgemeinde Thaya vertreten, leitete Dir. Schadauer durch ein Jahrzehnt von 1965 -1975 als Bürgermeister die Geschicke dieser Marktgemeinde. 1975 wurde ihm die Ehrenbürgerschaft von Thaya verliehen.

Sehr bedeutend ist das kulturelle Engagement von OSR Friedrich Schadauer. So war er von 1949 bis 1980 Chorleiter des Gesangvereines Thaya, seit 1976 ist er Leiter der Bezirksstelle des NÖ Bildungs- und Heimatwerkes, und schließlich ist er seit 1977 Obmann des Kultur- und Museumsvereines Thaya. In dieser Eigenschaft ist sein Name als Herausgeber mit den „Arbeitsberichten des Kultur- und Museumsvereines Thaya“, einem heimatkundlichen Periodikum, in dem er viele Beiträge selbst verfaßt hat, eng verknüpft. Es ist ihm aber auch immer wieder gelungen, erstklassige Fachleute zur Mitarbeit zu gewinnen. Aus der Feder von OSR Schadauer liegt eine Reihe von heimatkundlichen Publikationen vor, einige seien angeführt: „800 Jahre Thaya“ (gemeinsam mit Werner Neuwirth und Florian Schweitzer, 1975), „30 Jahre Hauptschule Dobersberg“ (1977), „100 Jahre Feuerwehrverbände im Bezirk Waidhofen/Thaya“ (1990). Weiters hat OSR Schadauer viele Beiträge für die „Heimatkundlichen Nachrichten zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Waidhofen an der Thaya“ (seit 1975) verfaßt. Schon seit 1962 ist er freier Mitarbeiter bei der Waidhofner Zeitung der Neuen NÖN. OSR Schadauer ist aber auch Autor unserer Zeitschrift „Das Waldviertel“; zuletzt erschien 1989 ein Beitrag über den Arzt Univ.-Prof. Dr. Leopold Schönbauer.

1992 konnte der WHB in der Schriftenreihe die Arbeit von Christoph Schadauer, dem Sohn von OSR Schadauer, „Das Jahr 1945 im politischen Bezirk Waidhofen an der Thaya“ veröffentlichen. Daß dieses Buch ein voller verlegerischer Erfolg wurde, ist den großen organisatorischen Fähigkeiten und dem unermüdlichen Einsatz von OSR Schadauer zu verdanken. Es ist sehr selten, daß ein regional-



Dr. Franz Trischler (links) und Oberschulrat Friedrich Schadauer

kundliches Buch eine zweite Auflage erlebt. Mit der großen Hilfe von OSR Dir. Schadauer ist dem WHB dies gelungen. So war nach eineinhalb Jahren die erste Auflage von 1000 Exemplaren vergriffen, 1994 erschien eine zweite Auflage. Bei der Jahreshauptversammlung 1992 war die Buchpräsentation mit dem Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Karl Gutkas eine der bestbesuchten Veranstaltungen des WHB. Dies war wiederum nur dem großen Engagement von OSR Friedrich Schadauer zu verdanken.

Präsident Dr. Rabl stellt daher den Antrag, OSR Dir. Friedrich Schadauer für seine Verdienste um die Waldviertler Heimatforschung und seine tatkräftige organisatorische Mithilfe beim Waldviertler Heimatbund zum Ehrenmitglied zu ernennen. Dieser Antrag wird einstimmig und mit großem Beifall angenommen.

OSR Friedrich Schadauer bedankt sich in herzlichen Worten für diese Auszeichnung, welche für ihn sehr überraschend gekommen sei. Er freue sich, daß er Brauchbares für die Heimatforschung leisten konnte und möchte auch weiterhin zu dieser beitragen.

Reg.-Rat Dr. Franz Trischler wurde am 7. Juni 1920 in Obergrafendorf als Sohn einer Bauernfamilie geboren. Er besuchte das Stiftsgymnasium in Seitenstetten und die achte Gymnasialklasse in St. Pölten, wo er 1939 die Reifeprüfung ablegte. Im selben Jahr wurde Franz Trischler zur Luftwaffe einberufen, er konnte aber in der Zeit von 1940-1942 an den Universitäten in Leipzig und Berlin studieren; außer mathematischen und physikalischen Vorlesungen galt sein Hauptinteresse der Meteorologie und Geophysik. Bis Kriegsende arbeitete Dr. Trischler beim Wetterdienst der Luftwaffe. 1945 setzte er sein Meteorologiestudium an der Universität Wien fort und arbeitete von 1946-1948 als Meteorologe bei der Wetterdienststelle in St. Pölten. In den Jahren 1946/1947 absolvierte er an der Lehrerbildungsanstalt in St. Pölten einen Abiturientenlehrgang und erlangte die Lehrbefähigung für Volksschulen. 1952 erreichte er die Lehrbefähigung für Hauptschulen, und zwar für die Fächer Mathematik, Physik/Chemie und Naturgeschichte sowie 1961 für Deutsch, Englisch, Geschichte und Geographie. Am 5. 2. 1955 wurde Franz Trischler zum Doktor der Philosophie promoviert, sein Hauptfach war Meteorologie, das Nebenfach Physik. Von 1963 bis 1985 war Dr. Trischler Bezirksschulinspektor für den politischen Bezirk Zwettl. 1971 wurde ihm der Berufstitel Regierungsrat verliehen, auch wurden ihm zahlreiche andere Auszeichnungen und Ehrungen zuteil.

Dr. Trischler hat zahlreiche heimatkundliche Publikationen verfaßt, aus der Fülle der Publikationen sollen erwähnt werden: „Beiträge zur Geschichte der Marktgemeinde Obergrafendorf“ (1959), „Zwischen Hiesberg und Schöpfl“ (Herausgeber, 1963), „Zwischen Weinsberg, Wild und Nebelstein“ (Herausgeber, 1974), „Grafendorf an der Pielach“ (1975), „Kuenringer in der Geschichte und in den Dramen von Matthäus von Collin“ (gemeinsam mit Karl Gutkas, 1981), „Zwettler ABC für den Waldviertler Meteorologen-Urlaub“ (1984), „120 Jahre Bezirkshauptmannschaft St. Pölten“ (1988) sowie „Georg Schönerer (1842-1921), eine österreichische Tragödie“ (1992). Er ist auch Initiator der vielbeachteten Vortragsreihe „Historisches Forum Schloß Rosenau“.

Im letzten Jahrzehnt hat Dr. Trischler mit großem Einsatz und Vehemenz die These von der Herkunft Walthers von der Vogelweide aus dem Waldviertel vertreten und populär gemacht. Gemeinsam mit dem NÖ Bildungs- und Heimatwerk und dem Waldviertler Heimatbund veranstaltete Dr. Trischler im Jahre 1988 ein Symposium in Zwettl und Traunstein zu diesem Thema, auf seine Initiative wurde das Heft 4/1991 der Zeitschrift „Das Waldviertel“ ganz dem Thema „Walther von der Vogelweide“ gewidmet, ebenso begründete er die „Walther von der Vogelweide-Wandertage“, 1992 wurden Gedenksteine gesetzt (Hörmanns, Ruine Weiteneegg), 1994 der rekonstruierte „Waltherbrunnen“ bei Hörmanns in Betrieb genommen.

Präsident Dr. Rabl stellt daher den Antrag, Reg.-Rat Dr. Franz Trischler für seine Verdienste um die Waldviertler Heimatforschung zum Ehrenmitglied des Waldviertler Heimatbundes zu ernennen. Dieser Antrag wird einstimmig und mit großem Beifall angenommen.

Regierungsrat Dr. Trischler bedankt sich mit herzlichen Worten für die ihm zuteil gewordene Ehrung und sagt, er sei genauso überrascht gewesen wie OSR Schadauer. Er habe für die Waldviertler-Bibliothek Belegexemplare seiner Werke mitgebracht und freue sich, diese aus diesem Anlaß übergeben zu können. Zugleich dankt er nochmals für die große Auszeichnung.

Präsident Dr. Rabl stellt nun den Antrag, **Dir. Eduard Führer** für seine Verdienste um die Waldviertler Heimatforschung zum Ehrenmitglied des Waldviertler Heimatbundes zu ernennen. Auch dieser Antrag wird mit großem Beifall und einstimmig angenommen. (Die Überreichung der Urkunde erfolgte am 16. Mai 1995 im Heimatmuseum Waidhofen im Rahmen einer Veranstaltung über den Räuber Johann Georg Grasel.)

Eduard Führer wurde am 26. Jänner 1936 in Hirschbach geboren und besuchte die Hauptschule in Gmünd und die Handelsschule in Waidhofen an der Thaya. Beruflich wandte er sich dem Sparkassensektor zu. 1954 trat er in die Sparkasse in Litschau ein, zwei Jahre später ging er nach Enns, und ab 1962 arbeitete er in der Waldviertler Sparkasse von 1842 in Waidhofen an der Thaya. Zuletzt war Eduard Führer 14 Jahre lang als Vorstandsdirektor einer der beiden Leiter der ältesten Waldviertler Sparkasse.



Dir. Eduard Führer

Dir. Führer engagierte sich seit langem im öffentlichen, vor allem im kulturellen Leben. Er ist seit vielen Jahren Leiter der beiden Museen des Vereins Heimatmuseum in Waidhofen an der Thaya. Mit Vehemenz trat Dir. Führer für den Ausbau des Museums in der Schadekgasse zum Ersten Waldviertler Webereimuseum ein, das in die Waldviertler Textilstraße eingebunden wurde. Aufgrund seiner Initiative brachten die Museen eine Reihe von Katalogen heraus. Er ist Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft „Wirtschaft und Schule“ und Geschäftsführer der „Wirtschaftsakademie Waidhofen an der Thaya“.

Dir. Führer ist seit vielen Jahren Vorstandsmitglied des Waldviertler Heimatbundes, er ist seit 1988 Redakteur der Kulturberichte der Zeitschrift „Das Waldviertel“ für den Bezirk Waidhofen an der Thaya und Leiter der Bezirksgruppe Waidhofen des WHB.

Dir. Führer hat sich durch zahlreiche Publikationen zur Sparkassengeschichte, zur Geschichte der Stadt Waidhofen an der Thaya und mit Beiträgen über die beiden Museen den Ruf eines fleißigen und zuverlässigen Heimatforschers erworben. Schon im 1980 von Prof. Dr. Harald Hitz herausgegebene Buch „Waidhofen. Werden und Wandel einer Stadt“ hat Eduard Führer die Entwicklung Waidhofens vom Josephinismus bis ins 20. Jahrhundert behandelt. Weitere Publikationen sind u. a.: „Textilland Waldviertel — gestern und heute“ (1983), „Waidhofen an der Thaya in alten Ansichten“ (1986), „145 Jahre Waldviertler Sparkasse von 1842“ (1987), „Waidhofen. Die Stadt, das Land, die Thaya“ (gemeinsam mit Arnulf Neuwirth, 1991), „Erstes Waldviertler Webereimuseum. Eine Darstellung zur Textilgeschichte“ (gemeinsam mit Leopoldine Hokr und Heinrich Hetzer, 1993) und die gemeinsam mit Dr. Harald Hitz verfaßte monumentale Festschrift „150 Jahre 1842-1992. Erfahrung, die der Zukunft dient. Waldviertler Sparkasse von 1842“ (1992).

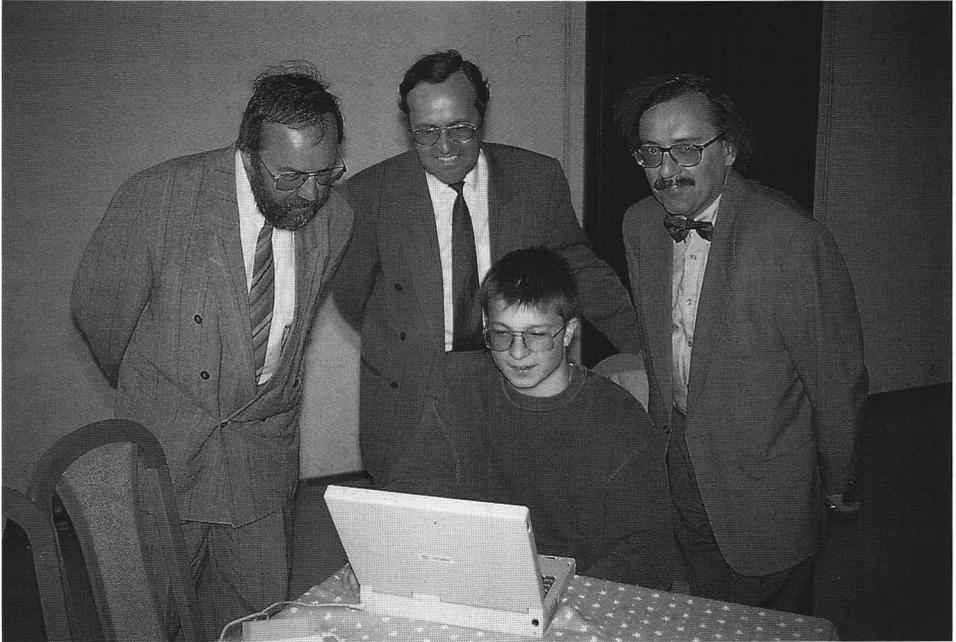
Eine Unzahl von Beiträgen Dir. Führers erschienen im „Kulturbrief der Stadt Waidhofen/Thaya“ in den „Stadtnachrichten Waidhofen an der Thaya“, in den „Heimatkundlichen Nachrichten zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Waidhofen an der Thaya“ und in der Zeitschrift „Das Waldviertel“. Darüber hinaus hat Eduard Führer als Direktor der Waldviertler Sparkasse die Herausgabe vieler heimatkundlicher Publikationen auch finanziell ganz wesentlich unterstützt.



Dr. Thomas Winkelbauer, Walter Enzinger, Dir. Burghard Gaspar, Mag. Rudolf Malli und Leonhard Reis



OStR. Mag. Josef Konar erklärt das EDV-Generalregister der Zeitschrift „Das Waldviertel“



Dr. Harald Hitz, HOL Herbert Neidhart, Andreas Staribacher und Dr. Winfried Winkler

8. Allfälliges

OSR Schadauer stellt eine Anfrage zu den Kulturberichten über den Bezirk Waidhofen an der Thaya. Abschließend dankt Präsident Dr. Rabl allen Mitarbeitern und Mitgliedern und schließt die Jahreshauptversammlung um 12 Uhr.

Im Anschluß an die Jahreshauptversammlung erteilt Präsident Dr. Rabl OStR. Mag. Josef Konar vom Bundesgymnasium Horn das Wort, der die EDV-mäßige Erfassung des Generalregisters der Zeitschrift „Das Waldviertel“ koordiniert und zum ersten Male vorstellt (EDV-Abfrage). Die Eingabe der Daten hatte Frau Prof. Mag. Eva Wackerlig gemacht; Prof. Mag. Rudolf Malli, der Initiator des Generalregisters, überprüfte die Datensätze und erweiterte die Schlagworte.

An drei Computern werden von OStR. Konar und den Schülern Leonhard Reis und Andreas Staribacher Abfragen entgegengenommen. Am Nachmittag führt HOL Paul Ney durch die Stadt Gföhl, die Pfarrkirche und das Stadtarchiv; anschließend wird Schloß Jaidhof besucht, wo Frater Karl durch die Räume führt. *Burghard Gaspar, Schriftführer*



HOL Paul Ney, Stadtarchivar von Gföhl



Schloß Jaidhof
(Alles Fotos: Erich Rabl, Horn)

Das Waldviertel

Zeitschrift für Heimat- und Regionalkunde des Waldviertels und der Wachau

(Begründet von Johann Haberl jun. 1927 in Waidhofen an der Thaya)

Der Verein „Waldviertler Heimatbund“ bezweckt lokale Forschungen im und über das Waldviertel, die Förderung des Geschichts- und Heimatbewußtseins, die Vertiefung der Kenntnisse der Kunst und Kultur sowie die Bewahrung und Pflege erhaltenswerter Zeugen der Vergangenheit, insbesondere auch die Förderung von Bestrebungen der Denkmalpflege und des Umweltschutzes im Sinne der Erhaltung der Naturlandschaft und der Naturdenkmäler. Die Tätigkeit des Vereins ist nicht auf Gewinn gerichtet. Jede parteipolitische Betätigung innerhalb des Waldviertler Heimatbundes ist mit den Vereinszielen nicht vereinbar und deshalb ausgeschlossen.

Namentlich gezeichnete Beiträge geben die persönliche Meinung des Verfassers wieder und stellen nicht unbedingt die Auffassung der Redaktion dar.

Vorstand: Präsident: Dr. Erich Rabl, Horn. 1. Vizepräsident: Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. 2. Vizepräsident: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg. Finanzreferenten: Mag. Rudolf Malli, Limberg, und Mag. Johann Fenz, Horn. Schriftführer: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg, und Dr. Friedrich B. Polleroß, Neupölla. Schriftleiter der Zeitschrift „Das Waldviertel“: Dr. Erich Rabl, Horn, und stellvertretender Schriftleiter: Dr. Anton Pontesegger, Gleiß.

Redaktion: Dr. Ralph Andraschek-Holzer, Horn; Dr. Anton Pontesegger, Gleiß; Dr. Friedrich Polleroß, Neupölla; Dr. Erich Rabl, Horn, und Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. Mitarbeiter der Kulturberichte: Bezirk Gmünd: Dr. Wilfried Winkler, Hohen-eich. Bezirk Horn: Gerhard Grassinger, Dallein. Bezirk Krems: HS-Dir. Hans Frühwirth, Krems. Bezirk Melk: HOL Herbert Neidhart, Pöggstall. Bezirk Waidhofen an der Thaya: Dir. Eduard Führer, Waidhofen. Bezirk Zwettl: HOL Friedel Moll, Zwettl.

Redaktionsadresse und Bestellungen von Vereinspublikationen: Waldviertler Heimatbund (WHB), A-3580 Horn, Postfach 100 oder Telefon 02982/3991 (Dr. Rabl).

Herausgeber und Medieninhaber (Verleger): Waldviertler Heimatbund (WHB), A-3580 Horn.

Satz+Druck: Malek Druck GesmbH, A-3500 Krems, Wiener Straße 127.

Gedruckt mit Unterstützung des Kulturreferates der Niederösterreichischen Landesregierung.

ISSN 0259-8957

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES

- Dr. Ralph Andraschek-Holzer, 1100 Wien, Laaerbergstraße 3/6
Prof. Mag. Johann Fenz, 3580 Horn, Kristgasse 18
HS-Dir. i. R. Hans Frühwirth, 3500 Krems/Donau, Kremstalstraße 58
Spk-Dir. i. R. Eduard Führer, 3830 Waidhofen/Thaya, Hans Wagner-Straße 7
VS-Dir. Burghard Gaspar, 3730 Grafenberg 63
Gerhard Grassinger, FOI der Bezirkshauptmannschaft Horn, 3753 Dallein 29
Prof. Dr. Harald Hitz, 3830 Waidhofen/Thaya, Kroppusstraße 9
OStR. Mag. Marianne Hubalek, 3580 Horn, Rudolf Fischerweg 9/15
Ing. Karl Hulka, 3580 Horn, Stephansberg 48
HOL Ulfhild Krausl, 2095 Drosendorf, Altstadt 8
VS-Dir. i. R. OSR Johann Lang, 3712 Maissau, Weitenbachgasse 6
HOL Friedel Moll, 3910 Zwettl, Waldrandsiedlung 63
HOL Herbert Neidhart, 3650 Pöggstall, Postfeldstraße 27
Dir. i. R. OStR. Dr. Ernst Pleßl, 3580 Horn, Josef Strommer-Straße 35
Universitätslektor Dr. Friedrich Polleroß, 1200 Wien, Klosterneuburger Straße 60/20
OStR. Dr. Anton Pontesegger, 3331 Gleiß, Waidhofner Straße 2
Prof. Mag. Reinhard Preißl, 3860 Heidenreichstein, Seyfrieds 67
Dr. Doris Prenn, 4020 Linz, Beethovenstraße 24
Prof. Dr. Herbert Puschnik, 3580 Horn, Raiffeisenstraße 36
Dr. Herta Puschnik, 3580 Horn, Raiffeisenstraße 36
Prof. Dr. Erich Rabl, 3580 Horn, Giugnostraße 15
Univ.-Prof. Dr. Gustav Reingrabner, Institut für Kirchenrecht der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Wien, 1090 Wien, Rooseveltplatz 10/8
Univ.-Prof. DDr. Floridus Röhrig, 3400 Klosterneuburg, Chorherrenstift
Rat Dr. Erich Steiner, NÖ Landesmuseum/Naturwissenschaftliche Sammlung,
1014 Wien, Herrengasse 9
Prof. Dr. Ilse Wais, 3830 Waidhofen/Thaya, Vitiser Straße 43/6
Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer, Institut für Österreichische Geschichtsforschung,
1010 Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1
Walter Winkler, 3580 Horn, Florianigasse 3
Prof. Dr. Wilfried Winkler, 3945 Hoheneich, Schulgasse 73

SCHRIFTENREIHE DES WALDVIERTLER HEIMATBUNDES

(Lieferbare Bände)

- Band 22: **Sepp Koppensteiner**: Rund um den Nebelstein. Besinnliche und heitere Geschichten aus dem Oberen Waldviertel (1978) 119 Seiten . öS 50,—
- Band 26: **Walter Pongratz**: Die ältesten Waldviertler Familiennamen (1986) 204 Seiten öS 195,—
- Band 27: **Renate Seebauer**: Ortsgeschichte von Mahersdorf (1986) 64 Seiten . öS 50,—
- Band 28: **Robert Kurij**: Nationalsozialismus und Widerstand im Waldviertel (1987) 248 Seiten; Sonderpreis öS 40,—
- Band 29: **Ulrike Kerschbaum/Erich Rabl (Hg.)**: Heimatforschung heute. Referate des Symposions „Neue Aspekte zur Orts- und Regionalgeschichte“ vom 24. bis 26. Oktober 1987 in Horn (1988) 196 Seiten öS 195,—
- Band 30: **Friedrich Polleroß (Hg.)**: 1938. Davor — Danach. Beiträge zur Zeitgeschichte des Waldviertels (Zweite, ergänzte Auflage 1989) 400 Seiten öS 180,—
- Band 31: **Maria Mayr (geborene Bitter)**: Das Jahr 1945 im Bezirk Horn (1994) 176 Seiten öS 160,—
- Band 32: **Andrea Komlosy (Hg.)**: Spinnen — Spulen — Weben. Leben und Arbeiten im Waldviertel und in anderen ländlichen Regionen (1991) 152 Seiten öS 135,—
- Band 33: **Robert Streibel**: Plötzlich waren sie alle weg. Die Juden der „Gauhauptstadt Krems“ und ihre Mitbürger (1991) 295 Seiten öS 298,—
- Band 34: **Harald Hitz (Hg.)**: Johann Georg Grasel. Räuber ohne Grenzen (Zweite, ergänzte Auflage 1994) 152 Seiten öS 145,—
- Band 35: **Christoph Schadauer**: Das Jahr 1945 im politischen Bezirk Waidhofen an der Thaya (Zweite Auflage 1994) 320 Seiten öS 195,—
- Band 36: **Thomas Winkelbauer (Hg.)**: Kontakte und Konflikte. Böhmen, Mähren und Österreich: Aspekte eines Jahrtausends gemeinsamer Geschichte (1993) 560 Seiten öS 360,—
- Band 37: **Friedrich Polleroß (Hg.)**: Juden und Judenverfolgung im Waldviertel (in Vorbereitung)
- Eduard Kranner**: Ulrich von Sachsendorf. Ein höfischer Minnesänger im babenbergischen Österreich (2. Aufl. 1977) 109 Seiten öS 70,—

*Bestellungen richten Sie bitte an den Waldviertler Heimatbund (Dr. Erich Rabl),
3580 Horn, Postfach 100, oder Telefon 02982/3991 (ab 14 Uhr)*

SPITZE- DIESE SPARFORM



Prämien sparen

Und es gibt sie doch, die Freiheit für Geldanleger. Mit der Laufzeit ganz nach Ihren Wünschen, mit flexiblen Einzahlungen und dem Guthaben - jederzeit verfügbar. Das Prämien sparen der Sparkasse. Damit Sparen heute attraktiv ist, muß es schon einiges bieten.

Sparkasse 

Horn-Ravelsbach-Kirchberg AG

Telefon 02982/3433